Wanderung durch Böhmen am Vorabend der Revolution

Robert Scheu

Wanderung durch Böhmen am Vorabend der Revolution

Wanderung durch Böhmen am Vorabend der Revolution

(Vom 20. Juli bis 20. September 1918)

Ein Quellenwerk der Zeitgeschichte

von

Dr. Robert Scheu

1919

Verlag Ed. Strache / Wien und Leipzig

Alle Rechte auch das der Überſetzung vorbehalten
Copyright by Verlag Ed. Strache, Wien Prag Leipzig

Budweis

1

Jeschesschmarie Pane Doktore? — Ein von Seifenschaum bedeckter Gesicht über welches ein Handtuch fährt, ein nackter, noch feuchter Arm streckt sich aus einem Türspalti. Ein fröhliches, herzliches Guteschtag den bei der Morgentoilette überraschten Hofrechnungsrat den Wenzel Kompal begrüßt den etwas frühen Besuch — Liebes Freund, es ist ja schon neun Uhr! Haben Sie mich nicht erwartet? Gestern Abend bin ich angekommen und bei der Glocke abgestiegen — Eine alte Frau mit grundgutigem Gesicht wird flüchtig sichtbar, es ist Herrn Kompals Mutter, die ihren Sohn auf einige Wochen in Pflege und Verwöhnung genommen hat. Die Verständigung beschränkt sich auf einige Gestikulationen, denn die tschechische Sprache, mit der ich nun in viele Berührung kommen soll ist mir leider ein fremden Idiom, es ist eben Wenzel Koupals Aufgabe, mich als wohlinformierter Dolmetsch in seiner Heimat einzuführen. Daßhee haben wir uns schon in Wien geeinigt, im Café Zentral, wo man den gemütlichen Rechnungsrat täglich zwischen drei und vier Uhr beim Schwarzen hinter einem Berg von Zeitungen anzutreffen sicher sein kann.

— Wan gilt es! Wollen Sie im Lande Böhmen mein Ciceroone sein?

— Aber ja, Herr Doktor mit dem größten Vergnügen. Sie sollen einmal mit eigenen Augen sehen, wie es bei uns aussieht und wie es den Böhmen zumute ist. Das kann nicht schaden, sakra, das wird a Hetz!

Um zehn Uhr sitzen wir bei der Glocke auf dem Ringplatz von Budweis, hinter den Spiegelscheiben bei einem Glas Wein. Kompal, der innerhalb dreier Wochen seine bleiche Stadtfarbe mit einem böhmischen Rot vertauscht hat blickt mich mit ungewöhnlichem Ernst prüfend an, dann sagt er:

— Bitte schön, Herr Doktor, wollen Sie mir noch einmal sagen, was Sie mit der Reise eigentlich bezwecken, es ist mir nämlich nicht ganz klar, Sie begreifen — —

— Also, ich will es Ihnen noch einmal erklären, obwohl ich es nicht so in klaren Begriffen auszudrücken kann. Es schwebt mir nämlich weniger ein Gedanke, als vielmehr ein Erlebnis vor, noch dazu einen, das ich mir liegt und von dem ich noch gar nicht sagen kann, wie es sich gestalten wird. Ich will die nationale Frage in Böhmen erleben und zwar als Zweck. Zu diesem Zwecke will ich die Sprachgrenze streckenweise bereisen, später in die tschechischen Gebiete einen Blick werfen, erst ganz zuletzt nach Prag gehen, wenn ich die Peripherie studiert habe, mit Bürgern, Bauern, Lehrern, Katecheten, Politikern sprechen, dabei gleichzeitig die Eigenart des Landes und der Städte so auch aufnehmen und so eine Intuition gewinnen, wie sie aus Büchern und Berichten nicht zu bekommen ist. Hauptsächlich

oder interessiere mich, wie der nationale Kampf im Leben des einzelnen in Erscheinung tritt, wenn ihnen dem Schlagwort als konkretere Inhalte stehe, und wie der Krieg gewirkt hat

— Sie aber, was soll dabei herauskommen?

— Ein Gesamteindruck, ein komplexes Bild, eine persönliche Überzeugung, eine Anregung, eine Befruchtung. Ich fühle es als eine Verpflichtung, die mir legendrum auferlegt worden ist. Worum ich mich aber gerade jetzt so lebhaft für die böhmische Frage beziehungsweise für das böhmische Volk interessiere, das habe ich Ihnen so schon einmal erzählt. In Schweden und Dänemark, wo ich jener oder mehrere Monate lang gewesen bin, habe ich die Perspektive für die Tschechen gewonnen. Speziell in Schweden, dort habe ich es nämlich augenblicklich einmal gefunden, und der Grund war die eigentümliche polnische Gleichgültigkeit der Schweden, ihr auffallend schwach entwickelter Sinn auch für solche Fragen, die ihnen auf den Fingern brennen, die Armut an politischer Leidenschaft, die das ganze öffentliche Leben verödet und dadurch auch merkwürdig auch das gesellschaftliche und private. Da fiel mir unwillkürlich ein, wie für mächtige Impulse aus dem verhältnismäßig kleinen Volk der Tschechen durch die ganze Welt gehen, welchen Aufschen die überall hervorrufen und wieviel sie uns dadurch zu schaffen geben. Gerade damals hat es lebhafte Erörterungen über die böhmische Frage in der neutralen Presse gegeben und ich wurde eingeladen, das Wort zu ergreifen. Da war es mir auf einmal sehr sympathisch, daß es ein politisch so erregbares Volk gibt, und ich habe mich erinnert, daß mir die Tschechen eigentlich immer als sehr lebendige Menschen gegenüber sind. Ich habe in Schweden gesehen, wie angenehm schläfrig ein angenehm germanisches Volk ist und wie es zuletzt den Geschmack an der Betrübung wie dem Fremden verliert. Denn die Schweden, die man sich bei uns konventionell wie internationell riesig interessierte vorstellte, haben in Wirklichkeit nur den einen Wunsch, ganz unter sich zu sein, und der Stockholmer Kongreß war die größte Behelligung, der unwillkommenste Einbruch, der ihnen passieren konnte. Mag sein, daß sich die Schweden in ihrer Eigenart ganz glücklich fühlen, aber ich möchte kein Schwede sein und keinem Staate angehören, wo das Gemüt keine Synthese zu leisten hat. Dort ist es nur auch aufgefallen, wieviel leichter wir uns mit einem Russen, einem Rumänen, einem Italiener verstehen als mit dem reinrassigen Germanen, wie wir aber auch diesem durch die Dialektik unseres Gemütes überlegen sind, ich spreche nicht von der Tiefe

Wem verdanken wir das? Dem Beieinanderwohnen so vieler Völker und Rassen in Österreich-Ungarn, die vom Senat im Laufe der Jahrhunderte doch zu einem psychischen Sonzen verschmolzen worden sind. Jetzt will ich diese Steigerung dadurch auf das äußerste steigern, daß ich die beiden Völker, die Deutschen und die Tschechen, dort wo sie sich ineinander verzahnen, wie ein Auslandes, ein distinguiertes Foreigner, anspreche, vornehmerweise daß sie mir den erhofften Einblick gewähren, was ich mir erst erobern muß. Dazu sollen Sie mir verhelfen, lieber Rechnungsrat, soweit es Ihre Nation betrifft

— Aha, jetzt verstehe ich Sie schon besser. Also gut, ich werde Sie führen. Hier in Budweis bin ich zu Hause, da in der Nähe bin ich geboren. Da kenne mich jeder Mensch, haben Sie sich schon die Stadt angeschaut?

Schon in jungen Jahren haben mich auf Reisen die Städte immer besonders angezogen, auch solche an denen noch touristischem Begriff „nichts zu sehen" ist. Besonders reizvoll finde ich die erste Begegnung wo es sich darum handelt, die Stadt als Ganzes zu erfassen. Städte haben ihren eigenen Geist, der oft viel schärfer ausgeprägt ist als der von Ländern und Nationen, er ist viel eigensinniger, zäher beständiger. Die Stadt ist einerseits Landschaft, andererseits ein ganz eigenartiges, unwiderholbares gesellschaftliches Gebilde ein geschichtliches, geographisches, ökonomischer Organismus, aus welchem ein gewisses Denken und Fühlen als Mischungsergebnis herauswächst. Den geistigen Ueberbau über die materielle Grundlage der in den Inhalt der Geschichte auszumachen soll kann man an kleinen Städten schneller erfassen und durchschauen, und dies im Fluge zu tun hat seinen eigenen Reiz. So unansehnlich und bescheiden ist keine Stadt daß ich nicht eine bedeutende Aufgabe darin fände ihre geschichtlichen Rätsel zu lösen, ihre Physiognomie zu deuten. Dazu kommt noch ein anderer Gesichtspunkt. Ein Dorf, ein Fluß ist für den Strategen etwas anderes als für den Landschaftsmaler. Eine scheinbar gewöhnliche Stadt kann weltstrategisch eine ungeheure Bedeutung haben, sie kann der Schnittpunkt zweier Völkersysteme sein ohne daß diese Tatsache bekannt zu sein braucht. Das berühmte paradoxe Wort auf der Wiener Landstraße fängt Asien an, enthält eine solche weltstrategische Einsicht.

In Budweis gewann ich bald das Bewußtsein, daß in dieser Stadt die so ruhig in der flachen Ebene am Maidaufstand liegt weltwichtige Dinge angehen. Aktionen sind es, laute Ereignisse die sich über Jahrzehnte hinziehen und nicht das geringste Aufsehen hervorrufen, so wenig wie die Verwandlung eines Laubwaldes in einen Nadelwald die sich manchmal als Folge einer einzigen Frostnacht vollzieht und in weiterer Folge einen Klimawechsel einleitet.

Als größte Stadt Südböhmens mit 42 000 Einwohnern als Ausflugszentrum für die Wanderungen in den romantischen Böhmerwald durch ihre Lage und Bahnverbindungen von Linz, Wien, Pilsen, Tabor, Prag leicht erreichbar — jede Fahrt läßt sich in einem halben Tage ausführen — mit ihrer ausehnlichen Industrie, ihrem fruchtbaren Hinterland, ihrer exponierten Lage an der Peripherie zweier Sprachgebiete, vereinigt sie eine Fülle von Bestimmungen, durch welche ihre eine Bedeutung gewiß ist.

Ich habe mir folgende Methode angewöhnt, eine Stadt zu „besetzen". Vom Bahnhof begebe ich mich auf den Hauptplatz, der durch Kirche und Rathaus gewöhnlich schon von weitem erkennbar ist. Dort muß es sich mit einem einzigen Blick erweisen ob dieser Mittelpunkt mit der alten Stadt identisch ist, oder ob die moderne Stadt einen anderen Mittelpunkt hat. Im letzteren Falle hat man zwei aneinander verschobene Städte vor sich, was wieder in der Geschichte der Stadt seine Aufklärung finden muß. Dann begebe ich mich zum Hauptgewässer der Stadt, welchen sie entweder symmetrisch oder unregelmäßig teilt. Von der Mitte der größten Brücke zeigt die Stadt ihren technisch organischen Durchschnitt, gewissermaßen ihre Trieb- und Kraftwerke. Man erinnere sich, wie charakteristisch und

schnittsbedeutend es beispielsweise für Wien ist, daß es aus der Donau exzentrisch geschnitten wird. Den dritten Gesamteindruck vermittelt die Umgebung der Stadt von den umgebenden Höhen oder aus der Ebene, wo man die Schlote zählen kann die Gruppierung der Vororte, das Straßennetz plastisch in die Augen springt.

Die gesellschaftlichen Gehelmisse lassen sich rasch aus Ausstellungssäulen und den Plakaten herauslesen, die Lokalzeitung verrät aus die meistgenannten Namen und die wesentlichen Interessen, um welche sich alles dreht, das Lieblingslokal der Intelligenz läßt Temperament Zeitvertreibung, Lebensweise, Verkehrsart, Höhe und Richtung des Aufwandes rasch erkennen, und wenn es noch ein Theater gibt ist das Gesamtbild bald lückenlos.

In Budweis gibt der tägliche Korso auf dem Ringplatz Gelegenheit, das Antlitz der Bevölkerung in Muße zu studieren. Der Ringplatz, ein riesiges Quadrat mit Katzenkopfpflaster, in dessen Mitte der Brunnen mit der Samson-Statue, erhält durch die schönen, breiten Laubengänge, welche das Promenieren bei jedem Wetter gestatten, sein Gepräge. Nur einem Fremden fällt es ein, den Ringplatz diagonal zu durchqueren. Die Einheimischen halten sich an die breiten Bürgersteige. An Samstagen marschiert man hier sechs Reihen tief, besorgt unter den Arkaden mannigfache Einkäufe, Stock- und Landbevölkerung hält getrennte Nayana ein. Man hört beide Landessprachen bunt durcheinander. Die Studenten gehen nach moderner Sitte mit unbedecktem Haupt. Die Offiziere bilderen (damals noch) Spalier. Die jungen Damen sehen heiter und freundlich drein, bei näherer Bekanntschaft bekunden sie ein liebenswürdiges Naturell. Die Tschechen in Budweis können — soweit ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte — sehr gut Deutsch, wenn sie auch in übertreibener Bescheidenheit wegen ihres mangelhaften Deutsch um Entschuldigung bitten, was mich, der auf solche Artigkeit kaum vorbereitet war, nicht wenig genierte. Diesem ritterlichen Zug bin ich in Böhmen regelmäßig begegnet. Auch in den rein tschechischen Gebieten entschuldigt sich der zweisprachige Einheimische beim einsprachigen Gast, daß er in dessen Sprache nicht so gewandt sei.

Auf dem Ringplatz stehen das Rathaus und die Hotels, aus denen die „Krone" als Restaurant mit Recht sehr beliebt ist. Dort gab es in der Fritschenzeit zu den Jahren noch prachtige Fleisch- und Mehlspeispartienen zu erstaunlich billigen Preisen bei zugendlicher manierter Bedienung. Im ersten Stock eines Eckhauses ist das Café Central, wo man zum Schwarzen bereits die Wiener Zeitungen vollzählig ausfindet. Die Luft und Stimmung in diesem Café ist ganz milenerisch, beziehungsweise österreichisch. Was die Cafés für die Reichshauptstadt bedeutet haben sollte Gegenstand eines besonderen Studiums bilden. Hätten unsere maßgebenden Kreise bei der Vorbereitung des Krieges nur das eine bedacht, den Kaffee wie viel leichter wäre uns das Durchhalten gefallen! Der Österreicher ist vor allem ein Genußmensch, die Idee hätte ihm vor allem gewahrt bleiben müssen. Hätte man doch die Not Brasiliens, die aus Überproduktion am Kaffee entsprungen war, zu unserem Heile ausgenützt! Hätte man die vielen Millionen Säcke, welche künstlich dem Verkehre entzogen wurden, um die Preise vor dem Sturz zu schützen, in Wien eingelagert! Was hätte der Kaffeeduft der in ganz Österreich gleich ist und einen starken Bestandteil unseres unbewußten

Hauptplatz in Budweis

Gemeinſamkeitsgefühle bilden, die ſo gemütlich zu den vielſprachigen Zeitungen paßt zum Zuſammenhalten der Völker beigetragen! Iſt doch nach Goethes Jägers Duft und Seele identiſch und der Kaffeeduft maßgeſchneidert die Seele der alten Monarchie geweſen. Doch genug von dieſem elegiſchen Kapitel!

Begeben wir uns lieber den Sommernachmittag zu genießen, über die Moldaubrücke in die Au! Wenige Schritte und wir ſind in der Landſchaft. Von der Brücke hat man einen Blick auf den altertümlichen Stadtturm, der an den biſchöflichen Garten grenzt, und in die Anlagen, wo man ſich auf Bänken niedergelaſſen kann, vor ſich die ſpiegelglatte Moldau, auf der an Hochſommertagen, wie ſie 1918 freilich ſelten waren, Boote mit ſingen Ruderern auf- und abgleiten. Ein Bild des Friedens

und der Friedenssehnsucht, mag mich an die vielen kleinen, unschuldigen Freuden erinnert, welche einst alltäglich waren

— Olum cum dignitate! Wenzel Koupal sprach das Wort, und zum ersten Male, seit ich meinen böhmischen Freund kenne, kommt es mir in den Sinn, ihn zu fragen, was er studiert habe? — Sechs Semester Theologie! Dann habe ich umgesattelt

— Das ist aber eine Überraschung, das habe ich Ihnen nicht angesehen, also daher Ihre kirchlichen Kenntnisse! Davon haben Sie mir ein Sterbenswörtchen angedeutet

— Sie Brudee von mir ist Katechet. Sie werden ihn kennen lernen und mit den geistlichen Herren hier ich heute noch in Kontakt.

Wir sind in der Sommerpracht rüstigen Schrittes an der Insel vorbeigekommen, die den Liebenden teuer ist, sie liegt so schön obseits von allem nüchternen Treiben, ein Lusthaus, verschenigtete Bänke, natürliche Lauben bieten an schwülen Abenden ein schutzendes Asyl, wir sind in der Allee, zu deren Rechten sich Felder bis zu den leise ansteigenden Randgebirge dehnen, zu der Linken ziehen sich die Ausläufer der Stadt, die Hoedtmuthsche Fabrik die Kasernen, das in mehrere Pavillons zerfallende Krankenhaus, Teunisplätze der Wasserturm der Stadt, die Mühl Hradtmuth, weitere der Stadt zu das Deutsche Haus

3

Nur wenige Stationen von Budweis liegt das Dorf Pokie Dort wohnen die Geschwister meines Dolmetsche, und wir beschlossen, dorthin die ersten Schritte ins tschechische Hinterland zu tun. Die Sonne überflutete das fruchtbare Hügelland, als wir der Bahn entstiegen. Das Dorf liegt an der Moldau, mäßige bewaldete Hügel bilden auf deren einen Ufer eine grüne Wand, welche die Landschaft etwas Intimes, Weltabgeschiedenes gibt. Diesseits liegt das Schwesterdorf, eine stattliche Betenbrücke deren Pfeiler sich in der Moldau friedvoll spiegeln, verbindet die beiden Siedlungen. Diese Brücke besteht erst seit einigen Jahren. Früher konnten die beiden Dörfer nur durch Boote miteinander verkehren, was eine beträchtliche Unbequemlichkeit bedeutete. Ganz nahe der Brücke steht eine kleinere Hütte wo der alte Fährmann haust der siebenundachtzig Jahre lang täglich und stündlich die Überfuhr besorgt hat. Durch die Errichtung der Brücke ist er um seinen Daseinszweck gebracht und seither von einem Greis gegen deren Schwere erfüllt. Du die geistlichen Herren als solche anzusehen sind, hat sich in seinem Gemüt eine antiklerikale Gesinnung entwickelt welche dadurch auf das äußerste verschärft wurde, daß der Pfarrer vom benachbarten Dorf den Fährmanne Schwester getraut hat, wodurch er seine getreue Pflege verlor, da jene ihrem Gatten gefolgt ist. Ich habe Gelegenheit, den Fährmann zu sehen, als er aus seiner Hütte tritt, in durchlöcherten Kleidern, aber stolz seinen hohen Altern eigentlich noch kein Greis, mit einem von Borstoppeln verdunkelten Gesicht, in welchem, während er spricht, die herbe Ironie zuckt. Man verscheut mit der Einsiedler sei wohlhabend, da er aus seiner guten Zeit über einige erspnete Tausender verfüge. Dieser Einschätzung ist es vermutlich zuzuschreiben, daß

niemand daran gedacht hat, dem verdienten Manne den Dank der Gemeinde durch eine Vergütung abzustatten, auf welche er im Hinblick auf seine erworbenen Rechte unzweifelhaft Anspruch hat. Ich gab eine bezügliche Anregung und trat aus Gründen der Menschlichkeit den Groll des Fehdemannes zu sänftigen, statt sich über denselben als einen aergnuglichen Umstand zu erheiteren. Es ist dies der erste aber nicht der letzte Fall, wo ich in der Lage war, ein mit Bitterkeit getragenes Unrecht wahrnehmen und es der Umgebung zum Bewußtsein zu bringen. Es gibt allerorts und in allen Ländern hunderte und tausende solcher Fälle, für welche sich wegen ihrer scheinbaren Unbedeutendheit niemand interessiert, die aber in ihrer Gesamtheit die Atmosphäre vergiften. Sehr oft müede ein winziger Betrag, so ist nur ein verständnisvollen, teilnehmenden Wort die Angelegenheit ordnen und zur vollen Versöhnung den Betroffenen schichten. Allein in der örtlichen Umgebung findet es niemand der Mühe werte dem Falle näherzutreten, ganz einfach, weil sich niemand mit so etwas befaßt. Dort, wo nationale Momente hineinspielen, wird durch Vernachlässigung kleinerer Existenzen und persönlicher Rechte der Grund zum nationalen Haß gelegt.

Ein freudiges Aufschrei vom jenseitigen Ufer der Moldau verriet uns, daß wir von liebenden Augen erkannt waren. Es war die Schwester unseres Führers, die unseren überraschenden Besuch wahrgenommen hatte, als wir die Brücke betraten. Die Dame ist Lehrerin in Budweis und hält sich zusammen mit ihrem Bruder einen Katecheten, der gleichfalls in Budweis unterrichtet, hier zur Erholung auf. Ihre ernsten, die deren Gesichtszüge annahmen ebenso sehr sie ein wie ihre liebenswürdige Gastlichkeit. Sie führte uns in ihre gemütliche, weiß getünchte Küche, die zugleich als Wohnraum diente, heizte sogleich den kleinen eisernen Ofen mit eilig gespaltenem Holz und bereitete einen Kaffee von einer prächtigen Milch, wie ich sie in dieser Üppigkeit und Fülle schon seit vielen Monaten nicht mehr genossen hatte. Dazu schnitten das Kornbrot nach Belieben Fräulein Koupal, die den Deutschen schon etwas entwöhnt war, überwand bald die erste Scheu und erzählte uns aus ihrem Beruf, der ihr sehr am Herzen lag. Einige Minuten später erschien der Katechet Koupal der fungiere Bruder unseres Führers, dessen halb treuherzigen, halb schalkhaftes Auge einen Mann verriet dessen Humor nur geweckt zu werden brauchte.

An dieser Stelle und bei diesem Zusammentreffen war zum erstenmal vom sogenannten Schulzwang die Rede, über welchen die Tschechen an den Sprachgrenzen so viel klagen. Darunter versteht man die Tatsache, daß die böhmischen Kinder in solchen Gemeinden in welchen die Vertretung deutsch ist, durch gewaltsame Mittel veranlaßt werden, die deutsche Schule zu besuchen. Auf meine Frage worin die Zwangsmittel bestünden, wurde mir gesagt, daß die Eltern der Kinder, die gewöhnlich den arbeitenden Klassen angehören und den Fabrikanten, bei denen sie in Lohn stehen mit der Entlassung bedroht werden, wenn sie die Kinder nicht in die deutsche Schule schicken. Die Kinder stören dann, wie die Lehrerin sagte und der Katechet bestätigte, den ganzen Unterrichtsbetrieb, weil sie in der deutschen klasse dem Unterricht doch nicht folgen können, wenn sie aber bei einer Übersiedlung der Eltern in tschechische Gebiete in die tschechische Schule zurückkehren, wieder im Lehrgegenstand so unwissend sind, daß sie schließlich wieder in der einen noch in der

anderen Schule etwas zaugen. Solche Kinder werden dann, wenn sie herangewachsen sind, infolge des gedrückten Selbstgefühles minderwertige Mitbürger. Die Tschechen beteuern daß sie ihrerseits auch nichts gegen ein einziges deutsches Kind in die böhmische Schule gepreßt hätten. Diese Versicherung wird durch die Erwägung beglaubigt daß das soziale Abhängigkeitsverhältnis auf tschechischer Seite seltener ein analoges sein wird und auch dadurch daß dieselben Klagen auf deutscher Seite nicht erhoben werden, während sie auf tschechischer Seite auf Schritt und Tritt ertönen. Ich hatte spätere Gelegenheit solchen Fällen persönlich auf den Grund zu gehen, wonach noch die Rede sein wird. Damals war mir der Gegenstand noch neu, und es machte auf mich Eindruck, daß zwei Angehörige des Lehrstandes übereinstimmend diese Übelstände berichteten.

Die unendlich bescheidenen Lebensumstände eines Katecheten traten mir vor Augen. Der noch junge Mann erklärte mir über Befragen daß er seine Karriere als abgeschlossen betrachte und nicht viel mehr erreichen könne. Später sollte ich mich überzeugen, daß er gleichwohl ein zufriedener und glücklicher Mann war, der außer der Liebe zu seinem Berufe noch eine eigentliche Liebhaberei hatte, nämlich die Botanik, in welcher er beneidenswerte Kenntnisse besitzt. Besonders die Obstkultur verspricht er gewinnlich. Wie ich höre, hat er ein populäres Lehrbuch für Bauern verfaßt welches demnächst erscheinen soll.

Die wichtigste Sehenswürdigkeit außer der bereits erwähnten großen Betonbrücke ist die Mühle von Poric, welche als die älteste von Böhmen bezeichnet wird. Im Jahre 1270 erbaut, im Kriege mit den Ungarn niedergebrannt und zerstört, dann wieder aufgerichtet, stelle sie ein ehrwürdiges Alterthum dar.

Die Brüder Kaupal führten mich zur dritten und wahrsten Sehenswürdigkeit von Porič, nämlich zur Genossenschaftsmühle, welche sich die Bauern von Porič gegründet haben. Sie stehe, wie es im Liede heißt, „in einem kühlen Grunde", ein angenehmer Duft von feuchten Ufer und gemahlenem Getreide wogt uns entgegen. Vor der Mühle sitzen einige Bauern auf einer Bank vor ihnen stehe der Lehrer, der die Gründung der Mühle angeregt hat und die Seele den Unternehmens ist. In seiner schlanken Erscheinung, mit seinem dichten, früh ergrauten Schnack, den auffallend prachtvollen Zähnen — ein schönes Gebiß ist in Böhmen häufiger als anderswo — hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit Ferdinand Lassalle. Er steht ein blasses finstere drein. Wie man mir zuflüstert, ist es ein gar mächtiger Herr denn er meist die Getreidemengen zu. Die Mühle mahlt nur das Getreide der Selbstverfasser, sie ist Eigentum der Bauern, welche bestimmte Anteile haben, und stehe unter strenger Kontrolle. Trotzdem ist es klar und lehrt es der Augenschein, was sie ein Benefizium die Selbstversorgung bedeutet und wie es in diesen Tagen besage, wenn man die Verfügung über eine Mühle hat. Wie werden in die Mühle geführt und überzeugen uns an der Maschinerie und Vollkommenheit ihrer Einrichtungen. Sie steht übrigens zur Zeit — wie schreiben den 28. Juli — nur teilweise in Betrieb.

Ganz nahe bei Porič liege eine Herrschaft mit einem stattlichen Schloß, von wo es einen herrlichen Überblick über die Gegend geben soll. Auf dem Rückwege zum Bahnhof, die Geschwister begleiteten uns, verriet mir Rechnungsrat Kaupal, daß

sein Brudee ein leidenschaftlichee Sänger sei Doch kommt es leider nicht mehe zee geplanten musikalischen Unterhaltung, da es inzwischen spät geworden ist Doch haben wie einandee so wohlgefallen deß wie ein Wiedersehen in Aussicht nehmen Dies kommt dann spätee ganz zufällig and unverhofft zustandt

— Jetzt meede ich Sie zu einem Bauern führen, einem echten, badenständigen Bauern, bei dem Sie sich überzeugen können, wie das böhmische Landvolk denkt und welchee Gesinnung es ist

— Wo haben Sie diesen Bauern?

— In Prowin

Dieser Vorschlag wae mir nun so willkommenee, als ich nun Anfang an den Plan hatte zweckt mit dem Volk in Berührung zu treten und mit den Bevölkerungspolitikern womöglich ganz zuletzt zu sprechen, wenn ich ihnen bereits alle Wissendee entgegentreten könne, der die Dinge aus eigenee Anschauung kennt. Auch liebe ich die Unterhaltung mit Bauern seit jeher, und da ich mit einem tschechischen Landmann nie gesprochen habe, so bedeutete die in Aussicht gestellte Begegnung für mich noch einen besonderen Reiz

— Ja, führen Sie mich hin!

Von Prowin wußte ich nichts als daß es dort eine Brauerei gebe, deren vorzügliche Biee habe ich in Wien oft getrunken und an das betreffende Lokal knüpfen sich Erinnerungen der Jugend

Es war ein Sonntag, wir stiegen in den Zug, der nach Marienbad fährt und regelmäßig überfülle ist Das Einsteigen in einen solchen Zug mit seinem erregten Reisepublikum ist wie ein Sprung aus der Provinz in die Großstadt An manchee weltverlorenen kleinen Station ist die Berührung mit dem Zug einee Hauptverkehrsader der einzige Augenblick im Tage wo der Kontakt mit der Welt für eine Minute hergestellt wird, und ich kenne einen Provinzbewohner, der sich täglich den Anblick des einbrausenden Zuges vergönnt um sich an dem Großstadtduft zu laben, der seinem brausend und dampfend entströmt. Wir waren der Großstadt erst zu kurze Zeit entronnen, um diese Atmosphäre behaglich zu finden.

Mein Führee machte mich darauf aufmerksam, daß wir alsbald an dem Denkmal des Bauern Kubata vorbeikommen würden. Schon von weitem tritt es sichtbar aus der Ebene heraus. Es ist aus Sandstein, glänzt aber in der Sonne wie Bronze die rechte Hand ist hoch zum Schwure erhoben. Dieser Kubata war ein stolzer Bauer, der seinerzeit einem lokalen Tyrannen Trotz bot und diesen mit dem Tode durch Henkershand büßen mußte An derselben Stelle, wo das Denkmal steht, hat die Hinrichtung stattgefunden Eine Viertelstunde von diesem Platz liegt das Dorf, welchee mit Rechnungsrat Koupal als seinen Ehrenbürger bezeichnete Das Denkmal ist erst vor zwei Jahren errichtet worden, die Enthüllung erfolgte unter riesigem Zulauf der tschechischen Bevölkerung, welche ihren Mitbürgern ein besonders treues und innigee Gedenken bewahrt

Von der Station Protiwin geht es noch eine beträchtliche Strecke in die Stadt, die sauber, beschaulich und wohlhabend, in einem riesigen Hauptplatz ein stimmungsvolles Zentrum besitzt. Wir betreten eine Wietschaft, wo man nach einigen Minuten den Bauer Kaliáš als denjenigen vorgestellt wird, mit dem man über alles reden kann. Es war ein kleiner, beschäftigter Mann, etwa mittelgroß, mit zusammengekniffenen Augen, aus welchen zwei ungewöhnlich kluge Augen herausschauen. Das Gespräch ging mit Hilfe des Dolmetschers vor sich und es entging mir daher die eigentlichen Feinheiten, alles, was über das hinausreichend, um einen starken Eindruck zu vermitteln.

Kaliáš stellte sich mir ganz zur Verfügung. Ich begann mit wirtschaftlichen Fragen und ließ mir ein Bild des Schleichhandels geben über dessen Quellen und Wege ich ganz neue Aufschlüsse bekam. Ich bat Kaliáš, mir ein zahlenmäßiges Bild über die Wirtschaft und speziell über die Bauernlagen eines kleinen Landwirtes zu geben, welche mich aus einem besonderen Grunde interessierten.

Wir sprachen dann von den hohen Preisen und den großen Einnahmen, welche der Landwirtschaft im Kriege zufließen. Ein Ochse, unter die Hand verkauft, kann 4000 Kronen einbringen. Der Reingewinn kommt entweder in die Sparkasse oder auf Kriegsanleihe vielfach in die Strumpfe. Die Spekulanten benutzen zu diesen Geschäften und mehrere Landesbypothekar-Emissionen und in der letzten Zeit besonders die Stadtanleihen von Teschen. Dies fiel mir auf und ich erhielt die Aufklärung, es drücke sich in dieser Anomalie bereits die feste Überzeugung von der künftigen Neuordnung in Böhmen aus!

Als Quellen des Schleichhandels kommen in erster Linie nicht die Bauern, sondern die Mühlen in Betracht. Andere Quellen des Schleichhandels sind die Semischtwarenhandlungen in den kleinen Städten, welche ihre Waren den Bauern prinzipiell nur gegen Butter oder Schmalz verkaufen (Feigenkaffee, Kerzen, Bänder u. dgl.).

Dann gibt es Leute, welche sich rechtzeitig Tabakwaren angeschafft haben, die sie für Butter eintauschen. Diese betreiben das Geschäft en gros in den Städten und Bezirken, es gibt es Sammelstellen, welche mit Eingeweihten-Schleichhändlern in Wien in Verbindung stehen. Der landwirtschaftliche Schleichhandel wird wieder hervorgerufen durch den Schleichhandel der Industrie, besonders der Nahrungsmittelindustrie, beispielsweise der Zuckerindustrie, sie bedingen sich wechselseitig. Eine große Zerrüttung der Volkswirtschaft verdanken wir auch den Eisenbahnern, welche die freie Fahrt dazu benützen, den Handel schwunghaft zu betreiben.

So begann nun das politische Gespräch. Da war es ganz erstaunlich, wie der alte verwitterte Landmann, der nur eine Volksschulklasse genossen hat, jede an ihn gerichtete Frage augenblicklich, ohne das geringste Besinnen, in langfließender Rede beantwortete, gleich einem gänzlich vorbereiteten Rigorosanten. Ohne die Sprache zu verstehen, begriff ich doch meist auch vor der Verdolmetschung den Hauptsinn von mir überhaupt häufig begegnete. Die Situation, das Mienenspiel der Tonfall, die Geste geben zusammen beinahe schon den Sinn manchmal neigte ich geradezu zu der Meinung, derselbe sei mir telepathisch übermittelt worden, wozu es vielleicht überhaupt bedarf, daß man die Sprache im Lande so leicht erlernt.

Der Inhalt seiner Ansprachen war im großen und ganzen der folgende:

Eine nationale Feindschaft innerhalb des Landvolkes gibt es nicht. Man verkehrt ruhig auf wirtschaftlichem Gebiet miteinander. Die böhmische Nation ist stolz darauf, die demokratischeste und liberalste von ganz Europa zu sein. Im Gegensatz zu den Alpenländern ist in ganz Böhmen bei den letzten Wahlen kein Klerikaler gewählt worden. (Das ist nun so bemerkenswertes als umgekehrt die tschechische Geistlichkeit sich zum nationalen Programm bekennt.) Die letzten fünf Klerikalen wurden weggefegt. Die tschechischnationale Bildung des Volkes erreicht ein hohes Niveau. Man ließt viel und beteiligt sich lebhaft an politischen Versammlungen. Das ganze Volk ist im nationalen Programm einig und bildet vom ersten bis zum letzten Taglöhner eine unerschütterliche Phalanx.

Die Stimme des Volkes fordert auf dem historischen Boden einen selbständigen böhmischen Staat, einschließlich der Slowakei, aber in diesem Staate sollen die Deutschen gleichberechtigt sein und lokale Autonomie genießen. Ihrer wirtschaftlichen Entwicklung soll freier Lauf gelassen werden. Dieser Staat soll im Rahmen der Monarchie errichtet werden. So soll ein Föderativstaat sein mit dem Kaiser von Österreich als gekröntem König von Böhmen, Ungarn und dem südslawischen Reich. Die auswärtige Politik soll von einem Bundesrat wie in einer Republik geleitet werden, unter der Kontrolle des Parlaments. (Bundesparlament für Staatsverträge). Dieses Reich soll auf breitester demokratischer Basis beruhen. Minoritäten dürfen grundsätzlich nicht vergewaltigt werden. Die auswärtige Politik muß in ihren Grundlinien bestimmt sein.

Sobald die Slawen diese Sicherheit haben werden, so sind sie die treuesten Stützen des Thrones und haben dann auch gegen ein Bündnis mit Deutschland nichts einzuwenden.

Pardubitz ist eine tschechische Stadt, trotzdem wird eine deutsche Eingabe beim Bezirksgericht ohneweiteres deutsch durchgeführt. Grundbuchseintragungen können auf Wunsch in deutscher Sprache erfolgen, wenn in einem deutschen Bezirk, beispielsweise Eger, um keinen Preis der Welt möglich wäre. Auf dem böhmischen Friedhof werden deutsche Inschriften zugelassen. Das Umgekehrte sei niemals der Fall. Der deutsche Dechant und Priester hat in solchen Fällen das Kreuz ausgerissen. Das sind alles Kleinigkeiten, aber sie verbittern uns das Leben.

Es ist unwürdig eines so hochkultivierten Volkes, daß es mit jeder Karte der Eisenbahn getränkt wird. Kollär hat an einem Bahnschalter in böhmischer Sprache eine Karte verlangt und wurde nicht bedient. Der Zug ist weggefahren, er hat keine Karte bekommen. So hat die Tschechen verdrossen, daß nach Kriegsausbruch jedes tschechische Wort von den Kasernen verschwunden ist. Eisenbahnbeamter müssen in deutscher Sprache Prüfungen machen, von den Magyaren und Polen wird dasselbe nicht verlangt.

Seit dreihundert Jahren werden die Tschechen unterdrückt erst seit 1848, zugleich mit den Juden, sind sie emanzipiert, die Verfolgungen haben aber angehalten, die Tschechen erwarten nichts mehr von den Deutschen als Geschenk, sondern alles von dem Forum der allgemeinen Friedensverhandlungen.

Ich werfe ein: Wenn die Entente ſiegt bleibt von Öſterreich nichts mehr übrig, alſo auch nicht der von Ihnen erträumte Bundesſtaat.

Kollář erwidert: Einen iſolierten tſchechiſchen Staat will bei uns niemand! Man wäre wirtſchaftlich gar zu ſehr abhängig vom Nachbar, auch ein geſchlagenen Deutſchland wird immer noch mächtig ſein. Die Tſchechen wollen niemals mit den Deutſchen in Feindſchaft leben, ſondern im engſten Kontakt als gleichberechtigte Nachbaen.

Wir kommen auf die ſüdſlawiſche Frage zu ſprechen; Kollář meint, die Hauptſache ſei, daß Serbien wieder frei atmen könne als Agrarſtaat.

Ich bemerke dazu: Haben Sie als Laudmirt die öſterreichiſche Agrarpolitik gebilligt?

Kollář erwidert: Aus Serbien iſt keine Qualitätsware gekommen, die Bauern haben das ſerbiſche Vieh gerne gekauft. Unſer ſüdböhmiſches Vieh iſt nach Bayern gegangen. Die kleinen Bauern waren durchaus nicht einverſtanden mit der antiſerbiſchen Agrarpolitik, es war niemals tſchechiſche Agrarpolitik, es war ungariſche! Die kleinen Bauern haben dieſe Agrarpolitik im Parlament aus Diſziplin unterſtützt, aber ſie bereuten es tief.

Der Kaiſer iſt in Böhmen populär, aber wer iſt der Statthalter Coudenhove, der Erzbiſchof Graf Huyn? Dieſer beherrſcht den Böhmiſche ſo ſchlecht, daß die Slöubigen lächeln. Wir haben keinen Adel und keine politiſche Beamtenſchaft, die für uns eintreten, die Tſchechen, welche in ſtaatliche Dienſte treten, ſind unter Beamehmer.

Ich frage, aus welchen Gründen ſich ſeit Kriegsausbruch die Stimmung ſo verſchlechtert habe? Antwort: Wegen der unparlamentariſchen Regierung, wegen Verbotes der böhmiſchen Lieder, Leſebücher uſw, kurz wegen der Vergewaltigung im Hinterlande.

Während der letzten Worte hatte ein jugendlicher geiſtlicher Herr an unſerem Tiſche Platz genommen, von ſeiner Erſcheinung, ſo war der tſchechiſche Feldkurat Kolba, der — eine Zigarre rauchend — bisher ſchweigend und ſinnend zugehört hatte. Er griff jetzt in die Konverſation, und zwar in deutſcher Sprache, ein.

— Jawohl, ſelbſt wir Prediger waren in der Kirche überwacht durch Gendarmen! Wir wurden nur das Dinſtage gericht geſtellt, verſetzt, abgeſetzt! Ein Prieſter hat nun der Kanzel die Worte gebraucht: Auf Chriſtus hat ein Judas aufgepaßt, auf mich drei! Ich habe ſelbſt eine Predigt in meiner Heimat gehalten, da waren zwei Gendarmen anweſend. Jeder böhmiſche Mann war beaufſichtigt als Vaterlandsverräter.

Er führte dann weiter bittere Klage auf Grund ſeiner Erlebniſſe und Beobachtungen in ſeinem Stande.

— Das 11 J.-R. Piſek hat 20.000 Mann verloren, wenn ich ein lobendes Wort über ein tſchechiſchen Regiment leſen will, muß ich zu reichsdeutſchen Blättern greifen, in den unſrigen wurde ich es vergeblich ſuchen.

Wir erheben uns, um einer Einladung in das Heim des Bauern Kollář Folge zu leiſten, der Feldkurat ging mit. Uns empfing die Hausmutter, eine betagte Bäuerin die mich mit freundlichen Worten und Winken begrüßte. Während mir

uns um den Tisch niederließen und die gemütliche Stube so Angesichts nahmen, in deren Hintergrund sich fünf stroßende Eiderdunen übereinandertürmten, machte sich das Mütterchen in der Küche zu schaffen. Dann entnahm sie einem Glasschrank ein liebliches Kaffeegeschirr, welches besonderen Gästen vorbehalten war. Großmutter-Hausrat, dem die Zeiten nichts von seinen traditionellen Farben genommen hatten. Unter allgemeinem Schmunzeln trug sie eine Schüssel auf, hochbeladen mit schneeigem Milchbrot, schenkte unendlichen Kaffee in die hohen, bauchigen Schalen, aus denen wir uns labten. Dann kamen gefüllte Buchteln und, sobald die Schüssel abgetragen war, wieder Berge von Milchbrot, die uns mit unwiderstehlicher Nötigung auf den Teller geschoben wurden.

Wie war die böhmische Gastfreundschaft damals noch neu genug, die Herzlichkeit in einem Lande, dessen Bewohnern wir als gefährlichen Magnis niederen Standes galten, überraschte mich, und dabei war es offensichtlich, daß meine Wirte eine wirre Freude darüber hatten, zum ersten Deutschen in ihrer Mitte empfangen zu dürfen. Gerade, weil wir uns nur mühsam und durch den Dolmetsch miteinander verständigen konnten, trat es um erst recht ins Bewußtsein, daß die Sympathie eine über die anwesenden Personen weit hinausreichende Bedeutung hatte. Den Repräsentanten der einfachen Begegnung trat uns stark vor die Seele. Uns war, als könnten wir fünf in der niederen Stube versammelten Leute durch unsere Beliebtheit am hänslichen Tisch neuen Hader bannen und Millionen draußen versöhnen.

Der Bauer Kallář begleitete uns dann auf den Bahnhof, das politische Gespräch wieder aufnehmend und ergänzend. Als wir schon auf der Straße standen, lief er nochmals ins Haus zurück und brachte eine Photographie, auf welcher er, seine Alte und sein Sohn, der im Felde stand, eine altdeutsche Gruppe bildeten. Das Bild schenkte er mir und es freute mich unaussprechlich, daß er den Wert begriff, den solchen Andenken für mich hatte. Ich nahm es so wie als die erste Eroberung auf meiner Reise und als Unterpfand für bessere Zeiten, wo die Verschiedenheit der Rasse und Sprache keinen Sinn des Befremdens und der Absonderung, sondern einen besonderen seinen Lebensreiz bedeuten werden.

5

Zur Wanderung am Ufer eines Stromes gehört ein schöner, sonniger Tag im Hochsommer, dann ist das Wasser seines kalten Zaubers, dann lockt es zum kühlen Bade, dann breiten wie den regsamen Fischer und den Knaben im schmalen Boot, sogar die Wäscherinnen, die ihr Linnen in das Gras breiten und barfuß in die Wellen steigen.

— Ist es nicht schön und gemütlich an der Moldau?

Mein Dolmetsch und Führer richtete diese Frage an mich, als wir den Strom zur Linken auf der wohlgepflegten Promenade unter Büschen, Weiden und Buchen und der sogenannten Teagte Vorstadt in die Ebene schlenderten.

— Diese Schornsteine dort gehören zur Budweiser Bierbrauerei, dort erzeugen sie im Frieden ein bekömmliches leichtes Bier.

An der Moldaumühle vorbei — Mein Begleiter hatte schon öfter von dem Manne und seiner schönen Wirtschaft erzählt, zu der er mich heute führte. Es war ein gemächliches Wandern, etwa eine Stunde lang am hinter einer Baumgruppe ein stattliches Gehöft auftauchte. In diesem Augenblicke kam uns gelassenen Schrittes ein Mann entgegen der mit seinem breitkrämpigen Hut, seiner majestätischen Nase, den mächtigen, fein geschnittenen Augen und dem dunklen Bart einen Kernsteirer zu verkörpern schien. Er hatte auch einen gut deutschen Namen, aber es war ein tschechischer Landwirt. Gleichwohl zweifelte ich nicht, daß ich einen Sprossen jener zahlreichen Familien vor mir hatte die in früheren Zeiten aus Tirol und zwar als Lodenhändler nach Budweis auf die Messe gekommen sind fallweise dann festen Fuß gefaßt, sich dauernd niedergelassen und sich mit einheimischen, sei es deutschen, sei es böhmischen Geschlechtern vermischt haben.

Mit ruhiger Würde begrüßte uns der schöne Mann dessen Haltung und Züge einen fast melancholischen Ernst ausdrückten. Er führte uns zu seinem Wirtschaftsgebäude vor welchem eine junge Dame gerade zu Handarbeiten vertieft auf einem Stuhl saß. Sie erhob sich rasch eine blühende kraftstrotzende Erscheinung, eine dunkeläugige Schönheit, die sich auf jedem Defreggen-Bild wohl ausgenommen hätte. Es war die Tochter des Hauses. Sie schlug sich uns an, als wir durch das breite Tor in den Innern des Gehöftes traten. Das Wirtschaftsgebäude, ein mächtiger, quadratischer Komplex zwei Stockwerke hoch, umfaßt den Hof, die Stallungen und Wohnungen.

Der Hausherr, ein Junggeselle, der unter seinen Geschwistern gleichsam die Vaterrolle übernommen hat, bemerkte er halte hauptsächlich Kleinvieh der Viehstand sei durch Requisitionen auf die hälfte herabgesunken. In der Stadt Budweis besitzt er eine große Meierei. Er führt uns in den Stall, zeigt uns sein schönes, gescheckte Rind, welches die Räume nur mehr teilweise ausfüllt, dann in den Gemüsegarten vor dem Haus, wo sich noch eine zweite Dame die Freundin der Hausstochter, uns zugesellt. Wir nehmen auf Stühlen Platz, sonnen uns und plaudern zwanglos wie alte Bekannte. Sein Sohn des Hauses ist, wie man erwähnt, eingerückt und kürzlich Fähnrich geworden und auf seine Würde sehr stolz, wie Herr Träger lächelnd erwähnt. Die Damen klagen, wie öde sie es kürzlich in Prag gefunden hätten, wo der Krieg alles Leben darniederwarf. In Wien sind die Damen noch nie gewesen, trotz der leichten Bahnverbindung hat sie die Neugier noch kein einziges Mal dahin gelockt. Der Hausherr übrigens kaum vierzig Jahre alt hat Realschulmatura Landwirte, die akademische Studien haben, findet man in ganz Böhmen.

Wir werden dann in den ersten Stock geführt, zu lichte, saubere Räume mit geschmackvollen heldenneuen Möbeln und sitzen um einen Tisch wo wir den jüngeren Bruder des Hausherrn kennenlernen. Dieser ist schmächtiger, hat ein modernes, etwas leidendes Gesicht und ist Realschulprofessor und Maler, die Erscheinung des Künstlers waltet vor. Reichlicher Milchkaffee und Schwarzbrot werden angeboten.

Wir plaudern über die Kriegswirtschaft und die entsetzliche Verwaltung, für welche die Deutschen die Verantwortung tragen müssen.

Wenn wir daheim an Regierung und Verwaltung Kritik üben, tun wir es auch

mit großer Heftheit, aber wie sagen dann einfach der Staat und die Bureaukratie. Wenn die Slawen die nämliche Kritik üben, dann sagen sie aber nicht die Verwaltung, sondern die deutsche Verwaltung. Man muß man sich vor Augen halten um zu verstehen, wie sich im Laufe der Jahrhunderte ungeheure Massen von Antipathie und Rancüne gegen die führende und darum verantwortliche Nation im ganzen Reiche angehäuft haben. Alle Unzuträglichkeiten des Apparates, ob verschuldet oder unverschuldet, alle Mängel, Fehler, Unglücksfälle, welche dem Ganzen zur Last fallen, werden den Deutschen zugerechnet, weil diese sich mit dem Staat identifizieren, so wird umgekehrt auch der Staat und alles mit ihm sichtbar verbundene Odiose mit ihnen gleichgesetzt und zu ihren Lasten gebucht.

Ich habe auf meiner Wanderung nur ausnahmsweise wirklichen Haß gegen Deutsche bemerkt, oft öfter unermüdlich, vielen Klage verdrossener Stammesgenossen. Und wenn es oft schwer war zu entfliehen, was die Tschechen eigentlich so schwer bedrückt, so stand doch die Tatsache des subjektiven Gefühles desto fester. Mitgefühl allgemeines und Staatsschmerz durch einen psychologischen Trugschluß der deutschen Nation aufgebürdet wird, die als Zurechnungspunkt aller Übel sich dem Blicke bequem darbietet, läßt sich schwerlich abschätzen.

Doch waren diese seinen Menschen viel zu taktvoll, um die nationale Frage irgendwie zu berühren, eigentlich konnte ich nur erraten, daß die Bedeutsamkeit, unter der sie litten, national betont war. Ausgesprochen wurde es nicht. Als der Hausherr jedoch erfuhr, daß ich die Absicht hätte, den überall mit Verehrung genannten Führer der Tschechen, den alten Doktor Začek, zu besuchen, der im Dorfe Libuně bei Budweis wohne, da bot er mir an, uns durch seine Kutsche abholen zu lassen und verständigte noch am selben Abend seinen durch einen Boten von dem geplanten Besuch. Als wir vor dem Hause traten, zeigte er mir das am Horizonte sich abzeichnende Dorf.

Dann empfahl er mir dringend die berühmte Stadt Frauenberg zu besuchen und mich zu diesem Zwecke seines Wagens zu bedienen, den er mir zur beliebigen Verfügung stellte. Ich wußte nicht, wodurch ich eine so große Liebenswürdigkeit verdient hatte, es sei denn durch das Interesse, welches ich der böhmischen Frage entgegenbrachte. In der Tat war dies ein Zauberschlüssel zu allen Türen und Herzen, daß ich das tschechische Volk suchte. Sobald ich mich seiner Eigenart gerne und willig öffnete, fand ich Verständnis für meine Absicht und überall dienstbereite Förderung.

6.

In jeder böhmischen Stadt — und wäre sie noch so klein — begegnet uns auf dem Hauptplatz irgendwo das Wort Záložna. Sparkassa. Vorschußkassen, Sparkassen, Banken spielen im nationalen Kampf bekanntlich eine ausschlaggebende Rolle. Ich ergriff daher gerne die mir angebotene Gelegenheit, mir von dem Direktor der Budweiser tschechischen Sparkasse die Zusammenhänge zwischen der wirtschaftlichen und nationalen Entwicklung einer zweisprachigen Stadt genauestens erzählen zu lassen.

In dem Wartezimmer des Direktionsbureaus herrschte reges Leben. Wir mußten

eine gute Weile wollten, ehe wir vorkommen. Der Direktor stand gerade vor seinem Urlaub, den er in Ungarn zu verbringen gedachte. Er war dennoch gerne bereit, sich in eine eingehende Aussprache einzulassen.

Direktor Bielohlawek, ein Mann in mittleren Jahren, der sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu dieser wirtschaftlich sehr bedeutenden Stellung emporgearbeitet hat, erinnert mit seinen gerösteten Wangen ein bißchen an einen Landwirt.

Die Vorschußkassa hat erst kürzlich ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert, über ihre Geschichte und Bedeutung gibt eine stattliche Denkschrift Aufschluß, welche mit Zahlen, Diagrammen und reichhaltigen statistischen Tabellen ausgestattet ist.

Die Vorschußkasse, bemerkte Direktor Bielohlawek, ist der Grundstein des hiesigen Wirtschaftslebens. Vor etwa 50 Jahren wurde die Zeseda, die böhmische Ressource, gegründet, im Jahre 1864 wurde dann die Vorschußkasse in der Kanzlei eines Advokaten ins Leben gerufen. Noch 54 Jahren betrugen die Einlagen 45 Millionen Kronen und 2 Millionen sichere Reserven. Wie haben in Budweis folgende Industrieunternehmungen, welche der Vorschußkasse ihre Entstehung verdanken, eine Fabrik für Kunstdünger, eine für Emaillwaren, eine für Schrauben, ein Aktienbrauhaus (ein sehr großes Unternehmen mit 20 Millionen Kapital), eine Papierindustrie, eine Fabrik für Zuckerwaren. Jetzt haben wir eine Maschinenfabrik und Eisengießerei gegründet und eine Zündwarenfabrik, welche vor drei Jahren von der Gesellschaft „Helios" aufgekauft wurde. Alle diese Unternehmungen wurden im Wege der Selbsthilfe mit ganz kleinen Mitteln gegründet, jetzt sind es große, sehr centrierende Fabriken. Die Vorschußkasse steht auch hinter der Gründung des tschechischen Gymnasiums, welches der Bischof Johann Valerian Jirsik, einer der ersten Enthusiasten für die böhmische Sache, ins Leben gerufen hat, ebenso hinter der Mädchen- und Industrieschule, welche der Advokat Dr. Zátka gebaut hat. Alle diese Schulen sind längst vom Staate übernommen. Jährlich werden 50 000 Kronen zu Schulzwecken verschenkt. Außerdem müssen wir noch das Kapital, mit welchem diese Schulen gebaut wurden, amortisieren und verzinsen. Dr. Zátka hat die 2 Millionen unter eigener Garantie entlehnt.

Die Deutschen, welche die Mehrheit in der Stadtvertretung haben, besitzen überhaupt kein solches kumulatives Institut. Sie haben nur eine städtische Sparkasse, welche übrigens gleichfalls von einem Tschechen gegründet wurde.

Die Deutschen sind schon lange infolge ihres altererbten Besitzes saturiert und leben als Rentner. Die Töchter der deutschen Bourgeoisie heiraten mit Vorliebe Offiziere, dadurch wird die wirtschaftliche Stellung der Deutschen mit der Zeit geschwächt. Von den fünfzehn deutschen Advokaten sind zwei Christen, von den Ärzten ist nur ein einziger Christ. Die böhmischen Ärzte und Advokaten sind ausnahmslos christliche Konfession. Die tschechische Industrie in Budweis ist von lauter Amateuren gegründet; Professoren, Lehrer, Polizisten haben sich zusammengetan und die ersten Mittel aufgetrieben. Wie stammen alle aus kleinen Anfängen, mein Vater war ein Fleischhauer auf dem Lande und heute bin ich der Vizepräsident eines so bedeutenden Institutes. Ich mußte mit einem Monatseinkommen von 25 Gulden beginnen. Neuere von uns hatte die Stütze einer Familie in zweiter oder dritter Generation. Daher schreibt sich unsere demokratische Gesinnung.

Wir stehen dem Adel ganz fremd gegenüber; z. B. mit dem Schloß Frauenberg haben wir keine Fühlung. Fürst Schwarzenberg ist bei uns ein ganz fremder Mann, den kennen wir nur wie den Kaiser und den Papst. Er besitzt ein Fünftel des gesamten Grundbesitzes von Böhmen. Seine Güter und Wirtschaften liegen vorwiegend im tschechischen Gebiet, gleichwohl ist die Amtierung deutsch. Wir betrachten ihn als einen Parasiten, der uns aussaugt. Ich könnte Ihnen kaum einen Aristokraten nennen, der ein echter, anständiger Tscheche wäre. Ich meinte ehedem, daß Graf Jaroslav Thun einer sei, bis ich in den Zeitungen las, daß er bei seiner Genesung im Herrenhaus in deutscher Sprache erledigt wurde. Wenzel Graf Kounitz war ein guter Böhme, Graf Sellnero und der alte Graf Harrach, der leider gestorben ist, der sinnge nicht mehr. Die Erziehung in den Familien ist so, daß die Mutter aus der deutschen Aristokratie gewählt wird. Zum Beispiel der Fürst Schwarzenberg von der Durkh-Linie war ein Tscheche, seine Witwe ist wieder eine Deutsche. Mit einem Wort, der böhmische Adel ist in der Schlacht am Weißen Berge ausgerottet und ausgewottet worden. Wir haben keinen mächtigen Adel wie die Ungarn!

Unser erstes Geldinstitut hat ein Schuster mit 25 Gulden gegründet, Johann Platenik in Wlasim und jetzt haben wir, 60 Jahre später:

174	Vorschußkassen, verwaltend	1 Milliarde,	56 Millionen
175	böhmische Sparkassen, „	1 „	33 „
14	Banken mit		902 „
2579	Raiffeisenkassen (Vorschußkassen) mit		160 „

insgesamt 3742 böhmische Geldinstitute mit 3 Milliarden.

Unsere Vorschußkasse ist während des Krieges von 28 Millionen auf 45 Millionen gestiegen. In diesem Monat haben wir eine neue Budweiser Bank gegründet, welche die Finanzierung dieser Anstalten und Fabriken besorgen wird, hauptsächlich kooperative Arbeit.

Der Krieg hat uns gelehrt, die Dinge politisch zu betrachten. Wir haben die Tragweite politischer Entschließungen ermessen gelernt. Ich selbst habe mich vor dem Kriege wenig um Politik gekümmert, jetzt habe ich mich der staatsrechtlichen Demokratie angeschlossen.

Ich richtete an den Sparkassendirektor die Frage: Bedeutet nicht Wien wirtschaftlich sehr viel für die Tschechen?

Der Direktor, lächelnd: Sie wollen vielleicht sagen, daß Böhmen und Galizien viel für Wien bedeuten? Wir meinen, wenn wir die Steuern und die großen Abgaben, die heute in die Zentrale fließen in Böhmen verwenden könnten, so hätten auch die Deutschen davon einen größeren Nutzen, als wenn wir den Erfolg unserer Arbeit nach Wien tragen. Die Alpenländer sind sehr passiv und die Polen lassen sich die politischen Dienste sehr gut bezahlen. Wer hat es zu bezahlen? Die Deutschen in Niederösterreich, die Böhmen und die Mährer. Die böhmischen Deutschen kostet der Zentralismus mehr als er ihnen trägt.

Wirtschaftlich könnten wir sehr gut miteinander leben. Wir arbeiten mit den Wiener Banken sehr viel und niemals konnte ich sagen, daß mit uns Gegnerschaft oder schlechten Willen gestoßen sind. Wenn die Regelung der politischen Fragen

den führenden Personen der Volkswirtschaft übertragen würde, könnte eine Verständigung alsbald gefunden werden.

Hier warf ich ein: Sie schicken so doch die Berufspolitiker ins Parlament!

Der Direktor erwiderte: Das politische Leben war vor dem Krieg ein schmutziges Handwerk.

Zum Schlusse kommen wir auf den selbständigen böhmischen Staat. Wie stellen Sie sich die Abgrenzung zwischen beiden Nationen vor?

Da bemerkte der Direktor: Böhmen ist ein wirtschaftliches Gebiet, das sehr schwer zu trennen ist. Wir Tschechen haben das Getreide, die Deutschen die Kohle, wir sind aufeinander gebunden.

Darauf meine Gegenfrage: Wer will es trennen?

So waren wir denn beim Ausgangspunkt angelangt, um den sich alles in der böhmischen Frage dreht. Nachdem ich so viel Richtiges und Zutreffendes gehört hatte, waren wir nunmehr zu Konklusion gekommen, welche wir beide übereinstimmend absurd fanden.

Seither ist die Revolution gekommen, die Monarchie aufgelöst, aber jene Absurdität besteht fort und hat sich seither ins Ungemessene gesteigert.

Allein in Budweis interessierten mich vorläufig nur die lokalen Prämissen. Die Mitteilungen des Direktors hatten mir ein lebendiges Bild des Prozesses gegeben, der leise, Schritt für Schritt, Jahr für Jahr die wirtschaftliche Stellung der Deutschen geschwächt und zurückgedrängt hat, das allmähliche Vaterwerden der einst so mächtigen Dämme durch die Sezessionen-Arbeit kleiner Leute, bis die Fundamente so schmal wurden, daß sie den politischen Überbau nicht mehr trugen. Ich beobachtete, kleine Meister im Bunde mit nationell begeisterten Intellektuellen in zäher Arbeit die große Industrie und die Banken erobern, Schulen gründen, Raum und Boden gewinnen. Die Deutschen aber sind als erbgesessen in der Defensive, ihr Hinterland bringt ihnen keine so stürmisch zuströmenden aufsteigenden Kräfte. Warum nicht? Vielleicht könnte uns ein Dichter darauf die Antwort geben, der in einem mehrere Generationen umfassenden Roman die treibenden Kräfte aufdeckt. Ich empfehle ihm Budweis als Schauplatz der Handlung.

7

Schon wiederholt war der Name des Dr. Zátka an mein Ohr gedrungen. Man sprach ihn jedesmal mit tiefer Verehrung aus. Gewöhnlich zusammen mit Tschek, dem deutschen Bürgermeister von Budweis, dem man das gelungene Ausgleichswerk nachrühmt.

Den Bürgermeister Tschek habe ich leider trotz vielfacher Bemühungen niemals antreffen können. Infolge einer eigentümlichen Zufallstücke traf es sich so, daß der Bürgermeister gerade am Tage meiner Ankunft bis zu meiner Abreise beurlaubt war, so ist mir das Vergnügen entgangen, einen Mann kennenzulernen, den beide Nationen mit Achtung und Sympathie nennen. So ging mir dadurch auch in Budweis eine Darstellung der Verhältnisse vom deutschen Standpunkt verloren, allein es handelte

Bischöflicher Garten in Budweis

ſich mir ſo nicht darum, einen einwandfreien wiſſenſchaftlichen Bericht zu erſtatten. Die ſcheinbare Auffaſſung der Dinge war für mich das Neue, woo ich aus der Quelle zu erforſchen hatte.

Eines Morgens hielt aue der Gaſſe ein aleraltgee, mit dunkelblauem Tuch ausgeſchlagener, behaglicher Landauee. Es wae dee aus Herrn Trägee mie zue Verfügung geſtellte Wagen. Ein ſonnigee, überaus friſcher Julimorgen lachte aus an. Nach einſtundiger Fahet bogen wir in das liebliche Dorf Liebnitz ein und hielten alsbald am Gartenzaun des Altmeiſtees. Niemand öffnete, da oeetlet aus dee ucalte Kutſcher ſchmunzelnd daß ee den Dr Zitka an einer Wegkreuzung in ſeinem Wagen in entgegengeſetzter Richtung in die Stadt fahren geſehen habe.

— Ja, warum sagen Sie nun das erst jetzt? — Wir waren sprachlos. So blieb uns nichts übrig, als einen Spaziergang in die umgebenden Wälder zu unternehmen, deren Lärchen und Tannen luzuschen in der Sommersonne zu duften begannen. Als wir mittags mit tuchtigem Appetit zurückkehrten, begaben wir uns in das einzige Gasthaus, welches es dort gab, in das Schwarzenbergsche Karhaus. Auf die Frage, was es zu essen gäbe, hatte die Wirtin nur ein Achselzucken. Freund Knopel nahm diesen Bescheid mit so tiefer Bestürzung zur Kenntnis, als wäre sein Lebensglück für immer zertrümmert. Er stützte das Haupt in die Hand und brütete finster vor sich hin. Da kam unverhoffte Rettung. Eine junge Dame trat auf, gesandt aus der nahen Villa des Dr. Zátka und brachte im Auftrage der Hausfrau, die inzwischen von unserem Besuche Nachricht erhalten hatte, eine mächtige Schüssel mit dampfenden Knödeln, Kraut und Fleisch, eine Aufmerksamkeit, welche die besondere Fähigkeit der Dame bewies, sich in die Lage des anderen hineinzudenken. Gleich darauf erschien die Spenderin selbst, eine in Erscheinung und Auftreten vollendete Dame voll Sanftmut und Würde, in welcher man die Frau von hoher gesellschaftlicher Stellung die Gattin eines bedeutenden Mannes leicht erriet. Frau Dr Zátka lud uns ein, in die Villa hinüberzukommen. Ihr Mann war mißverständlich uns zuliebe zu die Stadt gefahren, um uns dort zu begegnen. Da trat auch schon ein alter Herr in die Wirtsstube, etwas gebeugt, der mit seinem grauen Vollbart, seinem nun Ironie gekräuselten und doch wehmütigen Munde mehr einem Arzt als einem Advokaten glich.

Dr Zátka führte mich in das lustige Sommerhaus seiner Villa und gab mir daselbst in einer mehrstündigen Aussprache eine geschichtliche Darstellung des Budweiser Nationalitätenstreites, welche gleichzeitig als autobiographische Skizze und als Quellendokument von klassischer Klarheit wie so wertvoll erscheint, daß ich sie vollinhaltlich zu folgendem wiedergeben will.

Der Großvater Dr Zátkas ist nur mehr als hundert Jahren nach Budweis übersiedelt. Er war Bruder in einem Brauhause und besaß ein kleines Wirtshaus. Er besaßte sich auch mit Getreide- und Salzhandel. Er hat das halbe Böhmen mit Salz versorgt. Die Budweiser Pferdebahn welche gerade wegen der Salzhandels errichtet wurde, war bekanntlich die erste Bahn auf dem Kontinent.

Budweis ist eine deutsche Kolonie. Die Deutschen wurden von König Przemysl Ottokar II herbeigerufen. Es gab mehrere solcher Kolonien. Schon damals wurde Böhmen stark germanisiert, um den Königen eine Stütze gegen den Feudaladel zu geben. Die einheimische Bevölkerung war den Deutschen unterton. Auf letztere konnten sich der König nicht stützen, wohl aber auf die fremden Kolonisten. „Die Deutschen sind nämlich etwas härtes als die Slawen.“ Dazu kam noch das finanzielle Motiv der städtischen Abgaben. Sind auffallend überall böhmische Gesetzgebung hat das Deutschtum durch volle sechs Jahrhunderte erhalten. Die Staatssprache war böhmisch. Es gab einen deutschen und einen böhmischen Syndikus.

Bis zur Hussitenzeit hat es keine nationale Bewegung gegeben, nun da nun aber ganz entschieden König Wenzel hat noch deutsche Gedichte gemacht und Minnesänger an seinem Hof empfangen. Nach dem Aussterben der Przemysliden

haben ſich die Huſſiten nach Polen gewendet und eine Vereinigung angeſtrebt. Wie bedauern ſehr, daß es dazu nicht gekommen iſt. Im Jahre 1526 haben die böhmiſchen Stände Ferdinand zum König gewählt. Da Ferdinand drei Kronen ſchon beſaß ſo war Öſterreich nunmehr fertig. Den Anſtoß zur Errichtung Öſterreichs haben alſo die Böhmen gegeben, wir können die Behauptung gar nicht begreifen daß die Deutſchen Öſterreich gegründet hätten. Die kleinen deutſchen Lande haben damals gar nichts angeſtellt.

Wir hatten die erſte Univerſität die Deutſchen ſagen zwar, es ſei die erſte deutſche geweſen weil zufällig der König auch Kaiſer von Deutſchland war. Dieſer König war eigentlich ein Franzoſe und in der Gründungsurkunde ſagt er ausdrücklich, daß er den Tiſch für die Einheimiſchen decke. Am das Deutſche Reich hat ſich der Kaiſer ſehr wenig gekümmert. Prag war damals ein zweiten Rang. Die Tſchechen hatten ſogar die Majorität, ſie hatten mehr Stimmen als die Ausländer, die Deutſchen ſind dann ausgewandert und haben in Leipzig die deutſche Univerſität gegründet.

Die erſten Anfänge des Zentralismus waren durch die Tſchechen gegeben, als die Habsburger gegen dieſe die Hilfe aller ihrer Völker anriefen. 1618 die Schlacht am Weißen Berge. Dieſe Schlacht war in zwei Stunden entſchieden. Dann iſt die große Mehrzahl den Adels und der Intelligenz nach Sachſen und Preußen ausgewandert. Wir waren im 17. Jahrhundert von Jeſuiten beherrſcht. Infolge jenes großen Verluſtes iſt das böhmiſche Volk ſehr herabgekommen. Die Städter hat man dann germaniſiert, ſo daß nichts von unſerem Volkstum übriggeblieben iſt, als das flache Land. Dort haben die Geiſtlichen gewirkt, die eigentlichen Erwecker des Volkes.

Palacky war bekanntlich ein Evangeliſcher. Chelčický, ein Bauer aus der Gegend von Budweis, hat Ähnlichen gelehrt wie Tolſtoi. Die Peterſburger Akademie hat ſeine Schriften herausgegeben und Tolſtoi hat ſie ſtudiert. Chelčický hat ſchon damals den Krieg verdammt als extremer Pazifiſt. Ziska hat, bevor er in den Kampf zog, erſt bei der Univerſität angefragt ob es erlaubt ſei, für die Revolution Blut zu vergießen. Dann erſt wurde er Führer der Huſſiten.

Während des 17. und 18. Jahrhunderts lag das böhmiſche Volk darniederr. Erſt gegen Ende des 18. Jahrhunderts erſchien eine Anzahl von böhmiſchen Schriftſtellern, die an Herders Ideen anknüpften.

Unſere ganze Geſchichte iſt nichts anderes als ein tauſendjähriger Kampf mit den Deutſchen. Noch Dobrovský der große Slawiſt am Ende des 18. Jahrhunderts, hat ſehr gezweifelt, ob das Werk der Erweckung gelingen werde.

Im Jahre 1848 haben ſich die Böhmen als vollkommen ſeelenlos erwieſen. Hanlicžek, Rieger! Das höhere Schulweſen war in Böhmen durchwegs deutſch, ich ſelbſt habe an einem deutſchen Gymnaſium ſtudiert. Aber der 1861 eröffnete Landtag hat bereits an die Regierung die Forderung geſtellt, die Gymnaſien in böhmiſchen Städten zu tſchechiſieren. Das iſt in Budweis auch geſchehen. In Budweis war die Mehrzahl der Schüler böhmiſch, aber die Gemeinde deutſch und die Verwaltung iſt es heute noch. Man hat ſich damit begnügt, Parallelklaſſen für die Böhmen zu errichten. Nun hat man aber die Stadt Wittingau die Parallelklaſſen

nicht gegönnt, sie wurden uns also abgenommen und auf Wimingau übertragen, wo ein selbständiges Untergymnasium errichtet wurde. Erst im Jahre 1868 hat der Bischof Jirsik das tschechische Gymnasium in Budweis gegründet. Man hat ihm später wegen seiner oppositionellen Haltung den Roggenuß seiner Güter genommen.

Den größten Anstoß zur tschechischen Bewegung hat Palacky gegeben, durch die von ihm gegebene Definition der slavischen Wechselseitigkeit. Die tschechische Nation kann auch von sich sagen, fará da se! Ich habe fünf Gerichtsbezirke im Landtag vertreten, und wenn man den Type dieser böhmischen Wähler sieht, dann muß man sagen: Wir haben einen nationalen Typus von ausgesprochener Eigenart.

Im Jahre 1866 hat der Kaiser gestattet, daß zwei böhmische Gymnasien errichtet werden. Man hat sie in der damaligen Notsicht als slavische Anstalten bezeichnet. Als die Böhmen einmal ihre Schulen hatten, war es mit der Germanisation bald zu Ende. Die Deutschen haben die Verwaltung von Prag übrigens bereits 1861 verloren. Gewiß war Budweis früher überwiegend deutsch. Beweis dafür, daß eine ganze Gasse „Böhmergasse" hieß. Nur die Altstadt war böhmisch und ist es auch heute noch. Budweis verwandelte sich erst seit 1850 in eine böhmische Stadt, nachdem der deutsche Zuzug zumeist aufgehört hatte. Bis dahin hatte sich die Stadt deutsch erhalten durch die rapide Nationalisierung der einwandernden böhmischen Bevölkerung. Jedermann bemühte sich, dem höheren Stande zugerechnet zu werden, und das waren damals die Deutschen. Dieser Trieb war bei den Böhmen leider sehr stark. Aber es gibt anderseits auch Familien, die sich seßhafte eines gewissen horror sanguinis durch fünfhundert Jahre reinmässig erhalten haben. Wir Tschechen besitzen eine von den Deutschen grundverschiedene Lebensauffassung, welche ich als Kultur des Gefühles kennzeichnen möchte.

Wir kämpfen seit tausend Jahren mit den Deutschen auf Leben und Tod, wir haben ein zu hohes Selbstbewußtsein, um uns auf die Dauer beherrschen zu lassen.

Hier warf ich ein: Was ist denn der Inhalt dessen, was Sie Herrschaft nennen?

Dr. Zátka erwiderte: Es ist die Staatssprache dieser Seßlerhut, nur damit die deutschen Beamten nicht Tschechisch lernen müssen! Budweis hat bereits in den Fünfzigerjahren bewiesen, daß die Intelligenz der Böhmen größer ist als die der Deutschen. Kolonien sterben in der Regel rasch ab, wenn sie nicht durch Zuflüsse erneuert werden. Ein schwerer Schlag für die Deutschen war die Gewerbeordnung, mit der von ihr verliehenen Gewerbefreiheit. Von da an konnten sich Böhmen nach Belieben ansiedeln. Früher mußte man Bürger sein. Die Deutschen in Budweis waren von einer Gruppe deutscher Dörfer umgeben, welche aber böhmische Namen hatten. Man schließt daraus, daß die Deutschen diese Dörfer für die Approvisionierung zugewiesen erhalten haben. Je liberaler Österreich wurde, desto schwächer wurde die Stellung der Deutschen. Sobald das allgemeine Wahlrecht eingeführt wurde, ging die deutsche Verwaltung ganz zerfetzen.

Wie sehr die Deutschen die Lebenskraft einbüßten, geht daraus hervor, daß das Handwerk vollständig tschechisiert worden ist. In meiner Kindheit hatten wir noch einen deutschen Schneider, einen germanisierten Schuster, letzterer hieß Wittek. (Der Minister Wittek stammt aus einem Hof, der eine halbe Stunde von Budweis

entfernt liegt Ich glaube mich zu erinnern daß der Vater des Ministers Wittek den Kaiser Franz Josef im Böhmischen unterrichtet hat, er wurde dann Offizier, als Lehrer des Kaisers war er noch Feldwebel Auch der Vater des Freiherrn von Beck war noch ein nationaler Böhme Auch Stibral hat Namensgenossen in Budweis)

Auch der Gewerbefreiheit kam auch die Freiheit im Erwerben von Grundbesitz Bis dahin mußte man, um ein Haus erwerben zu dürfen, Bürger sein Auch der religiöse Liberalismus war den Deutschen ungünstig Bis zum Jahre 1848 war es ein Privilegium der Stadt Budweis, daß daselbst kein Jude übernachten durfte Die neue Freiheit war zunächst allerdings den Deutschen günstig, weil sich 1200 Juden in Budweis ansiedelten Dadurch ersetzten die Deutschen einen Teil ihrer Wähler. Allein die Entwicklung der Banken gereichte den Deutschen nicht zum Vorteil, weil sie den Handel im Großen an sich rissen Jetzt fanden die Bürger einen anderen Beruf das Militär Damit verloren sie aber vielfach den Zusammenhang mit der Stadt Noch schlechter ist es den Budweiser Töchtern gegangen So war kein Nachwuchs an Bewerbern da So wurden fleißig Kasernen gebaut, die Offiziere haben die Töchter geheiratet, dadurch aber sind die Töchter und die großen Vermögen vom Budweis weggekommen. Die deutsche Kolonie wurde fein und starb allmählich aus Auch die Fabriken waren für die Deutschen verhängnisvoll, sämtliche Tuchmacher, die Lohgerber aus Tirol, die wohlhabendsten Familien der Stadt starben aus.

Auffallend ist, daß diese Lohgerber trotz ihren großen Vermögens nicht imstande waren, den Übergang vom Gewerbe zur Fabrik mitzumachen So war ein Unglück für die Deutschen, daß sie vermögend waren Mit der dritten Generation geht der Reichtum in der Regel verloren Auch ist der Deutsche schwerfällig, der Böhme bedeutend cuhriger, und sobald wir die böhmischen Schulen hatten war die Grundlage der bohmischen Selbstbewußtseine gegeben Nichtsdestoweniger hat es bei uns sehr viel nationale Renegaten gegeben, teils aus Gründen der Eitelkeit, teils wegen der wirtschaftlichen Abhängigkeit. Die Deutschen haben böhmische Arbeiter beschäftigt doch war es nicht leicht, ihnen die Wohnungen zu kündigen, weil viele Häuser in böhmischen Händen waren.

In der Erkenntnis, daß wirtschaftliche Macht politische Macht ist, haben wir ausschließlich aus nationalen Gründen eine Reihe von Fabriken gegründet. Der Zuzug der Arbeiter war schon früher da, die Landflucht Die Arbeitskräfte waren zahlreich und billig, die Kohle ziemlich nahe (Pilsener Revier) Die zweite Emaillegeschirrfabrik haben die Deutschen gegründet, diese ging aber bald in böhmische Hände über Wir haben derzeit zwei städtische, eine deutsche und eine böhmische Emaillewarenfabrik Diese konkurrieren aber durchaus nicht, im Gegenteil, sie liefern durch gemeinsame Exporteure auch Indien Dann hat der Direktor der Vorschußkassa eine Zündholzfabrik gegründet ferner gründeten wir eine Papierfachfabrik, eine Schokolade- und eine Schraubenfabrik

Der Kristallisationspunkt war die Beseda, ein Geselligkeitsverein, wie sie damals nach Erlaß der sogenannten Verfassung Mode waren. Auf das deutsche Gesell-

ſchoftoleben hat dit Verfaſſung weniger gemiekt, obee in Böhmen iſt ſofort ein regen Geſtlichſtoleben aufgeblüht es entſtouden ſofort die Sokolvereine Geſangeereine u ſ w Die Beſeda hat ſich beeeits deei Jahee nach iheee Geundung an den Gemeindewahlen beteiligt, die Tſchechen haben mit einer Maſoriteit von 100 Stimmen im dritten Wahlkörper geſiegt

Alle Hausbeſitzee Handweeeke und ſteuerzahlenden Bürger wählten im zweiten Wahlkörpee Antee dem Stadeuck den überwiegenden Wahlonoſollen behalfen ſich die Deutſchen mit einem Peutſchrb, ſie beriefen Stabauſſſitzeee in den Wahlkoepee! Das ganze Schickſal dee Stadt hing an einem Faden Die Böhmen wollten keine Minorität im Gemeindeausſchuß bleiben und übten Abſeinenz 1870 hatte der deutſche Bürgermeiſtee troz Hochdeuck nue mehe ſieben Stimmen Maſoeität Die Kandidat dee Bohmen mae ein Hohenfurtee Mönch namens Hauck, eine Miſchung aon Deutſchen und Slawen Dann erſt begannen die Deutſchen mit dee eigentlichen Arbeit und Organiſation

Dir gegenwartige Bürgermeiſtee Taſchek iſt dee Sohn eines Bohmen aus dem Tabaeer Kreis aud einee deutſchen Mattee

Wir Tſchechen haben manchmal gewählt, manchmal paſſive Reſiſtenz geübt Die Deutſchen waeen ſo aufſtändig, daß ſie Jahre hindnech im dritten Wahlkorper auch einige Böhmen kandidiert haben Erſt bei der voeleetzten Wahl woe der Gemeindeausſchuß rein deutſch

1880 haben wie bei den Wahlen einen Kompeomiß geſchloſſen Die Deutſchen haben uns neun Mandate eingeräumt und die Kandidaeenliſte wae gemeinſchaftlich Das hat abee nicht lange gedaeuee Wie haben nämlich in den Zeitungen böhmiſch geſprochen, das hat man uns eeehalten, wie haben erkleeiert die Statthalteeei entſcheid gegen uns, geſetzwideig Der Verwaltungsgeeichtshof mußte dieſe Entſcheidung beſtätigen Und damit war die verſöhnliche Stimmung mit bei Drunneh hat noch ein Seifenſieder ein Teſtament gemacht demzufolge beide Nationen Stiftungen erhielten

Durchſchnittlich amtiert eine Gemeindeveetretung acht Jahee In der letzten Gemeindeaertretung betrug die Maſoriteit nue mehe 120 Stimmen zugunſten der Deutſchen Nach dem Proportionalwahlrecht wueden das Tſchechen zwei Fünftel dee Mandate zufallen Von beiden Seiten wnede zne künſtlichen Schaffung nan Wählern geſchenten Die Emkommenſteuee war ein ſehe beqnemes Mittel zne Erzeugung nan Wählern Man hatte nne einige Keonen Steuee ohne Zuſchläge zu entrichten Steueeeklamationen wueden in geoßer Zahl überreiche Nach dem Geſetz mußten ſie in deei Tagen erledigt weeden Bei nns liegen ſie ſchon deei Jahre Das hat zne Folge, daß der Gemeindeausſchuß übee ſeine Mandatsdauee im Amte bleibt. Dan iſt auch eine Folge des deutſchen Kueſes

Nach dem geltenden Gemeindegeſetz kann ſich jede herrſchende Partei ſolange erhalten, als ſie will, vorausgeſetzt, daß ſie keine Gewiſſensſkrupel hat Sie macht die Liſte, ſie kontrolliert ſie macht ſo viele künſtliche Wähler als ſie benötigt Dan haben die Deutſchen ausgiebig ausgenutzt Sie haben nicht mengee als 321 Bnegee genannt, die Bürger haben duo Wahlrecht, ohne Steuern zahlen zu müſſen. Auch

für den ersten Wahlkörper, wo sie nicht bedeutet waren, haben sie 50 Ehrenbürger ernannt.

Wir haben gegen diese Beschlüsse rekurriert. Die zweite Instanz hat den Rekurs verworfen. Der böhmische Landesausschuß hat ihm aber stattgegeben. Der Verwaltungsgerichtshof hat entschieden, daß die Ehrenbürger im ersten Wahlkörper formell richtig gewählt seien, allein bei der Ernennung im dritten Wahlkörper seien einige Formfehler unterlaufen. Es sind nämlich zwei Personen zu Ehrenbürgern ernannt worden, ohne daß ihnen zuvor die Zuständigkeit erteilt war. So ist bezeichnend für die deutschfortschrittlichen Bestrebungen, daß nur die formelle Seite der Frage geprüft wurde.

Die Wahl im Jahre 1906 war sehr stürmisch. Da hat es sich gezeigt, wie malleudet unsere Organisation war, wie sind vollständig geeinigt in den Wahlkampf gegangen. Mit uns haben auch die Sozialdemokraten gestimmt. Beim Skrutinium ergab sich für die Deutschen eine Majorität von 99 Stimmen. Die Deutschen haben sich über Antrag der Antragsteller abwohl in der Wahlkommission ein einziger Böhme gesessen ist. Die Deutschen haben gegen ihr eigenes Skrutinium die Beschwerde überreicht, der Statthalter hat den Rekurs abgewiesen.

Ich stellte an Dr. Zátka die Frage: Was bedeutet praktisch die Nationalität in der Verwaltung?

Dr. Zátka antwortete:

1. Der Beamtenkörper, alle Arbeiter werden von der herrschenden Nation bestimmt.

2. Die Verwaltung des Vermögens. (Nach der Schlacht am Weißen Berge haben einige Gemeinden konfiszierte Güter an sich gebracht.)

3. Ist die Gemeinde ein gewaltiger Auftraggeber, sie beschäftigt eine Fülle von Gewerben.

4. Ist sie Baubehörde, die Bauordnung wurde ursprünglich in Böhmen sehr viel dazu benutzt, mißliebige Schulen zu verhindern.

Im Jahre 1868 gab es noch einen großen Anlauf mit der Ernennung von Ehrenbürgern, die Stadt Leudokren in Böhmen, welche mit zwei böhmischen Städten zusammen einen Abgeordneten für den Landtag wählt, hat zur Sicherung ihrer Kandidaten Ehrenbürger ernannt. Tatsächlich wurde ein Deutscher gewählt, der Landesgerichtsrat Bibus. Das hat in Böhmen die größte Empörung hervorgerufen. Der Landtag hat die Wahl kassiert und das Gesetz geändert in der Weise, daß den Ehrenbürgern das Wahlrecht sowohl hinsichtlich des Landtages als der Gemeinde genommen wurde. Aber der Verwaltungsgerichtshof hat entschieden, daß der Landtag das Gesetz nicht richtig formuliert habe und aus nichtigen Gründen ungenommen, daß die Ehrenbürger das Wahlrecht doch besitzen.

Da habe ich etwas unternommen, etwas Thrasymachisches! Am Tage des Skrutiniums, als im dritten Wahlkörper die böhmische Mehrheit verkündet worden ist, erschien ich, begleitet vom Kommerzialrat Deutsch, Bedik und dem Dr. Heimann, dem Handelskammersekretär, zugleich Ersatzmann-Stellvertreter des böhmischen Wahlkomitees, beim Bürgermeister Tuschek und habe ihm ein Memorandum unterbreitet. Doktor

Bärnreither hatte damals gerade dafür plädiert daß für die Budweiser Deutschen irgendwie vorgesorgt werde, um sie zu erretten. Dr Bärnreither hatte erkannt daß gerade Budweis der Ort wäre wo man im Lichte der modernen Ideen einen Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen zustande bringen könnte, wenn ich bereits ein Vierteljahrhundert früher (1883) vorgesprochen hatte.

An jenem Tage habe ich formell die Führung in Budweis übernommen. Ich hatte es pflichtlich zu buchen denn ich habe eine Menge deutscher Klienten verloren ohne dafür böhmische einzutauschen.

Beim Bürgermeister befanden sich damals gerade Dr. Schreiner und einige Stadträte. Ich überreichte meine Denkschrift, in welcher ich darstellte wie künftighin die Reibungsflächen vermieden werden könnten.

— Welchen Interesse hatten Sie an dieser versöhnlichen Politik? fragte ich Herrn Dr. Zátka.

— Weil ich ein Slave bin, aus Gefühl. Wodurch müßten wir uns sonst von den Deutschen unterscheiden, wenn wir ihre Realpolitik kopierten? Ich habe dabei ganz eigennützig gehandelt: die Leute waren außerordentlich überrascht von diesem Schritte meinerseits. Man hat nicht begriffen, daß wir uns nicht an den Deutschen rächen wollten!

Der Ausgleich war gedacht als Novelle. Es sollten nicht Landesgesetze erscheinen es wäre sehr leicht gewesen, weil es Städte mit eigenem Statut gibt. Das Gesetz bevorzugt daß in den Statuten den besonderen Verhältnissen Rechnung getragen wurde (Statuierte Städte). So wäre ein Statut gewesen ohne die gewissen Lasten und Rechte. Ich habe mich als Landtagsabgeordneter 30 Jahrzehnte hindurch bemüht, gewisse Änderungen der Gemeindewahlordnung und Schulgesetzgebung zu erwirken.

Ich habe einen Antrag gestellt, der den Deutschen gut gefallen hat. Daß nämlich jede Nation die Lasten ihrer Schulen selbst trage. Diese Gedanke war zu sehen in den Fundamentalartikeln enthalten. Die persönliche Autonomie ist in meinem Memorandum von 1916 genau formuliert.

Geändert hätte werden sollen: die Gemeindeordnung und die Gemeindewahlordnung; dann das Gesetz über die Bezirksvertretungen (das ist durch die Kreiseinteilung überholt) und schließlich die Schulgesetze.

Die Hauptabsicht war: die Reibungsflächen entweder zu beseitigen oder zu vermindern. Ich verlangte Nationalkatastee aber viel gründlicher durchgeführt als im mährischen Landesgesetz, welches überhaupt nur Wahlkatastee kennt. Der Grundgedanke war ganz einfach dieser. Wer ein Wahlrecht besitzt oder schulpflichtig ist hat zu erklären welcher Nationalität er angehört. Den war sonst immer eine schwierige Frage (Bernatzik: Über nationale Matrikeln.) Es ist Sache des einzelnen, zu erklären welcher Nation er angehört. Diese Erklärung soll in der Regel bindend sein mit wenigen Ausnahmen. Die Proportion wird gebildet, nach dem Verhältnis der beiderseitigen Wähler. Dadurch wäre die Agitation überflüssig geworden.

Wesentlich war auch die Bestimmung, eigentlich eine neue Idee: Daß die Nationalitäten als juristische Personen konstituiert werden sollten im ganzen Lande

In Budweis wäre das unbedingt notwendig. Die Vorauschläge der Stadt Budweis enthalten viele Tausende für deutsche Bedürfnisse, für böhmische nur sehr wenige.

Jedes Kataster soll seine Vertretung erhalten. Die vom Gemeindeausschusse gewählten Gemeindemitglieder bilden die Kurie. Die beiden Kurien haben auch ein gewissen Besteuerungsrecht. Sie können Zuschläge einführen bis zu einer gewissen Grenze (10 Prozent) jede Kurie für ihre Angehörigen. Der Gemeinderat wird verhältnismäßig gewählt. Wenn einmal die Reibungen wegfallen, taxiert man den Menschen nach seinem geistigen Wert.

Die Vergebung der Lieferungen in der Gemeinde sollen im Verhältnis der Steuerleistung stattfinden, die Bestellung der Beamten und des Dienstpersonales auch nach diesem Maßstabe. Beide Sprachen sollen in der Gemeinde gleichberechtigt sein.

Was die Schulfrage betrifft, so hat mich Minister Rezek einmal zum Minister Hartel eingeladen. Der hat gestaunt um wie wenig Gemeinden es sich eigentlich handelt, die als gemischtsprachig in Betracht kommen. Es sind allerdings die größten, Prag, Pilsen, Reichenberg, Budweis, Brüx, Dux. Die Errichtung einer Schule ist tatsächlich ein Kreuzweg für die betreffende Minorität und es ist bewundernswert, wie tapfer sich die Minoritäten halten.

In Mähren war die Tschechisierung der Städte eine Spielerei, dort war das Deutschtum kein echtes, es ist auch vollständig verschwunden.

Bezüglich der Schulen habe ich beantragt, daß die gemischten Gemeinden aufgehoben werden und es in ganz Böhmen nur deutsche und böhmische Gemeinden geben soll. Das betreffende Schulgesetz schreibt vor: Wo man die Gemeinden nicht territorial abgrenzen kann, bleibt die Schulgemeinde eine gemischte, und das ist die Quelle aller Schwierigkeiten. Es sind heute nicht mehr fünfzig gemischte Schulgemeinden in Böhmen. Auf Grund der persönlichen Autonomie ist diese Frage leicht zu lösen, man erklärt ganz einfach: Der Katastrat ist die Schulgemeinde.

Die Deutschen haben erklärt: Ihre Vorschläge betreffend die Schulen nehmen wir sofort an, bezüglich des Gemeindewahlrechtes hat es längere Zeit gedauert, bis sie sich entschlossen haben.

Der böhmische Schulterror hat das Prinzip: Kein deutsches Kind wird in die böhmische Schule aufgenommen, die lex Kosicala, das bekannte Prinzip, daß die Kinder nur in solche Schulen geschickt werden dürfen, deren Sprache sie verstehen.

Wie wolkenflunig ist es, wenn beispielsweise die deutsche Gemeindevertretung den böhmischen Ortsschulrat wählt! Der Ortsschulrat soll konnational mit denjenigen sein, für welche die Schule bestimmt ist, das ist der Wille des Gesetzes. Durch Renegaten haben die Deutschen ihren Nachwuchs ergänzt. Solche Jugendbildner haben sich die Deutschen gewählt, dahin führt die politische Trideaschaft!

Zunächst mußte nun noch der Wahl ein modus vivendi gefunden werden, damit wir nicht fortwährend in der Gemeindestube saufen. Minister-präsident Beck hat vermittelt, er hat es den kleinen Ausgleich genannt. Zunächst wurde anerkannt das Recht der böhmischen Mitglieder sich der böhmischen Sprache zu bedienen. Die Einladungen zu den Sitzungen und die Anträge wurden in beiden Sprachen verfaßt. Zweitens hat man eine Subvention gegeben zur Erhaltung der sogenannten

Kindergärten, den Deutſchen zwei Drittel und ein Drittel, obwohl das Verhältnis gerade umgekehrt iſt. Dann wurde uns ein einziger Gemeinderat bewilligt. Der Ausgleich iſt nicht zuſtande gekommen und konnte nicht zuſtande kommen. Der Tſchech-Ausgleich hat Konzeſſionen für die Deutſchen und für die Böhmen. Dieſe können aber erſt dann tatſächlich zur Geltung kommen, wenn ein bezügliches Geſetz entweder erloſſen oder durch Oktroi eingeführt wird. Das kompetente Forum wäre der Landtag. Ich glaube, daß das Geſetz im Landtag angenommen worden wäre, nachdem die Jungtſchechen unter Kramář im Prager Nationalrat für den Pakt eingetreten ſind. Das Geſetz iſt aber doch nicht zuſtande gekommen.

Nach dieſem ſogenannten kleinen Ausgleich iſt noch ein zweiter Ausgleich zuſtande gekommen.

Die finanziellen Verhältniſſe in Böhmen waren deſolat, die deutſche Verwaltung hat ſich etwas darauf eingebildet, daß ſie keine Gemeindezuſchläge erhebt, ſie hat lieber Schulden gemacht. Man hat ein phantaſtiſches außerordentliches Budget aufgeſtellt, es aber verwendet zur Deckung des ordentlichen Defizits. Wir haben darauf gedrungen, daß dieſe Wirtſchaft aufhört. Jetzt haben die Deutſchen erklärt: Wir ſind bereit, über die Minorität muß mit uns ſtimmen (ohne Furcht vor der öffentlichen Meinung). Wir haben ſchließlich gegen nationale Konzeſſionen eingewilligt. Die Aufſchriften grundſätzlich in beiden Sprachen, ſämtliche Eingaben in jener Sprache zu erledigen, in der ſie überreicht werden, größere Berückſichtigung der böhmiſchen Gewerbetreibenden bei Lieferungen, daß der Bezirksſchulrat an das Datum des Ortsſchulrates gebunden iſt u. ſ. w.

Der Ausgleich wurde tatſächlich von den Deutſchen loyal befolgt. Allen konnten uns die Deutſchen nicht bewilligen, z. B. das Proportionalwahlrecht.

Miniſterpräſident Beck forderte mich auf, die Vorſchläge in ſolche Form zu bringen, daß ſie von der Regierung dem Landtag vorgelegt werden könnten, man beſchuldigte uns, daß wir es auf ein Oktroi abgeſehen hätten. Allein von einer Anſchaltung des Landtages hatte ich damals keine Ahnung. Wir konnten nur mit einer geſetzlichen Regelung rechnen. Die wäre zuſtande gekommen.

Allein Prade als Landesverteidigungsminiſter hat erklärt, eine ſolche Regelung der Schulfrage ſei nicht möglich, da ſonſt in Bosnien andere Grundſätze gelten würden als im Lande. Das Gegenteil iſt richtig, es wäre möglich geweſen, die Formel auszudehnen, wenn ſie ſich lokal bewährt hätte.

Ich habe den Geſetzentwurf ausgearbeitet mit Beck, Stürgkh, Bienerth, Sektionschef Hartel. Der Entwurf wurde in der Staatsdruckerei gedruckt und mir nach Abbazia geſandt. Bei der Begutachtung haben wir weſentliche Änderungen beantragt, weil wir uns mittlerweile in das Material vertieft hatten. Miniſter Marchet hat ſo viele Ausnahmen zur lex Kaizla zugelaſſen, daß dieſe ſchließlich ſelbſt zur Ausnahme wurde. Der Verwaltungsgerichtshof hat die Verordnung Marchets ungültig erklärt, weil gegen den Geiſt des Geſetzes.

Wir hätten gerne eine Kontrolle in den Kindergärten gehabt, durch wechſelſeitige Inſpektion. Auch die Frage des Schulaufwandes wurde neu überlegt, weil der Unterſchied zwiſchen Deutſchen und Böhmen ein ſehr kraſſer ſein konnte, je

nach der Steuerkraft. Es hätten sich eine Masse Leute aus Furcht aus der höheren Steuer in den anderen Kataster übertragen lassen. Da sollte der Schuldbegriff ausgleichend eingreifen.

Vor der dritten Redaktion habe ich meiner Partei erklärt, da gab es zwei Standpunkte, den Prager Standpunkt und den lokalen. Der Nationalrat hat nicht gestattet, daß ich in der Aktion fortfahre, die politischen Parteien im Nationalrat waren nicht einig. In einem solchen Falle wird es den Parteien überlassen, im Landtag ihre Machtverhältnis zum Ausdruck zu bringen. Der Nationalrat hat sich für inkompetent erklärt aus Furcht vor dem Präjudiz. Wir hätten jetzt freie Hand.

Die Deutschen hätten durch den Ausgleich das Wichtigste gerettet, die Schule. Trotzdem wäre ihr Schicksal besiegelt gewesen, denn die Beamtenquote wäre gesunken. Budweis hätte für die Deutschen die Attraktion verloren.

Gegen den Ausgleich erklärte sich die Realistenpartei, obwohl deren Führer Masaryk persönlich anderer Ansicht war, die sogenannte staatsrechtliche Fortschrittspartei dann die beiden Arbeiterparteien, welche sich sonst gemmig bekämpfen, die Nationalsozialen und sonderbarerweise auch die Sozialdemokraten, obwohl die Parteileitung gewiß für den Ausgleich gewesen ist.

Diese alle Parteien haben ein Manifest herausgegeben, worin sie erklärten, die Frage der Minoritäten müsse einheitlich gelöst werden. Das haben auch die Deutschen geschrieben. Beck war wieder der Ansicht, der Ausgleich sei leichter Stück für Stück zu lösen als im ganzen. Unsere engeren Wahlkamitee war einstimmig, das weitere mit allen gegen vier Stimmen für den Pakt. Bei den Deutschen war überhaupt niemand dagegen.

Die legitime Gemeinde- und Bezirksvertretung hat schließlich gleichfalls den Ausgleich einstimmig genehmigt. Damit war die Sache für Budweis erledigt.

Dies ist die Geschichte des Budweiser Ausgleiches, den ich deshalb nach der Darstellung Dr Zátkas so eingehend wiedergab, weil er den ganzen Inhalt und die ganze Technik der böhmischen Frage auch ihr ganzes tragisches Verhängnis ja all erschöpft, daß eigentlich nichts mehr hinzuzufügen ist. Das ganze Problem sammelt sich in die Peripherie betrifft, ist darin restlos dargestellt. Wie haben gesehen wie trotz besten Willens der lokal Beteiligten die schon gefundene befriedigende Lösung doch wieder zum Scheitern gebracht werden ist, wie die Gesamtlösung der böhmischen Frage der lokalen Einigung und umgekehrt wieder die lokale Streit der Gesamtlösung im Wege steht. Ein tragischer circulus vitiosus in welchem die ganze Unzulänglichkeit und weltgeschichtliche Denkschwäche der Berufspolitiker zu Tage tritt; ja hat schließlich die böhmische Frage in unseren Tagen eine ganz andere Gestalt und Natur angenommen und ist alles lokalen Behandlung entwachsen. So gering ist die Macht der Vernunft im Leben der Völker.

8

Inmitten eines schönen gepflegten Gartens liegt ein sauberes Gebäude, einer Villa oder einem kleinen herrschaftlichen Sommersitze ähnlicher als einem Amts-

gebäude. Man ist überrascht, so dieser freundlichen, hellen Anlage die Budweiser Handelskammer erkennen zu sollen. In dem helleren, abgeklärten Milieu würde man griechische Skulpturen und dergleichen erwarten, noch mehr man die Treppe hinaufsteigt. Ich lasse mich beim Dr. Hromada melden, dem Sekretär der Handelskammer, mit welcher ich im Laufe meiner vieljährigen amtlichen Wirksamkeit im Österreichischen Handelsmuseum wohl mehr als tausend Briefe gewechselt habe. Es ist immer ein anregender Augenblick, wenn man einem Manne persönlich gegenübertritt, dessen Unterschrift man Jahre hindurch in seiner Post gesehen hat. Nun einem Begriff wird Fleisch und Blut, leider oft viel zu spät und im allgemeinen zu selten.

Dr. Hromada ist ein vortrefflich konservierter Herr von etwa sechzig Jahren, mit einem überaus wohlwollenden Gesichi, das an einen Landwirt erinnert, große Züge, Schnurrbart etwas ongegrauten Haar, träumerische Augen. Er spricht mit dem typischen böhmischen Tonfall, halb flagend, halb auflugend, er bedauert, uns meinen Besuch nicht vorbereitet zu sein und infolgedessen ohne richtigen Material improvisieren zu müssen. Er hätte mir sonst viel mehr zu sagen gehabt.

Dr. Hromada versieht derzeit allein alle Geschäfte der Kammer, da alle jüngeren Kräfte Kriegsdienste leisten. Er ist schon pensioniert gewesen und muß nun, angewiesen auf Manipulationskräfte allein die Arbeit bestreiten.

Die Handelskammer in Budweis ist rein böhmisch und zwar so, daß die deutsche Minorität es aufgegeben hat, sich an den Wahlen zu beteiligen, weil sie keine Aussicht hat, durchzudringen. Angesichts der deutschen Grundentvertretung ist es überflüssig, eine einsprachige böhmische Handelskammer vorzufinden. Die Erklärung liegt darin, daß die Budweiser Kammer den Bezirk Tabor mit umfaßt, somit einen weiteren Interessenkreis hat als die Stadt.

Die Deutschen haben — wie Dr. Hromada versichert — keinen Grund sich zu beschweren, weder in materieller noch in anderer Richtung. Die Handelskammer unterstützt alle deutschen Schulen. Fortbildungsschulen ebenso wie Fachschulen, wenn sie um Subventionen ansuchen, sie erteilt den Deutschen Stipendien und erledigt alle Eingaben der Deutschen in deren Muttersprache. Der Bürgermeister von Budweis hat sich bemüht, im Zusammenhang mit seinem berühmten Pakt eine Teilung der Kammer in analoger Weise durchzuführen. Die Handelskammer hat sich bereit erklärt unter der Voraussetzung, daß in Reichenberg oder Olmütz das Beispiel befolgt werde, „was aber schwer durchzusetzen ist".

Derzeit sind die Agenden in legislatorischer Beziehung sehr eingeschränkt, die kriegswirtschaftlichen nahmen dafür alle Kräfte in Anspruch. Die Kammer verteilt Salz — einen der wenigen Produkte bezüglich welcher Böhmen auf die Einfuhr angewiesen ist — Zeiten, Leder und also Fertigestelle Kleider an die Bevölkerung. Von den Gewerben blühen nur jene, welche sich mit der Approvisionierung befassen und die Erzeugung landwirtschaftlicher Geräte, soweit sie über Arbeitskräfte verfügen. Die Biererzeugung ist stark eingeschränkt.

Die Stadt Budweis hat versucht, mit der Ukraine in direkten Verkehr zu treten. Sie stellte aus ihrer Erzeugung alles bereit, um in der Ukraine Einkäufe

zu bewerkstelligen, die Einzelfabriken beachten acht Waggons auf, die Benennten je fünf Waggons. Vier zwei Spezialeinzüge werden ernannt, allein sie können nur bis zur Grenze. Sie haben ein Martyrium ausgestanden, ehe sie siebzehn Waggons Filialen auf den Rücken der Stadt anbauen konnten, sechs Waggons werden konfiszieret obwohl mit behördlicher Genehmigung gekauft.

Die heurige Ernte ist durchschnittlich gut ausgefallen, da aber der Viehstand stark abnimmt und infolgedessen Fleischmangel besteht, dürften die Edelfrüchte auch aufgezehrt sein. Der Friede könnte auch Ansicht Dr. Hromadas schon lange da sein, wäre nicht der Brestfer Friede dazwischengetreten.

Die tschechische und die deutsche Bevölkerung von Budweis lebten gesellschaftlich getrennt, das geht so weit, daß selbst Heiraten zwischen beiden Nationen selten vorkommen, obwohl eigentlich kein Hindernis obwaltet. Hinsichtlich der Parteien zwischen den Nationen ist während des Krieges in der tschechischen Bevölkerung eine große Wandlung eingetreten und wenn sie auch der Idee der Gleichberechtigung nicht entsremdet ist, so ist sie doch jetzt überzeugt, daß sie in absehbarer Zeit ohnehin die Mehrheit erlangen wird. Die Tschechen stehen auch wie nie auf dem Standpunkt Riegers, der da sagte: „Hier ist ein weißes Blatt Papier die Deutschen mögen ihre Forderungen aufschreiben, sie sind im voraus bewilligt, vorausgesetzt, daß die Tschechen die gleichen Rechte erhalten.“ (Dieser berühmte Ausspruch Riegers wird fast von allen Tschechen und in allen Ständen zitiert.) Allein der deutsche Geist ist unverträglich bis zum äußersten. Die tschechischen Forderungen waren vor dem Kriege mäßig, die Deutschen waren mit Blindheit geschlagen, sie abzulehnen. Wo die Deutschen aufhören, ihre Postulate zu stellen, da beweisen sie sich hinter dem Staat. Sehr viele Deutsche betrachten es als eine Erniedrigung, Böhmisch zu lernen.

Dr. Hromada geriet langsam in Erregung. — Merken Sie sich, beim ersten Bezirksgericht, bei der ersten Finanzbehörde, bei der ersten Behörde hört unser nationales Leben auf, dort hören wir auf, Böhmen zu sein! Dort haben wir unser Recht verloren. Bei jeder ersten Instanz, soferne sie staatlich ist, nicht nur die Sprache, auch der Geist.

Ein Beispiel, wie man uns behandelt: Das Vermächtnis des Erzbischofs Kohn! Dieser hat sein ganzes Vermögen, anderthalb Millionen Kronen, zur Errichtung einer tschechischen Universität oder einer anderen kulturellen Einrichtung bestimmt. Das Vermächtnis wurde konfisziert, das Geld vertilgt. Das hat große Erregung verursacht, wie erhoffen eine Universität in Brünn oder in Olmütz.

Um jeden Fetzen Papier, um jedes böhmische Wort ist ein Kampf. Wenn zwei tschechische Eisenbahnbeamte die Stationen betreten, müssen sie — nach dem Forstnerschen Erlaß — die Konversation in deutscher Sprache fortsetzen. Ist das nicht unmenschlich?

Wozu das alles? Was wir dem Staate schuldig sind, werden wir freiwillig leisten. Wir wissen schon die deutsche Sprache zu schätzen, aber zwingen Sie uns dieselbe nicht auf! Lassen Sie uns Böhmisch reden bis nach Wien, was kann das schaden? Lassen Sie uns mit einem Wort, böhmisch amtieren!

Zwei Millionen Deutsche in Ungarn werden von ihren Konnationalen völlig im

Stich gelaſſen, einen ſo blühenden Aſt laſſen ſie verdorren, und hier, wo ſie in der Minderheit ſind, wollen ſie herrſchen!

So klang die Klage des behäbigen Mannes in leidenſchaftlichen Akkorden aus. Ich habe ſpäter Deutſche ihr Los in Böhmen in ebenſolchen Tönen beklagen gehört. Man kann es also Deutſchen ſchwer begreifen, daß es den Angehörigen einer kleinen Nation nicht eine Freude iſt, an unſerer Kulturgemeinſchaft teilnehmen zu dürfen. Je echter der Klagelaut ertönt, deſto ſchmerzlicher unſere Verwunderung. Aber wir müſſen die Denkgewohnheit aufgeben, die anderen Nationen für unaufrichtig zu halten, wenn ſie erklären, daß wir ſie nicht begnaden können. Das iſt der erſte und mühſamſte Schritt zur Erkenntnis der Dinge, wie ſie ſind. Als ich Budweis im Rücken ließ, hatte ich dies eine bereits gelernt. Eine herzzerreißende Schule dieſen Wanderern zwiſchen zwei Raſſen, die zu gemeinſamem Leben ſchickſalhaft verbunden, einander ſo ſchlecht verſtehen.

Krummau.

1.

Auf die berühmte deutsche Stadt im Böhmerwald, Krummau, hatten mich viele Berichte neugierig gemacht. Ich entwarf zusammen mit dem Rechnungsrat einen Plan, wie wir die Stadt auf einer Fußwanderung erreichen und dabei die Sprachgrenze schneiden konnten. Ich wollte den Meridian betreten, der die deutsche und die slawische Rede im äußersten Südwesten scheidet.

Wie fuhren am frühen Morgen mit der Bahn von Budweis nach Kremsier, es war acht Uhr morgens, als wir auf der Station ausstiegen, ein kühler Wind blies uns trotz der Hochsommerzeit ins Gesicht. Wir hatten eine Meile zu marschieren, ehe wir den Ort selbst betraten, auf dessen Hauptplatz die überhohe Kirche inmitten der niederen Häuser einen fast bänglichen Eindruck machte. Wie lange ist es her, da hatte man hier, auf dem Marktplatz die Burschen vom Tanzboden weg in den Krieg an die Front! Weiß man in dieser Zeit überhaupt, wie ein Ort eigentlich aussieht? Er liegt so ruhig wie ausgestorben da. Dazu das Blasen der rauhen Luft im Juli, alles wirkte zusammen, um den Ort der in Friedenszeiten wahrscheinlich ein gemütliches Nest ist, in Höhenluft-Melancholie zu tauchen.

Wir benützen den eben abgehenden Postwagen und fuhren in ein enges, breites Tal an der Rampe eines Gewässers, die wie in eine unendliche Obstallee münden, welche aus gleichzeitig vom natürlichen Reichtum des Landes aber auch von der Rückständigkeit der Obstkultur einen Begriff gibt. Es sind lauter mißgewachsene Äpfel, kaum gut genug zum Mostpressen, so notwendig sie auch den Wanderer begrüßen. Zu beiden Seiten dehnen sich fruchtbare Felder, die meistens noch nach dem Schnitt denn das ziemlich kühle Klima der böhmischen Hochplateaus gestattet erst spätes Reifen. Im Westen haben sich inzwischen graue Wolken geballt und während noch goldige Sonnenstreifen schnell dahinwandern, erkennen wir bereits dunkle Regenvorhänge. Bald prasselt es uns eisig ins Gesicht und wir sind recht froh, daß wir — dem Tag nicht trauend — unsere Regenmäntel mitgenommen haben und sie bis zur Nase zuknöpfen können. Nach fast dreistündiger Fahrt kommen wir bei strömendem Regen nach Berlau, wo wir unser Ziel, die vielbelobte Wirtin, Frau Cesa, erreichen, froh, in der angenehm durchwärmten Wirtsstube ein Obdach zu finden.

Die Wirtin, bei der es in Friedenszeiten stets reichliche und prächtig zubereitete Kost gab, sollte uns trotz der harten Zeit keine Enttäuschung bereiten. Sie ist eine Tschechin — Berlau bedeutet die letzte Station des tschechischen Hinterlandes von Budweis —, spricht aber gut Deutsch. Im Hause ist viel Bewegung, hinten im Hof wird gedroschen, und in der Küche wurden die zahlreichen Kinder der hochstem

dreißigjährigen Krieg um den warmen Herd. Allerlei Gemüse und Fleisch liegt im Zustand der Zubereitung angebreitet. Wir erhalten ein tüchtiges Frühstück: herrliche Milch und echte, gediegene Butter. Dann lasse ich mich auf eine Stube führen, wo ich das elende Wetter unter einer gestreiften Tuchent angenehm verschlafe, bis man mich wieder zum Mittagessen holt. Die Sonne ist inzwischen hervorgebrochen und glänzt in den schnell austrocknenden Regentümpeln. Es gibt eine heiße fette Suppe, ein delikates Selchfleisch, dessen schwellendem Fett unsere entwöhnten Magen kaum noch gewachsen waren. Die Zeche war erstaunlich billig. Denn kaufen wir gleich für die weitere Wanderung Mundvorrat ein, der uns sehr zustatten kam, denn jenseits der Spindlergebirge war es allzugleich karg und mager. Daß es den Tschechen mit der Verpflegung besser ging als den Deutschen, konnten wir mit Händen greifen, es wäre aber undankbar, nicht hervorzuheben, wie bereitwillig und zu welch billigen Preisen man uns an der Tafel mitgenießen ließ, wo sie bestellt war. Die eigentliche große Gastfreundschaft der Tschechen sollte ich auf meiner Wanderung später noch gründlich kennen lernen. Man muß sie geradezu als nationale Tugend betrachten.

2

Die Landschaft war noch feuchtfeucht aber in fortschreitendes sonnige Aufhellung begriffen, als wir unseren Aufstieg gegen Kalschung begannen. Erst jetzt auf der Höhe bot sich der volle Anblick des Tales und Boden-Beelau. Der Marsch war beträchtlicher als wir dachten, aber von einer eigentlichen Schönheit. Also wie eine Höhe von etwa 700 Meter erklimmen hatten nahm die Straße, die sich wie eine Rampe an der Berglehne hinzog, immer mehr den Charakter einer wohlgepflegten Promenade an. Obstbäume begleiteten uns zu beiden Seiten wie in einem Garten, gegen Osten war der Blick in ein weitausgreifendes Tal offen. Im sanften Aufstieg umgingen wir in einem Riesenbogen den Massiv des hohen Schneeberges. Liebliche Anwesen Forsthäuser kleine Wirtschaften schmückten die Abhänge und eine besonders reizende, ins Tal schauende Villa hätte niemand als Bewunderung einer Spreckasia erraten. Hohe Erbsenfelder prächtiges Korn und schwerer Weizen harrten noch lange des Erntetages, denn wir waren allmählich in höhere Regionen getreten. Wir waren auf der Scheide des Gebirges, eine niedere Hütte bezeichnete die Stelle. Hier saß ein Mann mit riesigen, in Tuchen eingewickelten Holzschuhen, die — wie es heißt — bedeutend wärmer sind als Lederschuhe. Wer sich an Holzschuhe gewöhnt hat, verlangt keine anderen mehr. Besonders unerläßlich sind sie für Personen, welche mit Pferden zu tun haben, wo deren Hufschlag sie schützen. Wir begrüßten den Mann und die ihm zugesellte Weiblichkeit und jene antworteten in einem Deutsch, das ihnen sichtlich angeboren war. Dieser Mann war die Spreckagegend zwischen Beelau und Kalschung eine repräsentative Persönlichkeit, ohne es zu ahnen und sich dessen bewußt zu sein. Die Leute erzählten uns, daß sie schon geraume Zeit ausschließlich von Milch lebten, Brot und andere Nahrungsmittel entbehrten sie schon lange. Da war das erste deutsche Wort — Entbehrung. Auf den Höhen und in den Tälern begegneten wir der argen herben Kriegsnot. Möge sie nie wieder ein Wanderer

Gleichen sehen, möge nie wieder zwischen wallendem Korn und Brotmangel die Rede sein! Talab wandernd kamen wir zu einem reifen Roggenfeld, zu welchem Männer und Frauen die Ähren mit mächtigen Schnitten niederlegten. Wir fragten sie, wie sie zufrieden seien und auch hier ertönte trotz des scheinbaren Reichtums laute Klage: die Ähren seien großtentheils leer, alles Unkraut, das schärfere Maßregeln verbannt! Schon im Mai hatte ich von dem katastrophalen Frost gehört und jetzt konnte ich die Wirkungen mit eigenen Augen wahrnehmen, das heißt dann angeblich Auge der Laien sind die Ernte wunderschön und üppig und sie war ja auch in großen und ganzen gut ausgefallen.

Zwei mächtige große Bäume erschienen plötzlich beiderseits der Straße wie ein ersterliches Portal, im Hintergrund blauen dunkel die Berge — wir nahten uns der Stadt Kaschling. Vorerst aber werden wir noch einem lieblichen Schauspiel begrüßt. Unermutet wälzt sich die ganze Straßenbreite füllend, eine schöne unübersehbare Kuhherde heran. In hellen Farben kastanienbraun und blauschwarz gefleckt hochgewachsen und wohlgenährt, sechs Reihen breit, fast ohne menschliche Begleitung — nur ein Bubletin schwingt die Peitsche — wachen sie heran, gelassen, zufrieden mit strotzenden Eutern, eine erfreuliche Bild den Friedens und des Wohlstandes. Wir zählen mehr als zweihundert. Ein seltener Anblick in der Kriegszeit, der uns eigentümlich tröstet und erheitert. Und doch ist es nur der letzte, kärgliche Rest entsetzwundener Beute, wie wir später hören Kaschling selbst überreich an durch seine prachtvollen Häuser die blitzblanke Sauberkeit, die etwas Herrschaftliches hat. Eines der ersten Gebäude ist die Volksschule von Kaschling, die durch ihre Größe imponiert durch ihre Gartenanlagen bezaubert, sie gibt uns einen Begriff hoher Kultur. Der nationale Kampf in Böhmen hat dennoch ein Gutes: ein solcher Schulpalast auf dem Lande wird sich außerhalb Böhmens schwerlich finden! Die Stadt selbst mit ihren Giebelhäusern hat ganz deutschen Charakter. Im Wirtshaus gibt es nichts als dünnes Bier, wir müssen unsere Wurst aus Verlau auspacken. Die junge Wirtin erzählt daß ihr Mann im Kriege gefallen ist. So sind wir wieder in die trübe Kriegsstimmung, der wir uns schon entronnen wähnten, zurückgeworfen. Wir kommen gerade zurecht, um den Postwagen, der in der Richtung Krumman abgeht zu besteigen und lernen den klugen deutschen Postmeister kennen, der leider sehr pessimistisch über die wirtschaftlichen Aussichten spricht. „Das Jahr wird spucken, die Ernte ist schlecht ausgefallen alles verbrannt!"

Auf dem Wagen nahmen zwei Bäuerinnen Platz, biedere, mit großer Beredsamkeit begabte Frauen die uns endlose Berichte über die Kriegsmisere auf dem Lande zum besten gaben. Frau Reitmeier, die eigentlich gar keine Bäuerin sondern eine Landkrämerin ist, hat eine weite Einkaufsreise hinter sich und schleppt gerade jetzt allerhand Kram und Gerät nach Krumman. In ihrer Doppelstellung zwischen Stadt und Land hat sie tiefe Einblicke über den Güteraustausch den Schleichhandel in gewerblichen Erzeugnissen und Lebensmitteln. Sie erzählt, wie gelehrte Ihren Bleichgesichtern gestohlene Sui um Brot und Butter werben und welch furchtbare Demoralisation die Bevölkerung erfaßt hat. Sie gibt ein Bild von der Organisation des Diebstahles, der sich mit dem Wucher auf halbem Wege begegnet und weiß

tröſtliche Anekdoten von hartherzigen Bauern, die von einer Volksmehme beſtraft wurden, alles celebre Geſchichten bei denen einem bange werden kann. Was will das werden und wohin ſoll das führen? Die Welt iſt außer Rand und Band, Moral Recht und die primitivſte Sicherheit ſind verſchwunden O tempora, o mores! Was für Hamſterpraktiken ſich ſchon entwickelt haben das könnte einem Spezialforſcher eine Lebensaufgabe bedeuten.

Während des düſteren Geſpräches auf dem Poſtwagen hat ſich über mittlerweile der Himmel zur vollen reinen Bläue geklärt, die Landſchaft ein poetlichtes, wundervoll gepflegtes Antlitz bekommen. Smaragdene Wieſen, Baumgruppen hinter Drahtzäunen, als wären wir plötzlich nach England versetzt, vom ſchrägen Sonnenſtrahl beſchienen. Wo ſind wir? Das ſind die Schwarzenbergſchen Gründe, in wohlhabend königlicher Kammerherrenwendung und Üppigkeit unbekümmert, in nachdenklicher verſchloſſener Tiefe, geradezu herausfordernd liegen ſie vor dem erſtaunten Auge.

Wir ſind der Wagenzahrt müde und ſpringen ab, nun von der braunen Kaſſerin, der mahnenden Stimme des Volkes, herzlich verabſchiedend. Am Gewäſſer entlang an deſſen Ufern Rehe unter hohen Bäumen graſen, treten wir in einen Waldpark, in deſſen romantiſchem Dunkel die ſpäten Statuen funkeln. Fendale Landſchaft, eine Allee von urweltlich rieſenhaften Buchen ſchwer maſſig. Edelholz von unermeßlichem Wert, uralte Bäume! Feſte Häuſer, ſchloßähnlich verſchwiegen, betreten die Ruhe einer Stadt. Aus dem traumerſchen Park wie aus einem Gemälde aus verſunkener Zeit, treten wir ins Freie. Da turmt ſich zur Rechten hoch oben eine ſtrengrone Burg in ſo maleriſchem Profil in ſo edlen Linien daß wie gebannt und freudig überraſcht den Atem anhalten.

3

Wie ſtehen vor dem „Bindweiſſer Tor“ auf der Brücke. Zu unſeren Füßen beraſt das Waſſer über Felſen. Eine wildromantiſche Schlucht in welche Gärten mit Terraſſen eingebaut ſind, wie aus dem Hochgebirge herausgeſchnitten. Wir betreten die liebliche Stadt, aus einem trauten Volkslied, einer alten Ballade wunderbar hervorgezaubert. Da gibt es Häuſer mit Erkern und Giebeln, mit Viſierſcharten, aus welchen man aus dem Innern der Wohnung ohne ſich zu erheben, den Fremden beobachten kann, der aus Tor hofft. Über das Katzenkopfpflaſter der hügeligen Stadt marſchierten wie im Hotel zur Stadt Wien vorbei deſſen mauergrone Barockfaſſade uns anheimelt. Leider gibt es auch ein dreiſtöckiges, ganz modernes Zinshaus, welches den reinen Stil der Stadt unerquicklich entſtellt. Aber ſonſt war alles echtes Altertum voll Mannigfaltigkeit und Anmut mit träumeriſchen Winkeln und Ecken, Gewölben und dunklen Höfen, ſind wir unerſehens in die Mozartſtadt an der Salzach geraten? Das Herrlichſte aber iſt das gewaltige Schloß mit dem hochragenden Dom und den mächtigen Höfen, in welche wir oberflächig nur einen flüchtigen Blick durchs Sitterportal werfen. Drum ſchon lockt es uns ſchräg hinab zur Moldau wo ſich uns von der alten Holzbrücke ein impoſantes Panorama entrollt. Auf hohem, ſteilem Felſenpoſtament die himmel-

Dom und Schloß von Krumau

eugende Schloßfaſſade, ihrerſeits überragt von dem prachtvollen Turm, nach der anderen Seite aber ein Gewirr von kleinen Häuſern, die das Ufer im bunten Gemimmel beleben. Ein lieblicher und zugleich maleſtätiſcher Anblick von packender Gewalt. Ich denke an Cîteaux in der Provence. Wie kommt es, daß ich von dieſer Stadt, in der es wie aus alten Märchen winkt und klingt, niemals ſchwärmen hörte, wie von Alt-Heidelberg oder Rothenburg an der Tauber? Wieviele Maler, Dichter, Geſchichtsſchreiber kannten hier ſchöpfen!

Jenſeits der Straße geht es ſteil hinauf zum Marktplatz. Im Gaſthof zur Stadt Wien, wo wir Quartier nahmen, hat man uns ſo kühl und verdroſſen empfangen, daß wir einen kühnen Entſchluß faßten. Wir gingen zur „Roſe“ (gleichbedeutend mit dem deutſchen Wort Roſe), dem einzigen tſchechiſchen Gaſthof in Krummau, um dort unſer Glück zu verſuchen. An der Dechantkirche vorbei, neben der ein bunt geſchieferter Turm, ein altes Jeſuitenkolleg heute Muſikſchule, unſere Neugierde ganz beſonders feſſelt erreichen wir unſer Ziel, den irgendwie an eine Kaſerne erinnernden Gaſthof zur Roſe. Daß ich in einer tſchechiſchen Stadt faſt bei Tſcherchen Quartier zu Anſpruch nehmen mußte, machte mich von mir ſelbſt verlegen, allein ich war ja dahingewieſen worden. Die Aufnahme hier war in demſelben Maße herzlich, als ſie in der deutſchen Herberge froſtig ausgefallen war, und ſichtlich

machte es dem ganzen Hause Freude einen Deutschen empfangen zu dürfen. Man wies uns einen stattlichen Saal als Nachtquartier an, wo man sich wie in einem herrschaftlichen Schlosse fühlte, besonders wenn man aus der Fensternische einen Blick in die Hügellandschaft warf, die von der Moldauschleife labyrinthisch durchschlungen einen freundlich heiteren Anblick bot.

Im Speisesaal gab es nur tschechische Zeitungen. Eine breite Steinterrasse springt zur Moldau vor und bildet eine Art Dachgarten. Der uns bedienende Kellner gab sich treuherzig Mühe, alle unsere Wünsche zu befriedigen. Es war eine geradezu heiße Herzlichkeit mit der er uns bediente und als mein Dolmetsch mich am folgenden Morgen weckte, um noch Budweis zurückzusehen, verdoppelte seine die Fürsorge mit der er meine Wünsche zu erraten suchte, damit ich mich ja nicht fremd fühle.

Ebenso liebenswürdig war auch das weibliche Personal des Hauses, und ich beglückwünschte mich zu der Unterkunft die ich gefunden hatte, erst recht als ich die köstlichen Liwarce (die populäre böhmische Mehlspeise) in ungeahnter Fülle zu kosten bekam.

Die Errichtung eines tschechischen Gasthofes in Krummau, wo es nie so wohl bekam ist aber vom deutschen Standpunkt ein hartes ungeeignetes Zwischenfall. Der Gasthof besteht nämlich erst seit einigen Jahren. Früher diente das Gebäude tatsächlich als Kaserne. Die Deutschen behaupten, daß es bei der Auflösung der Kaserne und dem Verkauf an die tschechischen Bewerber nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen sei. Das Ganze sei ein geschickt in Szene gesetzter wohldurchdachter Vorstoß des Tschechen, welche auf diesem Wege in Krummau eine nationale Position besetzten. Daß man daselbst besser verpflegt sei als in den deutschen Herbergen sei nicht verwunderlich, sondern nur ein Beleg mehr für die wiederholt gemachte Wahrnehmung, daß die Tschechen sich untereinander die Lebensmittel wechselnden und zuschanzen, wenn sie leicht nur können, weil sie sich der staatlichen Lieferungspflicht geflissentlich entziehen.

Wir werden diesem Vorwurf in Böhmen noch öfter begegnen, und die Statistik bestätigt die Behauptung, daß gerade die fruchtbarsten Gebiete Böhmens unverhältnismäßig wenig Getreide aufgebracht haben. Die Unterschiede pro Hektar sind ganz ungeheuerlich, sie bemessen nebenbei auch die Unzulänglichkeit des ganzen Requisitionssystems. Wenn aber die wechselseitige Bevorzugung der Tschechen in der Verpflegung betrifft, so lehrt der Augenschein, daß die verwandtschaftlichen und nationalen Beziehungen gewissermaßen auch selbst einen engeren Kreislauf der Bodenerzeugnisse schaffen, der naturgemäß den Tschechen, als der vorwiegend Ackerbau treibenden Bevölkerung in erster Linie zugute kommt.

Die Tschechen denen ich diese Beschuldigung vorhielt, erwiderten wohl auch, daß der Krieg gerade sie, die ihn nicht wollten, soweit sie Landwirte sind, finanziell gestärkt habe, daß es gewiß vom deutschen Standpunkt ein Fehler gewesen sei, einen Krieg anzufangen, der in seiner notwendigen Folge eine wirtschaftliche Umschichtung zugunsten der anderen Nation bringen mußte, daß aber übrigens die tschechischen Städte genau so Hunger litten wie die deutschen und es nicht so sehr auf den nationalen Gegensatz ankomme, als auf den zwischen Stadt und Land. Auf

diesen Punkt habe ich denn auch meine Aufmerksamkeit gerichtet, wie sich im weiteren Verlaufe ergeben wird.

In dieser edlen Stadt herrschte in der Tat so bittere Not, daß dem schönheitserkrankenen Wandersmann der immer wieder auf der Moldaubrücke Halt machte um in den Moldauschaufpiel zu versinken, das Herz schwere wurde. Da standen wie in der Senkstadt die Leute vor den Geschäften in dichtem Gedränge oft war es nur eine Handvoll so daß man nicht verstehen konnte, wieso sich diese, die einander doch wohlbekannt sein mußten nicht über eine vernünftigere Art und Weise verständigen konnten

4

Das Kleinod von Krummau ist das Schloß mit seinem großen alten Park Mehrere Höfe, die durch Zugbrücken und einen Korridor verbunden sind laden zur ruhigen Beschaulichkeit ein Die Wände des Gebäudes sind mit schattierten Rechtecken ornamentik, die Dachern ziemlich täuschend nachahmen Man wundert sich, daß dieses prächtige Schloß so wenig hat sich mit einer Imitation aufzuputzen Wie man uns sagte, ist das Italienische Maulee Im ersten Schloßhof ist eine kleine Restauration von deren Fenstee man in den Schloßgraben blickt wo zwei Bären auf Baumstümmen turnen und um einen Brüssen stehen

Wenn man alle Höfe durchschritten hat, gelangt man jenseits den Schlossen in den Park der — ziemlich hoch gelegen — die Stadt malerisch zu seinen Füßen sieht. Hohe Weiden üppige Schlinggewächse sattgrüne Laubwände bezeichnen den Eingang der am Gartenhaus vorbeiführt Hier machten wir in der grünen Einsamkeit einen langen Halt, den Sonnenuntergang genießend Der eigentliche Park nicht nachhaltig einem verwilderten Schonbenn, liegt in tiefer Ruhe, von Menschen ungestört Nur leise plätschern die Kaskaden von den Sandsteingiebern in die spiegelglatten Teiche herunter. In die Gartenmauer sind halbmondartige Fenster gebrochen. In denen sich Stadt und Landschaft Krummau in allen Perspektiven in entzückender Abwechslung als Medaillons ausschneiden. Unendliche grüne Gassen, schmale Heckenwege führen zu einem verschlossenen Palast an dessen Portale du vergeblich rüttelst

Da steht auf einmal in der Parkeinsamkeit an der Stiege den kleinen Teiches eine Truppe von Herren im langen, schwarzen Habit; bei näherem Ansehen erkenne ich in dem einen den Katecheten Koupal der mit zwei Amtsbrüdern zufällig an diesem Tage einen Ausflug nach Krummau unternommen hat Wie freuen uns der unverhofften Begegnung und setzen die Promenade gemeinsam fort Die geistlichen Herren führen mich in den botanischen Garten hinüber wo ein wahres Flammenmeer von Blumen und seltenen Gewächsen aus abgedeckten Glashäusern gerade Antee der Führung und Anleitung der Herren, die in der Botanik sehr sattelfest sind lade ich dan Auge an der reichen Flora des Schwarzenbergschen Gartenkunst die zwischen Edelobst und schwarzbelaubten Zypressen den Raum mit Schönheit füllt Da sind Hortensien holländische Begonien, Georginen schwermütige Astern Veilchen Löwenmaul dessen schmetternde Farbe keinen Maler Palette erreicht seltene Zwiebeln Sellerie, Phlox, dazwischen wieder Zwergobst Phlox Dreimonat mit dem unsagbare

seinen Duft; Gaillardia picta — eine phantastisch gefleckte Blüte — zuletzt ein Staubgefäß mit Riesenfarren und dem einschläfernden Duft aus Knollen und Erde.

Wie betrogen dann gemeinsam den Dom auf einer schier endlosen steilen Treppe und werden vom Türmer begrüßt, der ein kleines Schwalbennest dort oben aufgeschlagen hat. Krummau mit Fluß und Hügel und ganzer Umgebung bietet sich in gesammeltes Schönheit dem Blicke dar. Man weist uns das Minoritenkloster, das Spital, die Graphitfabrik und jedes uns schon bekannte Haus in den engen Gassen. Um elf Uhr ergeilt der Türmer das Horn und schmettert eine Art Zapfenstreich nach uralter Überlieferung in das Land hinein. Wir sind im dreizehnten Jahrhundert.

5

Erst Nachmittag gelingt es mir, den Zentralarchivar Groß anzutreffen, der im Sedgeschoß des Schlosses seines Amtes waltet. Gestern an jenem Tage waren die Prinzessinnen zum Aufenthalt nach Krummau gekommen und hatten den Archivar zu sich beschieden.

Hier befindet sich das alte Krummausche Herrschaftsarchiv aus der Zeit der Rosenberge und das Familienarchiv der Schwarzenberge. Die Zentraldirektion ist in Frauenberg, dort ist auch die Fassionen.

Groß, ein Herr von angefähr sechzig Jahren, mit hellen, lebhaften Augen, aus denen viel Klugheit und Erfahrung leuchtet, empfängt mich an seinem Schreibtisch, von welchem ein Fenster in die Landschaft geht. Eine Landkarte welche die Schwarzenbergsche Herrschaft darstellt, ist über dem Schreibtisch angebracht. Der ganze gewölbartige Raum ist mit alten Schränken und Pappendeckeln, in denen sich die Akten und Schriften bergen, angefüllt. Junge Beamte arbeiten lautlos. Archivluft, von Vergangenheit gesättigt, Räume, in denen Jahrhunderte schwingen. Ein unsterbliches Dasein, das zu allen Zeiten meinen Neid erregt hätte, glückseliger Mann, welches eine Stadt entfloh.

Über die Schwarzenbergschen Besitzungen erzählte mir Herr Groß auf mein Befragen, daß sich diese sowohl über deutsche als auch böhmische Sprachgebiete erstrecken. Die inneren Beamten gehören beiden Nationen an. Der innere schriftliche Verkehr vollzieht sich in deutscher Sprache. Sämtliche Beamte und Angestellte sind hinsichtlich der Lebensmittel entlohnt, erhalten aber ihre Verpflegung von der Herrschaft. Requisitionen werden genau so durchgeführt wie bei jedem anderen Grundbesitzer. Wie bekommen nicht mehr wie die anderen Konsumenten, wie stehen unter der Aufsicht der Bezirkshauptmannschaften. Die Vorräte sind nun schon lange angegangen.

Von der Gegenwart begeben wir uns nunmehr in die ungleich interessantere Vergangenheit von Krummau. Die Herrschaft Krummau gehörte früher dem berühmten Geschlecht der Rosenberge, die im Jahre 1611 ausstarben. Die ältesten Urkunden sind lateinisch, bis ins 14. Jahrhundert. Im 15. und 16. Jahrhundert sind sie schon böhmisch und deutsch. Groß zeigt mir ein kürzlich herausgegebenes Urkundenbuch in böhmischer und lateinischer Sprache, aus welchem man ein ungemein lebendiges

Schloßhof in Krumman

Bild vom Leben und Altagsleben jener entſchwundenen Zeiten gewinnt. Da handelt es ſich beiſpielsweiſe um den Bau einer Brücke und die dabei auftauchenden Rechtsfragen. Man erkennt bei dieſer Gelegenheit, daß das Böhmiſche doch nicht bloß die Sprache des Volkes geweſen iſt.

Die Roſenberge waren mächtige Herren vom Adelſtand. Sie ſtritten mit König Przemysl Ottokar. Wilhelm von Roſenberg hat das Schloß umgebaut.

Die Schwarzenberge ſind aus Franken. Graf breitete eine altertümliche Stammtafel vor mir aus und zeigte mir die beiden Linien der Familie die Krummauer Linie — die Petrowgenitur — welcher Felix Schwarzenberg der erſte öſterreichiſche Miniſterpräſident, und Friedrich, der Erzbiſchof von Prag, entſtammen, und die

Linie Duclik (bei Piſek) welche den Feldmarſchall Kuel hervorgebracht hat. Derzeit ſind anweſend Maria Benedikta und Anna Maria. Seoß iſt ſeit fünfundzwanzig Jahren Archivar, ſein Amt iſt, alle Dokumente des Hauſes zu ſammeln. Jedes Dokument jedes Zeugnis wird in Krummau niedergelegt. Auch eine Münzenſammlung und eine alte Bibliothek mit Inkunabeln iſt da. Archivare amtierten ſeit dem 17 Jahrhundert.

Über die Wandbemalung des Schloſſes ſagte Seoß, es ſei die Schaffierung der Renaiſſance der Maler Theodor Melichar. Mitglied der Zentralkommiſſion zur Erhaltung der Denkmäler hat es ſo angegeben. Der künſtleriſche Berater des Fürſten in Krummau iſt Baudirektor Haeteutel. Der Fürſt zieht übrigens in künſtleriſchen Angelegenheiten mehrere Perſonen zu Rate.

Seoß tritt der verbreiteten Meinung entgegen, daß die Schwarzenberge ihren Beſitz aus der Gegenreformation herſchreiben, ſie hätten dieſen vielmehr dem Scharfſinn und überaus geſchickten Ankäufen zu danken. Sie waren überdies vorzügliche Landwirte, ſo haben ſie beiſpielsweiſe die Moraſte von Wittingau urbar gemacht.

Es kommen verſchiedene Beſuche in den Archiv. Künſtleriſche Kommiſſionen, Forſcher, Genealogen, Hiſtoriker, letztere beſonders wegen der Verbindungen mit dem Deutſchen Reich.

In Krummau ſpielt ein Roman von Anton Langer, „Kaiſerstochter und Bäckerstochter“, Kaiſer Rudolf hatte einen Sohn aus einer Liebſchaft. Dem Julius, dieſen hat er nach Krummau geſetzt. Der hat wieder mit der Tochter eines Bäckers ein Verhältnis gehabt, welches einen dramatiſchen Verlauf nahm.

Die Kunſtſchätze des Schloſſes kannte ich zu jenem Tage leider nicht beſichtigen, weil die Herrſchaften perſönlich anweſend waren. Ein großer Teil des Schloſſes iſt als Lazarett für Verwundete eingerichtet. Die Prinzen waren alle im Felde und haben ſich an der Offenſive in Italien beteiligt. Der Fürſt der Majorenung bekleidet, führt einen eigenen Hauptmann, den er aus eigenen Mitteln erhält. Der Beamtenſtab des Archivs beſteht durchwegs aus Hiſtorikern, die innerhalb der ganzen Herrſchaft ihre Poſten wechſeln und avancieren.

Über die nationalen Verhältniſſe gibt Seoß folgende Aufſchlüſſe. Die Bevölkerung iſt überwiegend deutſch. Der nationale Wettſtreit hat ſehr milde Formen und nimmt niemals perſönlichen Charakter an. Die Böhmen beherrſchen die deutſche Sprache. Es gibt in Krummau eine böhmiſche Volksſchule und eine böhmiſche Fortbildungsſchule, eine Bürgerſchule und Obergymnaſium ſind deutſch. Die fürſtliche Familie ſpricht Deutſch und Franzöſiſch. Es kommt häufig vor, daß ein tſchechiſcher Junge, wenn er in die deutſche Mittelſchule übertritt, ſeine Nation abſtreift und dann ſogar ein radikaler Deutſcher wird. (Wie ſehr Nationalität und nationale Geſinnung vom Zufall und freien Entſchluß abhängen, habe ich auf meiner Wanderung durch Böhmen des öfteren und zu meinem Erſtaunen erfahren.)

Ehedem ſpielte ſich das geſellige Leben ohne nationale Scheidung im Schloßkaſino (Schießklub) ab. Dort hat man ſich nach dem Kriege zwanglos getroffen.

Der Fürst regelt für seine Nation Partei. Dem böhmischen Adel wird vielfach zum Vorwurf gemacht, daß er sich national nicht bekennt.

Hier werfe ich ein: Warum muß das ein Vorwurf sein? Warum braucht aber der Adel seine ganze Stellung, seine immense wirtschaftliche Macht nicht dazu, die Nationen einander planvoll zu nähern? Auf diese Frage wußte weder Herr Groß noch sonst jemand in Böhmen mit befriedigendem Bescheid zu geben. Statt dessen führte mich der Zentralarchivar, der bei fortschreitender Unterhaltung immer lebhafter und aufgeknöpfter wurde, während er mich zuerst mit diplomatischer Reserve empfangen hatte, in die historische Kostbarensammlung.

Hier sah ich Originalbriefe der Rosenberge in erstaunlich schöner Handschrift, nicht unähnlich den biblischen Lettern in deutscher Sprache, anziehend lesbar und verständlich und von unmittelbarer Frische des Inhalts, als wäre sie erst vor drei Tagen auf das Papier geworfen. Wie viel Geschichte und Geschichten sind in diesem Gewölbe aufgestapelt, wie begeistert liegt das Material hier geschichtet! Herr Groß der, von der Historie sprechend, immer mehr ins Feuer kommt, sieht nun auch mehr und mehr seine nationale Begeisterung durchblicken. Er weist darauf hin, daß von tschechischer Seite ein kolossales historisches Material bereits verarbeitet ist, die anständigen Deutschen aber oft davon so gut wie keinen Gebrauch machen. Wenn schon ein deutscher Forscher in Böhmen Studien macht, so geht er genau so zu Werke, als hätte nie ihm sich noch kein anderer mit diesem Gegenstande befaßt. So leben im Geistigen, Gesellschaftlichen und Politischen die beiden Nationen überhaupt aneinander vorbei, als hätte nur ein ganz äußerliches Verhängnis sie, tief ineinander verzahnt, auf denselben Boden gestellt, eine schwere tragische, so gespenstische Vorstellung. Die Art, wie ich beiden Nationen nahezukommen suchte, mochte auf die Leute in Böhmen durchaus den Eindruck von etwas Neuem, Ungewohntem, wofür es kein Vorbild und Beispiel gab. Und doch kann ich mir nicht anstehen, wie beispielsweise ein Staatsmann an die nationale Frage herantritt, der sich diese Erfahrung nicht auferlegt hat.

6.

Die Papierfabrik Spiro & Söhne ist die große Industrie von Krumau. Daneben gibt es noch ein Graphitwerk, zwei Brauereien und eine Spinnerei. Mit Rücksicht auf die große Bedeutung welche die Fabriken gerade im Gebiet der Sprachgrenze besitzen, vermöge des Einflusses den sie auf die Nationalität der Arbeiter haben, schien es mir wichtig, die Chefs und Leiter des Unternehmens persönlich anzusprechen und sie über die Verhältnisse zu befragen. In Friedenszeiten hatte ich auch in Fremdenkreisen viel von dem geselligen Leben gehört, welches in dem gastfreundlichen Hause eine Menge Gäste alljährlich versammle. So begab ich mich denn auf den Weg hinter Krumman den einem jeden Kind zeigen kann, zur sogenannten alten Fabrik, wo das Hauptkontor ist, während sich der neue, moderne Betrieb die Pötschmühle, weiter draußen befindet.

Von den drei Brüdern Spiro, welche sich in die Leitung und die Geschäfte teilen — einer der Herren befindet sich im Wiener Bureau — lernte ich den

ältesten kennen, einen heiteren, charmanten Herrn, an dem von vielen Familienfreuden ein gemütlicher Abglanz haften geblieben ist.

Herr Spiro erzählte, die alte Anlage, in welcher wir uns befinden, habe schon zweihundert Jahre als Papiermühle bestanden, ehe sie von den Spiros übernommen worden ist. In normalen Zeiten beschäftigt die Fabrik zweitausend Arbeiter, welche teils in der Ortschaft, teils in eigenen Kolonien hausen. Derzeit ist das Haupterzeugnis Spinnpapier, der Hauptbestandteil desselben ist Natronzellulose. Dieser Rohstoff wird norwegischerweise aus Schweden bezogen. Das Gros der Arbeiter ist deutsch, doch sind auch tschechische Arbeiter im Betriebe beschäftigt.

Letztere sind wegen ihrer Billigkeit, Anstelligkeit und Verwendbarkeit sehr geschätzt. Nationale Reibereien unter der Arbeiterschaft kommen nicht vor. Viele tschechische Arbeiter können Deutsch, wozu sie von den Fabrikherren aufgemuntert werden. Das Argument, daß es in ihrem eigenen Interesse läge, wird anerkannt und eingesehen.

In diesem Augenblick erscheint hier der Schwarz, Gesellschafter der Firma und Direktor des Betriebes, dessen Namen ich schon in Wien gehört hatte. Er ist ein gützend konservierter Fünfziger — ich hätte ihm kaum vierzig Jahre gegeben — mit der scharfen, energischen Sprechweise eines Mannes, der rasche, präzise Anordnungen zu geben gewohnt ist. Er beteiligt sich sofort am Gespräch. Er ist ursprünglich Doktor der Rechte, hat sich aber dann, seit er in das Haus Spiro geheiratet hat, ganz der Industrie gewidmet. Im Betriebe befaßt er sich vorzugsweise mit den Arbeiterangelegenheiten und mit der Verpflegung, die in der Kriegszeit in jedem Betriebe die segensreichste Aufgabe bedeutet. Er pflegt den Verkehr mit den Arbeitern, den Zentralen, besorgt die Lebensmitteleinkäufe und ist auch politisch d. h. national interessiert.

— Mit den Sozialisten kommen wir ganz gut aus, der Kampf hat nicht so schroffe Formen, man kennt einander besser durch die nahe Berührung. Der nationale Ansturm der Tschechen macht sich sehr fühlbar, besonders in der Form des freien Erwerbes von Häusern und Grundbesitz. Die Tschechen trachten ein Bauerngut nach dem anderen zu erwerben, wobei sie kein Opfer scheuen und gelegentlich solche Überzahlungen leisten, daß die Deutschen, welche nicht imstande sind solche Preise zu bezahlen, im Mitbewerb geschlagen werden. Die Firma Spiro hat für ihre Arbeiter ein Wohnhaus gekauft und ist dabei sofort einem Überangebot durch Tschechen begegnet. In Krummau werden viele Häuser von den Tschechen erworben, so ihre neue Hochburg in Krummau, der Gasthof zur Rose, welche die seinerzeitige Stadtentretung zu halten versäumt hat. Der damalige Bürgermeister war der Lage nicht gewachsen. Die Kaserne wurde einen Tages für sanitätswidrig erklärt und zum Verkaufe gebracht.

Tschechischer Turn- und Gesangvereine machen trotz der schweren Zeit gesellige Ausflüge, die Tschechen sind schon von Natur leichtlebiger, gönnen sich mehr und geben mehr aus als die Deutschen. Sie haben übrigens ihre eigene Approvisionierungssystem, welches sie besser versorgt als die Deutschen. Ein Beweis: Es gibt in Krummau drei Zuckerbäcker, einen Altdeutschen, einen Radikalduktschen und

Park in Krumau

einen Tſchechen. Der Tſcheche hat immer ſo viel, daß er am Sonntag etwas verkaufen kann; wir ſind froh darüber und müſſen ihm das Zeugnis ausſtellen daß er billig und anſtändig iſt

Fürſt Schwarzenberg hat ein Naſtionalkamitee gebildet. Er hat den guten Willen zu helfen, leider ſind die Artikel, die er liefert, meiſt unbrauchbar, z B zwei Faß Stammeln, wir waren gezwungen, ſie abzulehnen.

Die Verteilung der Nationen iſt: fünfzehn Prozent Tſchechen in der Stadt im Bezirk mehr als fünfzig Prozent. Die Majorität der Deutſchen in der Bezirksvertretung iſt knapp

Der Bezirkshauptmannſtellvertreter iſt ein Tſcheche ein tadelloſer Mann, an dem wir nichts auszuſetzen haben, jetzt ſoll ein Deutſcher an ſeine Stelle treten, der hat ſich immerhin einen tſchechiſchen Bruder einen Profeſſor in Prag Der Finanzkommiſſär iſt ein Tſcheche, die übrigen Finanzorgane ſind Deutſche.

In der Bezirkshauptmannſchaft ſind die Juriſten und die beiden nichtjuriſtiſchen Konzeptbeamten Deutſche Der Vorſteher des Steueramtes iſt ein Deutſcher

Die Saiſon- und Bauarbeiter ſind Tſchechen, im großen und ganzen ſind nicht viel tſchechiſche Arbeiter in der Stadt. Im Jahre 1905 gab es einen Streik bei dem die Sozialiſten unterlagen

Krummau möchte gerne Kreishauptſtadt werden, allein Budweis hat denſelben Shezeg. Der dortige Bürgermeiſter Toſchek iſt ein Lokalpatriot und ſorgt dafür, daß Budweis die führende Stellung behält. Der Böhmerwaldbund hat dort ſeinen Sig. Krummau entſtellt demgegenüber den Standpunkt, daß Budweis nahe daran iſt, ſlawiſiert zu werden. Die Deutſchen beſchäftigen ſich dort nur mehr durch ein Kompromiß zwiſchen uns und unſerer Unterredung mit Dr Zdirka zur Genüge bekannt iſt).

Bei der neuen Kreiseintrünung, wie ſie damals unmittelbar vor der Revolution geplant war, wäre Krummau von Budweis getrennt worden. —

In dieſem Augenblick herrſcht im Hofe der Fabrik lebhafte Bewegung. Doktor Schwarz wird hinausgerufen. Er kommt ſogleich wieder zurück und ſagt: Sie werden jetzt gleich ein ſozialpolitiſches Kapitel erleben. Wir haben einen Streik. Die Arbeiter verlangen Brot auf Vorſchuß ohne Kontrolle. Das iſt aber ſtrenge unterſagt. Wir haben eine große Bäckerei im Keller gebaut, wir liefern den Brot, das ſonſt ſechzig Heller koſtet, um fünfzig Heller. Die Bezirkshauptmannſchaft telephoniert, daß dieſe nicht geſchehen.

Die Angelegenheit nimmt indeſſen einen ruhigen Verlauf. Wie wir erfahren, eſſen täglich elfhundert Perſonen in der Fabrik. Die Kriegsküche hat einen täglichen Verluſt von zweihundertfünfzig bis dreihundert Kronen. Durch die Kriegsküchen wurde die Summung geholten. Achtzehn Prozent der Seſſembrebölkerung wird in den Kriegsküchen verpflegt.

Die Löhne betragen vier Kronen täglich, hauptſächlich ſind es weibliche Arbeiter. Die Verpflegung wird zu herabgeſetzten Preiſen gegeben. Die Firma hat fünfhundertzehntauſend Kronen nur beim Einkauf von Lebensmitteln verloren.

Kürzlich haben die Lebensmittelverhände ein neues Nahrungsmittel gebracht: geräucherte Fiſche, das Kilogramm zu elf Kronen. Wir haben eine eigene Ökonomie, ein großer Teil wird den Arbeitern zur Selbſtverſorgung zugewieſen. Die Felder werden an die Arbeiter zu ſehr billigen Preiſen verpachtet. Es iſt nur ein Unterſtützungszins. Eine Familie bekommt ſo noch der Größe zwei bis drei Quadratklafter für den Kartoffelbau.

Die Firma hat auch Penſionskaſſen. Die Arbeiter-Unterſtützungskaſſe, die Penſionskaſſe für Witwen und Waiſen hat ein Kapital von einer Million, die Beamtenunterſtützung von einer halben Million, alles von der Firma.

Mit den in unſerem Betriebe beſchäftigten ruſſiſchen Kriegsgefangenen kommen wir gut aus; doch haben uns dieſe jetzt leider verlaſſen. Jetzt haben wir Italiener, dieſe ſind ſehr willig, aber leider ſehr ſchwach.

In dieſem Augenblick ertönt die Fabrikspfeife. Wir können vom Fenſter aus das Hinausſtrömen der Arbeiter beobachten.

Über freundliche Einladung der Herren folge ich ihnen in das Privatzimmer der Spitz, wo ich die Damen des Hauſes kennenlernte, und in die Villa des Dr. Schwarz, der ein ſtimmungsvolles Arbeitszimmer und eine reichhaltige Bibliothek ſein eigen nennt. Dr. Schwarz klagt darüber, daß er in dem kleinen Krummau außer ſeiner Arbeit ſehr wenig geiſtige Anregung habe, dann erfreut er mich ſeine Familie mit zwei reizenden Kindern vor die dem Großvater Spitz ſichtlich unbändigen Spaß machen.

* * *

Viel zu kurz war der Aufenthalt in Krummau! Ich möchte die Stadt wiederſehen, wenn die Einwohner in Stimmung und Rhythmus zur traulichen Kuliſſe beſſer paſſen, am liebſten vielleicht im Herbſt, wenn der Park ſich roſtrot färbt, ihr aber, die ihr Krummau noch nicht kennt, merkt es euch für beſſere Zeiten, für Flitterwochen und dergleichen, oder für ein ſtilles, beſchauliches Ausruhen in innerer Sammlung

Senohrab

1.

Ich hatte schon in Wien auf schriftlichem Wege eine Begegnung mit Dr. Fort dem ehemaligen Handelsminister und Professor Dr. Tobolka angebahnt, des letzteren bekanntes Buch über das böhmische Volk hat durch seine Objektivität gegen die Deutschen Aufsehen gemacht. Mit Dr. Fort war ich vor vielen Jahren als er Handelsminister war, dienstlich in persönliche Berührung gekommen und hatte ihn seit jener Zeit als einen sehr sozialen Herrn in Erinnerung. Die Herren Dr. Fort und Tobolka hatten mich wissen lassen, daß sie mir gerne eine Aussprache gewähren und zwar in ihrem Sommeraufenthalt in Senohrab bei Prag.

Ich fuhr daher mit Nachtungerne Kaupel nach Prag, wo wir spät abends im „Blauen Stern" abstiegen. Den folgenden Tag sah ich mir flüchtig Prag an, wobei ich immerhin einige Beobachtungen machen konnte. Ich überzeugte mich insbesondere, daß Prag vom Schicksal aller Großstädte im Kriege betroffen war, daß die Verpflegung kaum besser war als in Wien und nur durch den Rückschubverkehr für diejenigen, welche Verwandte auf dem Lande hatten, einigermaßen erträglicher gestaltet wurde.

Am die Mittagsstunde fuhren wir in einem schrecklich überfüllten Zug nach Senohrab, das in etwa anderthalb Stunden mit dem Lokalzug zu erreichen ist. Im Kupee machten wir die Bekanntschaft eines sehr sympathischen und gebildeten Reserveleutnants, einen Wieners, der den Krieg auf mehreren Fronten mitgemacht hatte und am reichen Erfahrungen und Erlebnissen schöpfen konnte. Es reizte seinen Scharfsinn, wenn ein Deutscher in diesen Zeiten in Senohrab, einem rein tschechischen Sommeraufenthalt, vorhaben könne und er glaubte schließlich, es erraten zu haben.

— Es kann nur einer sein. Die Herren haben eine behördliche Funktion, vermutlich befassen Sie sich mit der Metallsammlung. Wahrscheinlich ist es Ihre Aufgabe, Bürgableiter abzumontieren.

Wir widersprachen nicht, sondern sahen einander nur lächelnd an. Da besann sich der Leutnant und sagte, sich eine Zigarette anzündend:

— Nein, die Herren haben eine diplomatische Aufgabe!

In der Tat, ich reiste als Privatdiplomat, der aber keine Macht und keine Partei, nicht einmal eine Redaktion, sondern nur eine Idee vertrat. Aber durch die Aufnahme, welche ich bisher gefunden hatte, war meine Zuversicht schon sehr gewachsen, und das Gefühl, eine Funktion zu erfüllen, hatte sich schon stark vertieft.

Auf der Strecke fiel mir auf, daß auch bei rein tschechischen Stationsnamen die äußere Form der Zweisprachigkeit festgehalten ist, so heißt es zum Beispiel

Senahrahy—Senahrah; die letztere Form iſt die deutſche! Bei Namen wie ſolchen Konſonanzen, welche der tſchechiſchen Sprache allein eigenthümlich ſind, wie z. B. u ſ w. mache es einen wunderlichen Eindruck, auch dieſe Worte in pſeudodeutſcher Parallelanſchrift zu erblicken. Das geſchehe um des Prinzipes willen. Zu ſolchen Pedanterien und Geſchmackloſigkeiten führt die nationale Eiferſucht!

In Senahrah, welches ſich zu Prag wie etwa Boulogne oder Rekawinkel zu Wien verhält, gab es auf dem Bahnhof ein elegantes Gewühl lebhafte Begrüßungen, Familien, die ihr Oberhaupt erhalten und dann mitgebrachten Gepäck entleſteten, es war anregend dieſe wohlbekannten Familienſzenen einmal in tſchechiſchen Mienen zu ſehen. Wir begaben uns geradenwegs in die Villa des Dr. Fakt. Rechnungsrat Kaupal war ſehr geſpannt, wie ſo ein Geſpräch eigentlich eingeleitet würde. Ihm war förmlich bange zu Mute, und ich mußte ihn als erfahrener Journaliſt beruhigen. Aber Freund Kaupal hatte noch kein Interview mitgemacht, und in der Tat waren die Zeitumſtände, die allgemeine Stimmung, der überaus heikle Gegenſtand, der gleichſam unter nationalen Gegnern behandelt werden ſollte, geeignet die ganze Unterredung von den üblichen Interviews etwas zu unterſcheiden.

Dr. Fakt empfing uns in der Glasveranda ſeiner beſcheidenen Villa, die inmitten eines großen, an Obſtbäumen reichen Gartens ſteht. Wir nahmen an einem Tiſche Platz, der mit Zeitſchriften, Broſchüren u. dergl. bedeckt war. Dr. Fakt war mir aus ſeiner Miniſterzeit noch ſehr gut in Erinnerung. Er war nicht merklich gealtert, er iſt ein kräftiger Mann, mit rötlichem Schnurrbart und einem Geſichtsausdruck, halb gemütlich, halb grimmig, ein gemiſchter hausväterlichen Behagen, ein Dunſtkreis intenſiver geiſtiger Beſchäftigung umgeben jede Beſangenheit, nach mehr aber die freundſchaftliche Aufnahme, die uns der überaus ſeinige und lebendige Mann bereitete. Einige wenige tſchechiſche Worte, welche ſeine Exzellenz an Rechnungsrat Kaupal richtete, vermehrten noch das Gefühl des Bekannt- und Verbundenſeins. Als dann die Zigarren angezündet waren, begann das Geſpräch.

Ich erlaubte mir zunächſt daran zu erinnern, daß ich als Sekretär des Öſterreichiſchen Handelsmuſeums ſeinerzeit die Ehre gehabt hatte, mit dem Herrn Miniſter angeknüpfen zu werden, als er einen Beſuch in unſerem Bureau machte und mich an meinem Schreibtiſch überraſchte. Ich erinnerte daran, daß der damalige Sektionschef Dr. Rößler, der handelspolitiſche Referent des Miniſters, mein Chef geweſen war. Dr. Rößler, der nachmalige Handelsminiſter, war eine ſo intereſſante und bedeutende Perſönlichkeit, daß es ſehr erfreulich geweſen wäre, ſich über den einſt allmächtig geweſenen Sektionschef zu unterhalten, wobei ſich die beiderſeitigen Perſpektiven ergänzt hätten. Man hat damals oft davon geſprochen, daß die beiden Sektionschefs Roßlee und Stibral die als handelspolitiſche Fachleute europäiſchen Ruf genoſſen, ihrem Chef gerne Verlegenheiten bereiteten, weniger aus nationalen Motiven, als vielmehr aus Reſſortſtolz, weil ſich beide Herren ſelbſt für berufen hielten, einen Miniſter anzuſtellen und ſich von einem Politiker ungern Vorſchriften machen ließen, mochte dieſer auch als geweſener Handelskammerſekretär vom Bau ſein. Juſt darum wichel Ich erzählte Dr. Fakt, daß ſein Bild noch lange in den Räumen des Handelsmuſeums hing.

— Das wundert mich. Die Stellung eines tschechischen Ministers im Kabinett ist an sich eine schwierige. Er hat nur Gegner. Das Ministerium besteht aus lauter Gegnern, die Presse ist dessen Gegner, die Beamten den Hausen sind Gegner, die Industriellen sind Gegner —

— Warum die letzteren?

— Weil die Privilegien und Begünstigungen aufhören. Und von hinten drängen die Parteigenossen, denen alle Errungenschaften nicht genügen. Ach, es war mir eine Erlösung, als ich endlich gehen durfte. Dazu die Eigenmächtigkeiten Köllers, der mir das Leben sauer machte, die passive Resistenz Stibrals, speziell beim Ausgleichserlass, den ich trotz allen Drängens von ihm nicht herausbekommen konnte. Ich mußte ihn ja zu einem bestimmten Termin unterlegen. Als ich ihn dann endlich bekam, war es ein Stück, daß ich ihn aufmerksam durchsah, denn so, wie er mir vorlag, war er ganz unmöglich. Da war ein Aufsatz! So blieb mir nichts anderes übrig, als ihn in letzter Stunde nochmals ganz umzuarbeiten. Das war im Ministerium Beck. Übrigens, wie oft habe ich für Ministerreden, ganz abgesehen vom absichtlichen Widerstand, von den Beamten ganz unbrauchbare Konzepte bekommen!

Wir kamen in diesem Zusammenhange auf Siegharts zu sprechen und auf die große Bequemlichkeit, die es für einen Minister bedeutet, einen solchen Mann zu besitzen, der ihm die Pfeife den Tugen liefert.

Wir wenden uns der aktuellen Politik zu, und da bemerkt Dr. Fuchs, Politikerinnen müßten heute sehr zurückhaltend sein. Eigentlich stehe es so: auch nicht im Doktorgrunde, ich möge mich an die aktiven Führer wenden, am besten an Dr. Kramář. Dieser hinderte uns aber nicht, in medias res zu gehen und uns sofort mit der eben erfolgten Errichtung des Kreisgerichten in Trautenau zu befassen. Dr. Fuchs erinnert daran, daß die Verhältnisse in Böhmen durch die Stremayersche Verordnung leidlich geregelt waren, als durch den Widerstand dreier Bezirksgerichtsvorsteher, durch eine einseitige Revolte, an deren Spitze der Bezirksrichter Dr. Freier in Eger stand, die Stremayersche Verordnung aufgehoben wurde. Damit sei der Anfang jenen erbitterten Kampfes gemacht worden, der heute diese furchtbare Gestalt angenommen hat. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod, der so lange dauern wird, bis die Deutschen ihre Majorität gesichert haben werden.

— Und was bedeutet die Errichtung des Kreisgerichtes in Trautenau? Eine Widersetzlichkeit, ein verfassungswidriges Ostern! Bisher haben Jičín und Königgrätz immer nach dem Rechte der böhmischen Minorität das Urteil gesprochen und das soll nunmehr beseitigt werden, indem man diese beiden Gerichte dem Kreisgericht in Trautenau unterordnet. Es soll so werden wie in Leitmeritz. Dieses war noch in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts gemischt, heute sind sämtliche Aufsichtsräte und Tafeln eingedeutscht, ein Musterbeispiel der tschechischen Nation! Die noch aufrechtstehenden Reste will man jetzt auch noch ausrotten! In Trautenau handelt es sich um nichts anderes, als daß die Eingaben der tschechischen Parteien nun nur zurückgewiesen werden können. Die Tschechen in Wien sind verloren, die Tschechen in Schlesien sind verloren, in Ungarn —

verloren jetzt fallen auch noch die tschechischen Minoritäten in den deutschen Bezirken aufgegeben werden!

Um unsere Erregung und den ganzen Kampf, den wir führen, zu verstehen, muß man die deutschnationalen Schriften lesen z. B. Hasse dann begreift man nun schon besser. Wir sind eben ganz genau unterrichtet welche Pläne man mit uns hat. Sie sind ja ganz offen niedergelegt in der Literatur! Ich bitte!

Dr. Foht zeigt mir einen Stoß Broschüren, in denen die markantesten Stellen mit Blaustift unterstrichen sind — sie sind sozusagen ganz zerlesen — und liest mir die Stellen vor, in denen die manufakturmäßigen Pläne zur Neuverteilung Deutschlands, beziehungsweise Aufteilung Böhmens im deutschnationalen Sinn erörtert werden. Ein geographischer Plan ist eingezeichnet, auf welchem Böhmen von mehreren Seiten zerschnitten ist.

— Wir wissen also genau, was die Gegner planen, wir kennen den Gegner und was er will, darum müssen wir uns wehren. Hinter all dem steckt Deutschland. Die Krönung des Kaisers zum König von Böhmen war schon viermal versprochen. Kaiser Franz Josef war ein österreichischer Kaiser allein Bismarck hat die Erfüllung der Verheißung jedesmal durch seine Intrigen hintertrieben.

Deutschland handelt es sich ausschließlich darum, Österreich in einem Vasallenverhältnis zu erhalten. Das ist der Hintergrund des Ganzen und der tiefere Zusammenhang, die Idee: Berlin—Bagdad.

Der Dualismus ist der Urgrund des Weltkrieges, damit hat er begonnen, die Deutschen aber haben nun den Dualismus eingewilligt und sie trugen die Schuld an ihm, alle Dinge in der Welt hängen untereinander innig zusammen, in manchen Fällen ist dieser Zusammenhang mehr ein verborgener, manchmal tritt er deutlicher zu Tage.

Das Gespräch nahm hier eine mehr philosophische Wendung. Im Verkehr mit den tschechischen Politikern ergibt sich dieser Fall öfter, als wenn man mit deutschen Berufspolitikern spricht. Die allgemeinen geistigen Gesichtspunkte kommen bei den Tschechen öfter zur Sprache, man sieht, daß sie philosophische Orientierungen besitzen, welche in ihre politischen Anschauungen eingreifen. Man könnte daraus verschiedene Schlüsse ziehen, z. B. daß bei den Tschechen die Politik weniger ein Fach ist wie bei den Deutschen, sondern mehr die ganze Persönlichkeit umfaßt. Im Gedankenaustausch merkt ein solches Hervorkehren von allgemeinen Gesichtspunkten und Betrachtungen ein wenig beruhigend. Ich machte eine bezügliche Bemerkung. Dr. Foht gegenüber und er nimmt sie mit Befriedigung zur Kenntnis.

— Die Deutschen, meint er, betrachten dieses Problem nicht ernst genug.

Wir kehren auf diesem Wege zur nationalen Frage zurück.

— Die Deutschen müssen unbedingt ihre Mentalität ändern, sie sollten von den Engländern lernen, wie man mit fremden Völkern umgeht, wenn man sie gewinnen will. Wären die Deutschen so schlau wie jene, sie hätten uns längst eingedeutscht, aber sie sind zu ungeschickt zu billig. Doch seien die Deutschen zu bedauern, denn sie sind ein hochbegabtes Kulturvolk. Wir sympathisieren mit dem deutschen Volk, aber es ist unverantwortlich von den Alldeutschen, daß sie ihre Nation direkt kompromittieren.

In dieſer Decade auf demſelben Platze, wo Sie jetzt ſitzen, iſt vor Jahren einmal ein franzöſiſcher Scheiſſteller geſeſſen und hat über denſelben Gegenſtand mit mir geſprochen. Das kann ich Ihnen ſagen: die Franzoſen haben niemals daran gedacht, Öſterreich zu zertrummern, im Gegenteil, es iſt franzöſiſche Schule, daß Öſterreich wie ein Rocher de bronce ſtehen müſſe. Auch Kremar wollte nichts anderes, als ein neues Deutſchland unabhängigen Öſterreich, welches die Balkanſtaaten beſeere und als Macht zwiſchen Berlin und Petersburg vermittelt. Kremar war ſeinen Parteigenoſſen eher zu ſchwarzgelb! Ich war auch ſchwarzgelb allein ich betrachte den Staat nicht als Selbſtzweck, ſondern als Mittel zu höherem Zweck.

Alle Nationen und Stande identifizieren gerne den Staat mit ihrem Sonderintereſſe, der Staat iſt die beliebte Maske jeden Sonderintereſſes.

Der Fort iſt überzeugt, daß jetzt ein Zeitalter der Weltmarkt. Seneca ſo wie die Kampfe zwiſchen Personen in der Vergangenheit im Laufe der Jahrtauſende allmählich zu einer Rechtsordnung, zum Schutzgerichte geführt haben, genau ſo muß eine zwiſchenſtaatliche Ordnung kommen. Nur wird das leider mit ſchrecklichen viel Leid und ungeheuren Opfern furchtbar teuer erkauft — dennoch wie gehen einer beſſeren Zeit entgegen.

Ich ſenge: Was ſoll nun aber geſchehen?

Der Fort meint, es gebe nichts, als die Seelgniſſe abwarten. Was die Regierungsaktion betrifft, ſo haben wir vom tſchechiſchen Standpunkt nichts gegen eine Kreiseinteilung. Wir haben vielleicht nicht einmal etwas gegen das Kriegsgericht von Trautenau, aber warum ſoll es ohne Konzeſſionen geſchehen und wie nicht Gelegenheit haben, unſere Wünſche vorzubringen?

Der Weg, den Sie eingeſchlagen haben, iſt der richtige. So wie Sie von Mann zu Mann gehen, um die Pſyche des Volkes zu erforſchen, ſo iſt einſt Stratus Diator in der Monarchie gewandert, und es iſt darüber ein dickes Buch über Öſterreich entſtanden. Längſt hätte das geſchehen ſollen, wir haben darauf gewartet, daß man zu uns kommen wird, aber man hat nicht daran gedacht, uns in unſerem Lande aufzuſuchen. Wenn Sie das erreichen wollen, wenn Sie auf dieſem Wege ein Klima der Verſtändigung ſchaffen wollen, ſo ſind wir Tſchechen dazu bereit und zu haben.

Ein ehrlicher, wirklich ernſt gemeinter Verſtändigungswille wird uns jederzeit bereit finden.

Ich ſenge: Iſt dann das Staatsrecht überflüſſig? Dr. Fort erwidert: Das iſt eine andere Frage.

— Kennen Exzellenz die Scheiſſen von Erwin Hanalik?

— Nein, d. h. wir halten nicht viel davon, das ſind in unſeren Augen Kindereien.

Ich erlaubte mir demgegenüber den Scheiſſen Hanalik nachzunehmen, daß ſie doch eine Fülle von Ideen enthalten, aus denen ein Politiker wenn er ſie nur ordne und ſachlichtiger mache, viel herausholen könne, und daß meines Erachtens gerade die Slawen in Öſterreich alle Urſache hatten, Hanaliks Gedanken zu beachten.

Sodann erwähnte ich, daß ich ſelbſt ein völkerrechtliches Projekt ausgearbeitet

hätte, welches unter dem Namen „Völker-Europa und Staaten-Europa" im „Wiederaufbau" erschienen sei. Professor Kjellen in Upsala habe den Gedanken als ganz originell und höchst beachtenswert bezeichnet und sich erboten, dafür einzutreten.

Dr. Fuchs sagte: Ich bin gespannt, Ihre Idee zu vernehmen.

Ich gab nun in kurzen Zügen ein Bild meines Projektes. Ausgehend von der Tatsache, daß ein Staatenbund und ein Staatengericht immer staatliche Machtpolitik machen werde, schlug ich vor, die Staaten beiseite zu lassen und an Stelle dessen den Nationen in ganz Europa, so wie die ethnographische Karte sie anzeigt, juristische Persönlichkeit zu verleihen. Diese Völker vereinige ich dann zu einem Bundesrat, den ich Völker-Europa nenne, im Gegensatz zur Gesamtheit der Staaten, dem Staaten-Europa. Der Völkerbundesrat ist der natürliche Protektor, beziehungsweise Kurator aller Nationen, prüft deren nationale Forderungen und vertritt sie gegenüber den Staaten, welche sich verpflichten, mit diesem Kuratore jeweils in Besprechungen einzutreten. Dafür werden die nationalen Fragen aus der inneren Politik ausgeschaltet und die Nationalitätenstaaten aus denselben entlastet. Das Völker-Europa stellt aber nur solche Anträge, welche in seiner Korporation einstimmig für gerecht erklärt und samt sprucheif sind.

Dr. Fuchs erwiderte: Sie begehen denselben Fehler, wie Karl Renner mit seiner Lösung der nationalen Frage, auch dieser meint, der Staat sei etwas anderes als die Summe der Völker, und das kulturelle Leben welches er als das nationale aussondert, lasst sich von der Politik abtrennen.

Zergliedern wir die Rennersche Idee, so bleiben diesem neu den nationalen Zielen nur die Schulen übrig und aus diesen eigentlich nur die Schulerhaltung, das ist ein dünner Inhalt des nationalen Lebens.

Wie sollen die Kosten aufgelegt werden? Soll beispielsweise die Hauszinssteuer nach den Hausbesitzern gebucht werden? Diese sind doch genau betrachtet nur die Steuereinnehmer, die wirklichen Zahler sind die Mieter und die sind z. B. bei uns meistens Tschechen. Damit widerlegt sich die Idee von der Kostenaufteilung, oder das Beispiel aus der Prager Eisenindustrie, die auf Tausenden von tschechischen Arbeitern ihre Stimmzettel aufbaut.

Gerne hätte ich Herrn Dr. Fuchs erklärt, daß ich durchaus andere Gedankengänge verfolge als Renner und nicht im entferntesten daran gedacht habe, bei meinem Projekte einzelne Verwaltungszweige aus dem nationalen Leben auszuscheiden, sondern nur sozusagen einen anderen Dienstweg zur Durchsetzung und Prüfung der nationalen Ansprüche schaffen will, daß aber die Komplexe ungeteilt bleiben sollen, allein dazu reichte die Zeit nicht mehr aus.

Wir kamen auf die Reichsfragen zurück, und ich sagte: So muß außer dem subjektiven Faktor bei den nationalen Ansprüchen doch auch einen übergeordneten objektiven geben und dies sei die Geographie.

Dr. Fuchs erwiderte: Jetzt spricht der Hanaik aus Ihnen! Die Geographie ist nur eine Komponente.

Ich bemerke: Ich denke, sie ist die Hälfte des Ganzen und wir werden es noch erleben, wenn es einmal darauf ankommt.

Heute, Mitte März 1919, da ich jenes Gespräch wieder nachlese, würde es mich ungemein interessieren, ob Dr. Fort nach dem Siege der Tschechen noch immer der Geographie eine Nebenrolle zumeist, oder ob er nicht die Annexion von Deutschböhmen im Namen der Geographie fordert!

Das Gespräch hatte mehrere Stunden gedauert und noch vieles unsagt, was meinem Gedächtnis entfallen ist, da ich bei dem Gedankenaustausch keinen Bleistift benutzte und es sehr schwierig ist, den labyrinthischen Gang einer zwanglosen Plauderei aus der Erinnerung wieder herzustellen.

Dr. Fort erhob sich und führte uns in seinen Garten, wo süße goldgelbe Kirschen und saftige, fleischige Stachelbeeren auf den Bäumen hingen, er hieß uns den Hut aufzuhalten und schüttelte uns die Früchte in den Hut.

Wir plauderten dann noch vieles über persönliche Erinnerungen, gaben Beamtenanekdoten zum besten und sprachen auch über die Approbationierung. Dr. Fort hat das kleine Hauschen in Senoheb vor fünfundzwanzig Jahren als Kammerfekretär erworben und nichts daran geändert, obwohl er inzwischen Kinder und Enkel heranwachsen sah.

— Wir haben uns zweimal wöchentlich Fleisch. Den Schleichhandels kann ich mich nicht bedienen, da ich selbst Mitglied des Ernährungsausschusses bin. Da haben Sie das Vergnügen der deutschen Bureaukratie! Ich war in Deutschland und habe vorgeschlagen, nach deutschem Muster die untersten Instanzen mit der Erfassung der Lebensmittel zu betrauen und darüber Oberbehörden einzurichten. Diese Antrag wurde abgelehnt mit der Begründung, man könne die Bezirkshauptmannschaften doch unmöglich Beamte zur Seite stellen, welche sie beargwöhnen. Daher der Zusammenbruch des Systems!

Auch von der Sozialdemokratie sprachen wir. Ich bemerkte: Man hat während den ganzen Kriegen irgendeinem durchschlagenden Gedanken eine Änderung erwartet, welche Licht in die Finsternis brächte. Bis heute ist eine solche Äußerung ausgeblieben. Woher kommt das?

— Weil die Sozialdemokraten exfranzöfisch sind.

Beachtenswert erscheint mir eine Bemerkung des Dr. Fort über die große Belastung der Tschechen mit der Erlernung fremder Sprachen. Es bedeute für die Tschechen eine große Belastung, daß sie das Deutsche lernen müssen. Man habe physisch nicht Zeit, alle für den internationalen Verkehr nötigen Sprachen zu erlernen.

Dr. Fort nimmt sich dann persönlich die Mühe, uns zu der Villa zu führen, wo Dr. Tobolka Landaufenthalt genommen hat. Dr. Tobolka hat sich aber auf einen Spaziergang begeben und wir beide, Rechnungsrat Kaspal und ich, müssen ihn nach der Personsbeschreibung suchen.

Wir gehen nicht lange, da begegnet uns ein in Nachdenken versunkener Wanderer mit Touristenhemd und unbedecktem Haarbusch. Wir geben uns zu erkennen und erfassen einander die Hände.

2

Dr. Tobolka, den ich wie aus irgend einem Grunde als langbärtigen, wuchtigen Professor vorgestellt habe, präsentiert sich als schlanker, schon in der äußeren Er-

scheinung ungemein geschmeidiger Manu iu welchem ich — wenn ich jenen Beruf hätte erraten sollen — einen sozialdemokratischen Gewerkschaftssekretär vermutet hätte. Etwas Gegenwartsfrohes, Studentisches, ungemein Sicheres, Charmierendes zog mich zu ihm hin. Von dem ersten Augenblick der Begegnung an war die gegenseitige Anziehung so groß, daß wir une ohne Umstände als Freunde betrachteten. Wir fühlten une beide erfrischt elektrisiert, lächelten une an, und ich glaube, wir gingen schon Arm in Arm. Dr. Tabolka führte nue sofort in das Lauchhaus, wo ee zne Miete wohnt, und stellte nea seine junge Frau vor, deren schöne, ebenernste Züge die Mutter verrieten, die in der Häuslichkeit aufgeht. Vier entzückende Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen, gastlich und wohlerzogen, machten die Stube lebendig.

Dr. Tabolka lud uns sogleich zum Imbiß ein. Wir hatten seit unserer Ankunft in Prag überhaupt gehungert, daß uns diese Bewirtung als wahre Wohltat erschien. Das Mahl war zu Hause zubereitet, so trefflich, als man es nur einer böhmischen Hausfrau nur erwarten kann. In dieser Beziehung habe ich durchaus die angenehmsten Erfahrungen gemacht, und ich unterschreibe die Worte eines Redakteurs des Prager Tagblattes, der da sagte: Von einer böhmischen Frau hat man wirklich etwas, man kommt in jeder Beziehung auf seine Rechnung; sie ist hübsch, sehr oft schön, wohlgewachsen, häuslich gesund, wirtschaftlich tüchtig in der Küche dem Manne ergeben, eine herzliche Seelebte, eine treffliche Mutter, eine brave Frau und stets eine ausgezeichnete Kameradin.

Daß die Böhmin auch eine heiße Liebe zu ihrem Volk und keine geringen Verdienste an der nationalen Bewegung hat, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß sie sich durch ihren ausgeprägten Sinn für Politik sehr von der deutschen Frau unterscheidet. Die deutschösterreichische Mutter ist in Bezug auf Politik von einer bedauerlichen Indolenz und Instinktlosigkeit und überträgt diese Schwäche im Wege der Erziehung auf die Jugend, welche dann lebenslänglich politisch unbeholfen bleibt.

Den Abend verbrachten wir gemütlich. Wir erkannten bald, daß wir eine längere Aussprache brauchten und so nahm ich Dr. Tabolkas Einladung, den folgenden Tag — Sonntag — ganz mit ihm zu verbringen, mit Vergnügen an.

3

Am folgenden Morgen sah ich schon um acht Uhr früh im Kupee. Rechnungsrat Koppal hat mich, ihn zu benachrichtigen und meinte, seine Fahrtdienste seien nun wohl überhaupt nicht mehr unerläßlich, da ich ja überall so vorzügliche Aufnahme fand. Angern entließ ich den angenehmen und taktvollen Gefährten und ich sagte mich, wie ich wohl seinerzeit in Tabor allein zurechtkommen würde? Inzwischen hatte sich mein Photograph Skřivanek bei mir eingestellt, der mir nachgereist war und als mährischer Tschesche gleichfalls für alle Fälle einen Dolmetsch abgeben konnte. Da sagten wir uns einander dem Adieu, mit dem gegenseitigen Versprechen, uns über unsere weiteren Erlebnisse gegenseitig auf dem Laufenden zu erhalten.

So saß ich also allein im Kupee vom frühen Aufstehen so schläfrig, daß ich durch die geschlossenen Wimpern kaum bemerkte, daß mir gegenüber eine Dame

in blühweißer Bluse Platz genommen hatte. Erst als der Zug längst aus der Halle war und erste Stationen hinter sich gelassen hatten, nahm ich mir Dispositionen genauer in Augenschein. Sie sah ein wenig eigensinnig und entschlossen drein, hatte eine rosige Haut und ausgeprägt frauenhaft kraftvolle Züge, aber der Mund war doch wieder so, als ob er ein Lächeln bezwinge. Ohne ein Wort an sie zu richten, reichte ich ihr — es war eine Art Reflexbewegung — eine der großen Reisedecken, die ich tagszuvor von Seiner Exzellenz geschenkt erhalten hatte, und die Dame war viel zu überrascht, um abzulehnen. Wie kamen ganz legere ins Plaudern. Die Dame war eine Tschechin aus Prag, wie alle Leute, verwünschte sie den Krieg, der ihr aber eine ganz besondere Qual eintrug. Bei Kriegsausbruch war ihre Mutter bei ihr bis dahin lebte, zufällig in der Schweiz und konnte — aus welchen Gründen bitte mir dunkel — nicht mehr nach Österreich zurückkehren. Ihr Onkel ist Fabrikdirektor in Rußland. Von ihr die Ursache, daß sie selbst als politisch verdächtig behandelt wurde. Sie möchte zu ihrer Mutter in die Schweiz, das sei ihr nicht gestattet worden. So lebe sie ganz mutterseelenallein in Prag, ganz auf sich angewiesen. Die Perger Staatspolizei habe ihr eine ganz besondere lästige Aufmerksamkeit zugewendet. Kontrolliere ihre Korrespondenz, bescheide sie jeden Augenblick zu sich, frage sie scharf aus, ertrügete die Zustellung ihrer Briefe mit einem Wort, verbittere ihr das Leben. Dabei ist sie sich ihrer Unschuld bewußt, interessiert sich nicht im mindesten für Politik, im Gegenteil, sie wünscht alle Politiker zum Teufel, ganz besonders aber die Führer beider Lager.

Sie erzählte mir Einzelheiten über die Verhöre, denen sie stundenlang zu nächtiger Stunden unterworfen wurde und schilderte mir mit einem Wort die Leiden einer Geschöpfes, welchen unter politischer Aufsicht steht.

Mich interessierte der Fall, denn er gehörte in meinen Reiseplan, und auch die Persönlichkeit der tschechischen Dame, aber das Gespräch hatte kaum begonnen, als jene ihr Fahrziel erreicht hatte und schleunigst aussteigen mußte. Da hatte ich die Geistesgegenwart, der jungen Dame rasch meine Visitenkarte zu geben, darauf zu schreiben wo ich abgestiegen war, und zu sagen:

— Ihr Fall interessiert mich, bitte setzen Sie sich morgen mit mir in Verbindung!

Ich hatte zunächst nicht den Eindruck, daß sie von meiner Einladung Gebrauch machen würde. Es kam aber anders.

4

Es war ein Sonntag und einer der wenigen im diesem Sommer, der seinen Namen Ehre machte. Die lieblich Lage des Ortes Neuhrad trat heute ganz anders in Erscheinung, als an dem trüben Vortage. Es ist ein landschaftlich Kleinod der sich zwischen Hügel und Tal teilt, man ihm eine anmutig bewegte Mannigfaltigkeit verleiht. Man hat die Wahl, ob man durch die niederen duftenden Föhrenbestände auf dem Kamm der Hügel wandern will, bis man jenseits die Burgruine erblickt oder ob man ins saftgrüne Tal der Sazawa hinabsteigt wo ein Gasthof eine Mühle und keine Autos zu behaglicher Ruhe einladen. Ein echter Landaufenthalt mit jugend Geselligkeit. Für Familienleben wo sichs pädagogisch

ausruhen läßt, aber der Zusammenhang mit der Hauptstadt, die täglich eine Welle in den Idyll wirft doch auch hinreichend fühlbar ist

Ich hatte Dr Tobolka aus seiner Villa ab und ließ mir auf einem zweiglosen Spaziergang den Ort zeigen. In dem Gasthof an der Sazawa nahm ich ein Zimmer für die Nacht, legte mein Gepäck ab und machte Toilette. Genohrab ist ein tschechisch, dennoch hörte ich unter den Hotelgästen deutsch sprechen

Von Dr Tobolka ließ ich mir zunächst einiges Persönliche erzählen. Er vertritt eine gemäßigte Richtung, welche die Forderungen der Tschechen im Rahmen des Gesamtstaates durchzusetzen hoffen

Er ist Historiker vom Fach — Als solcher befaßt er sich am liebsten mit der jüngsten noch dampfenden Vergangenheit. Er hat zunächst in den Jahren 1900 bis 1906 eine große Enzyklopädie herausgegeben, ein ganzes Werk welches aus seiner Initiative, unter seiner Redaktion geschaffen wurde. Geschichte der böhmischen Politik seit dem 18 Jahrhundert bis 1879 — Damals haben die Tschechen die Passivität gegenüber dem Reichsrat aufgegeben. Von diesem Jahre angefangen hat das Werk Kramař zu Ende geschrieben

— Ich habe es historisch behandelt, er hat geäußert, seine Memoiren, sozusagen. Dieser Teil widerspricht vielleicht den strengen Anforderungen, welche man an ein historisches Werk zu stellen berechtigt war, es hat naturgemäß einen mehr subjektiven Charakter.

Denn schrieb ich ein Buch über den slawischen Kongreß im Jahre 1848, damals war der Anfang des konstitutionellen Lebens auch in Böhmen.

Ich habe schon im einundzwanzigsten Lebensjahre promoviert, habe mich vorzugsweise theoretisch mit Politik befaßt. Kaizls Memoiren — Aus meinem Leben' habe ich herausgegeben. Sie sind übersetzt worden, sechs Bände. Ich habe aber nicht nur seine Memoiren und seine Korrespondenz bearbeitet, sondern auch seine Biographie dazu geschrieben

Schon als Student habe ich ein Blatt gegründet „Studentní obzorník", dieses erschien zehnmal im Jahre. Irgendwelche Mittel habe ich dazu nicht gebraucht, später eine Wochenschrift „Přehled", das war eine politische parteilose Revue, dann die „Česká Revue" das war eine jungtschechische Monatsschrift die habe ich zehn Jahre lang redigiert. 1902 habe ich geheiratet, jetzt gebe ich eine neue Wochenschrift „Česká Svoboda" heraus. Wie hätten sie gerne in ein Tageblatt verwandelt, haben aber kein Papier dazu bekommen

Ich habe als Student eine eigene politische Partei gegründet und zwar nannte sich diese Der unabhängige Student. Sie stand den Jungtschechen sehr nahe und zwar der realistischen Richtung in der jungtschechischen Partei. Als damals durch Masaryk und Kaizl repräsentiert wurde. Kramař gehörte ihr damals noch nicht an. Später war ich Geschäftsführer der realistischen Partei bin aber wieder ausgetreten. Eine Zeit lang war ich parteilos. 1906 wurde ich in die jungtschechische Partei eingeladen, das war damals, als die Reorganisation der Partei durch Fiedler und Škarda durchgeführt wurden ist. Von da an blieb ich Mitglied der jungtschechischen Partei bis zur Konstituierung der Česká Statopravný demokracy

Ich war auch geſchäftsführendes Direktionsmitglied der „Národní Listy“ und habe den Blatt nach der Verhaftung Kramaſs und Rašins geführt

Von mir ſind auch zwei Bücher erſchienen: „Über das böhmiſche Volk“ und „Über den Panſlawismus“.

Dr. Tobolka gab mir über mein Erſuchen die nachſtehende Darſtellung über die Parteiverhältniſſe in Böhmen

1. Die Altſchechen, jetzt konſervative Partei. (Alle ſchechiſchen Parteien ohne Ausnahme fordern die Selbſtändigkeit des böhmiſchen Volkes, der Unterſchied beſteht nur darin, ob ſie die Selbſtändigkeit zuſammen mit der Slowakei verlangen oder bloß für die tſchechiſche Nation im engeren Sinn. Die Slowaken ſind auch Tſchechen und keine eigene Nation. Die Slowaken ſind jetzt auch dieſer Anſicht daß ſie nur ein Teil der Tſchechen ſind. Sie haben ſich jetzt auch mit uns politiſch vereinigt.)

Einige Parteien ſtreben an: Böhmen—Mähren—Schleſien (den alten ſchleſiſchen Staat) zuſammen mit der Slowakei, andere die Selbſtändigkeit der Nation, nicht des ganzen Königreiches Böhmen wohl aber den Anſchluß an die Slowakei. Die erſteren ſtehen auf dem Boden des territorialen Prinzips.

Die Altſchechen ſind für das böhmiſche Staatsrecht im Rahmen der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie jetzt auch inkluſive der Slowakei. Alle tſchechiſchen Parteien ohne Ausnahme verlangen die Reviſion des Ausgleiches.

Die Altſchechen repräſentieren ſich hauptſächlich aus der reichen Bourgeoiſie, ſie ſind ganz in der Minorität. In Jungbunzlau ſind die letzten Spitzen der Partei. Sie ſind im Anſtehen aber ſie beſitzen dadurch noch eine große Macht, daß ſie die „Národní Politika“, das verbreitetſte Tagblatt Böhmens beſitzen. Dieſes Blatt hat viele kleine Inſerate, ähnlich dem „Neuen Wiener Tagblatt“.

Sie haben auch noch Vertreter in den finanziellen Inſtituten. Verwaltungsräte, und dadurch eine gewiſſe tatſächliche Macht. Im Reichsrat haben ſie derzeit keinen Vertreter, ſonſt hatten ſie einen einzigen, auf Grund eines Kompromiſſes mit den Jungſchechen.

2. Die tſchechiſche ſtaatsrechtliche Demokratie. Dieſe Partei iſt im Kriege entſtanden und gruppiert ſich um die jungtſchechiſchen, die realiſtiſchen und die ſtaatsrechtlich-poetſcheritiſchen Parteien. Dieſe Partei fordert jetzt die Selbſtändigkeit der Nation für das Königreich Böhmen, Mähren und ganze Schleſien und die Slowakei und zwar die abſolute Selbſtändigkeit. Sie glaubt an die Zerſtückelung und den Zerfall Öſterreichs und verlangt einen Staat, der ſich ohne Zuſammenhang mit Öſterreich. Das ſind jetzt die Radikalen, ſie haben die Taktik mit keiner öſterreichiſchen Regierung zu verhandeln und alles von der Friedenskonferenz zu erwarten.

Dieſe Partei hat jetzt in der tſchechiſchen Bourgeoiſie die größte Verbreitung, ſie wurde erſt kürzlich ganz neu geſchaffen. Ihre Gründer ſind: Dr. Kramaſ, Rašin, Dr. Anton Heiſ, Dr. Samal, Kael Sokol und der böhmiſche Dichter Viktor Dyk. Ihr Organ iſt die derzeit (1918) eingeſtellte „Národní Listy“. Jetzt haben ſie noch eine Wochenſchrift „Národ“ („Die Nation“). Ihre Anhänger zählt ſie unter den

Beamten, Industriellen, Gewerbetreibenden — Macher hat das Programm mit unterschrieben.

Die Jungtschechen sind in dieser Partei aufgegangen. Ein Teil der Realisten existiert weiter unter dem Namen Tschechische Fortschrittspartei repräsentiert durch Dušek Cyrill einem ehemaligen Redakteur des „Čas“.

3 Die realistische Partei — fortschrittliche Partei. Diese wollen eine demokratische, antiklerikale Politik treiben, aber im Zusammenhalt mit der Sozialdemokratie. Staatsrechtlich haben sie das gleiche Ziel wie die obigen. Sie arbeiten jetzt als Hospitanten in den Organen „Česká Strana Socialistická“, in der Wochenschrift „Česká stráž“, das ist „Die böhmische Warte“.

4 Mehrere jungtschechische Abgeordnete sind der staatsrechtlichen Demokratie nicht beigetreten und das sind die Exzellenzen Dr. Fiedler, Dr. Fořt, Körner, Mastalka, Čech, Tobolka. Diese erstreben die Selbständigkeit der Nation im Rahmen Österreichs. Man nennt sie die Dissidenten, aber auch die Aktivisten, weil sie für eine aktive Politik sind. Ihr Organ ist die Wochenschrift „Česká Svoboda“.

5. Die sozialistischen Parteien. Zuerst die tschechoslawische („Čechoslovanski Socialni Democracy Strana“), es sind Marxisten auch sie sind für das böhmische Staatsrecht für die Selbständigkeit der Nation nicht nur der Tschechen sondern auch der Slowaken, auch sie fordern die Revision des Ausgleiches.

In dieser Partei gibt es zwei Richtungen und zwar will die eine die nämliche Taktik in politischen Fragen wie die staatsrechtliche Demokratie (Habermann Pilsen), dann die sogenannte aktivistische Richtung in der Sozialdemokratie unter Führung des Dr. Šmeral, sie betrachtet die böhmische Frage als keine innerösterreichische sondern eine internationale. Deren Organ ist „Právo Lidu“, sie ist die stärkste Partei unter den Proletariern Böhmens.

6 Die zweite sozialistische Partei, die Česká Strana Socialistická, so heißt sie seit einem halben Jahre, früher hießen sie die Nationalsozialisten. Ihre Führer sind Klofač, Stříbrný, sie hat bloß eine Wochenschrift, „Český Socialista“, mit einem Montagblatt. Diese Gruppe strebt die Vereinigung mit der marxistischen an, sie betreiben die Revision des Marxismus vom politischen Standpunkt aus. Diese Partei hat nicht nur unter den Politikern sondern auch unter dem Kleingewerbe Anhänger.

7 Die Agrarier. Diese sind bei uns nicht konservativ, sondern liberal, es ist größtenteils die Partei des mittleren Grundbesitzes. Politisch gehen sie mit der staatsrechtlichen Demokratie, nicht nur programmatisch sondern auch taktisch. Ihr Blatt ist der „Venkov“ und außerdem haben sie ein Abendblatt „Večer“, welches die Sozialisten angreift. Ihre Führer sind Anton Švehla, Landwirt aus Hostivař, Franz Staněk, Wenzel Udržal, Viškarsky.

8 Die Klerikalen (Národní katolici). Diese Partei ist in Mähren verbreiteter als in Böhmen, in Böhmen hat sie überhaupt kein Mandat errungen, wohl aber in Mähren. Ihre Führer sind der Probst Dr. Burian, in Mähren Dr. Matěj Hruban, Advokat in Olmütz. Die Klerikalen haben ein Tagblatt in Prag,

den »Čech« — in Mähren besitzen sie mehrere Tagesblätter, und zwar »Našinec«, »Den« Ihre Anhänger sind Bauern

Außerdem gibt es noch eine ganz kleine Partei Živnostenská Strana Česká, sie hat auch eine Wochenschrift, die »Živnostenská Obrana«. Sie besitzt keine politische Bedeutung und hat keinen Abgeordneten

Die älteste Partei sind die Altschechen; bis 1874 waren sie die einzige. Dann traten die Jungtschechen auf. Diese blieben bis 1891 in der Minorität. Damals verloren die Altschechen ihre Position. Die Jungtschechen verlangten das Staatsrecht und haben für den Föderalismus in Österreich gearbeitet. Unter den Jungtschechen waren damals zwei Richtungen: Die radikale oder staatsrechtlich-radikale Richtung und die gemäßigte, opportunistische Richtung, und weil die opportunistische unter Kaizl gesiegt hat, sind wieder mehrere ausgetreten und haben selbständige Parteien gegründet, einige Intellektuelle waren auch mit dem matten Auftreten gegen den Klerikalismus unzufrieden und haben unter Masaryks Führung die realistische Partei ins Leben gerufen; und weil sich die Jungtschechen nicht hinreichend für die Agrarfrage interessiert haben, haben die Landwirte eine selbständige agrarische Partei gegründet

Als die Jungtschechen die Majorität erlangten, haben sich die Klerikalen als selbständige Partei organisiert. Die Sozialdemokraten standen ehemals zusammen mit der internationalen und der österreichischen Partei, aber sie haben sich dann selbständig gemacht, zuerst auf dem Gebiete der Gewerkschaften und dann auch politisch. Als die tschechische Sozialdemokratie im Jahre 1896 im Abgeordnetenhaus gegen das böhmische Staatsrecht auftrat, haben die Jungtschechen unter der Arbeiterschaft eine neue Partei gegründet, welche sich auf den Boden des Staatsrechtes stellte, und zwar die Nationalsozialisten.

Die gegen das tschechische Volk gerichteten Verordnungen in der Kriegszeit waren ein schwerer Fehler. Dadurch haben diejenigen, welche die Regierung noch unterstützten, allen Einfluß verloren. Sie können keine Regierungspolitik mehr machen.

Die Beamten der Statthalterei haben keine Fühlung mit dem Volk; tschechische Beamte, welche politisch repräsentieren gibt es dort nicht. Darum sind sie auch nicht in der Lage, dem Statthalter Ratschläge zu erteilen. Auch in Wien, im Ministerratspräsidium ist kein Beamter, der über Böhmen wirklich informiert ist. Unter Seidler hat überhaupt jeder Kontakt aufgehört. Wenn die Statthalterei vom Minister aufgefordert wird, zu berichten, so muß sie den Betreffenden einladen, um von diesem etwas zu erfahren!

Unbegreiflich ist uns der Prozeß Kramař, unbegreiflich, warum Stürgkh ihn geduldet hat. Heute sind alle Parteien vereinigt im Národní Výbor, dem Nationalausschuß. Präsident ist Kramař, vom tschechischen Ausschuß (Český Svaz) ist Stanek Präsident

Die Deutschen in den Alpenländern verstehen die böhmische Frage nicht, weil ihnen der Fleiß fehlt, sich darein zu vertiefen

Nach Tisch begaben wir uns ins Grüne, wo eine Aufnahme der ganzen Familie gemacht wurde. Eine zweitere Bald sollte unsere Begegnung dauernd festhalten.

Dr. Tobolka erzählte mir, daß der böhmische Dichter Machar im nahegelegenen Groß-Popowitz auf dem Lande wohne, und als ich ihm sagte, daß ich seine Romane lernen möchte, bemühte sich Dr. Tobolka um einen Wagen der alsbald vor dem Hause hielt. Es war der Postwagen, der uns in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt wurde.

Die beiden frischen Jungen nahmen mir mit, mein Photograph nahm gleichfalls im Wagen Platz, und so fuhren wir fünf Passagiere in das Hügelland über Stock und Stein durch Hohlwege und Waldstraßen, zwei Stunden lang durch die überaus tenische böhmische Landschaft, an mehrern Schlachtfeldern vorbei, alles noch des Schnittes harrend.

Im Dorf Groß-Popowitz hogen wir in eine Villenstraße ein und hielten zuletzt am Gittertor eines kleinen Landhauses.

Ein Mann in echt slawischer Tracht einer Bluse aus grobem Leinen, kam — begleitet von zwei jungen Damen — im Laufschritt aus dem Garten. Ein massiger Schädel, der ebensogut einem russischen Rittmeister als einem Bildhauer gehören konnte, tiefschwarzes Haar, schwarzer Schnurrbart, verleideten die doppelte Vergangenheit des ehemaligen Offiziers und des Künstlers. Ein urfrischer, lebendiger, dabei aufrichtiger Kindskopf, ein leidenschaftlicher, natürlicher Mensch, ein gemütlicher Hausvater.

Die ganze Gesellschaft war in der ungetrübtesten, fröhlichsten Stimmung: die Kinder, die Damen, die Hausleute und die beiden Töchter, Dr. Tobolka und der junge Photograph — es konnte keine imponierendere Mischung geben, als wie in das stimmungsvolle Heim traten. Zunächst in den Hauptraum mit dem traulen Herd, und wo dort eine Jause mit echtem Kaffee erwartete — wie waren von Dr. Tobolka telephonisch angekündigt worden — kam die Unterhaltung allerseits sogleich in fröhlichen Fluß. Dr. Tobolka und Machar hatten einander schon längere Zeit nicht gesehen, es bestanden zwischen beiden offenbar politische Meinungsverschiedenheiten, sich ereilet daß dem in tschechischer Sprache gepflogte Gedankenaustausch sich darauf bezog.

Machar und ich hatten einander so viel zu sagen, daß sich die Rede überstürzte. Wir hatten kaum zwei Stunden Zeit zum Gedankenaustausch und konnten uns daher nur gerade die Schlagworte unserer Themen zuwerfen. Wie sprachen ökonomisch im Telegrammstil.

Bekanntlich hat Machar bis vor kurzem als Beamter der Bodenkreditanstalt in Wien gelebt. Jetzt erst, in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre, welchen ich ihm übrigens nicht im entferntesten zugetraut hätte, ich schätzte ihn auf höchstens siebenundvierzig, ist er in die Lage gekommen, seiner Muse zu leben. Das Haus, welchen er bewohnt, hat ihm sein Verleger um 12 000 Kronen verkauft. Es ist aber sicherlich 80.000 Kronen wert. Hier ist er nun glücklich auf Wien und seinen dortigen Wirkungskreis ist er nicht gut zu sprechen. Wie es einem Literaten als

Beamten ergeht brauchte er mir nicht zu schildern. Ich glaubte ihm auf's Wort, wenn er mir erzählte, daß er doppelt und dreifach so viel arbeiten mußte als jeder Durchschnittsbeamter, damit es nur nicht heiße: Nun ja, er hat andere Interessen, der Dienst ist ihm zu gering. Gerade das wird einem Künstler am wenigsten verziehen, wenn er in einem bürgerlichen Berufe seinen Mann stellt, weil die Bureaumenschen wenigstens das Eine daraus haben wollen, daß sie allein den Alltagsdienst treffen.

Machar war eine Zeitlang in Haft wegen eines von ihm verfaßten Gedichtes. Die Behörde, welche ihn wegen dieses Andenkens seiner Gesinnung verfolgte, ahnte nicht, daß Machar einer der geschworensten Verschworer in Wien war, das heißt sie ahnte es, aber sie wußte ihren Verdacht nicht zu belegen. Sie mußte ihn wieder freigeben. Nach der Revolution hat Machar genau erzählt, welche Dienste er der Revolution geleistet hat.

In Bezug auf meinen Besuch, der ein Volksfest war, bemerkte Machar:

— Wir Tschechen wohnen nur sieben Stunden von Wien entfernt, und man kennt uns nicht! Warum ist das vor Ihnen niemandem eingefallen, uns im Lande zu besuchen? Endlich einmal eine vernünftige Idee!

Wie in Böhmen sind jetzt so weit, daß wir — — — wir sind jetzt ganz wohlig, denn wir wissen, daß wir zu unserem Rechte kommen müssen, und wenn nicht wir, die heute leben, so doch gewiß die, welche übrig bleiben.

Nationaler Haß? Nein davon ist keine Spur, aber wir haben keine Lust uns für Wien zu verbluten. Sehen Sie, ich habe alles vorausgesagt: die lange Dauer des Krieges, den Verlauf und die Folgen, aber weil ich kein Politiker vom Fach bin, hat man gelächelt über den armen Dichter. Wir Slawen haben uns für den Krieg gar nicht interessiert, haben ihn nicht gewollt. Wir lieben die russische Literatur, wir lieben russisches Wesen viel zu sehr. Die Serben zu befreien war nicht notwendig, denn die waren mit Freuden bereit, in Österreich aufzugehen, nach während des Krieges sind sie zu uns gekommen, aber man war in Wien einfach radlos.

Wozu brauchen wir Berlin, wenn wir die Idee Berlin—Bagdad durchführen wollen? Das wäre Österreichs Aufgabe gewesen mit allen Balkanslawen zusammen eine Vereinigung zu bilden. Aber die Slawen des Balkans hüten selbstverständlich nur zu den Slawen Österreichs Vertrauen gefaßt, niemals zu den Magyaren.

Der Ausspruch Bethmann-Hollwegs: Der Weltkrieg sei die Abrechnung zwischen Panslawismus und Germanen hat auf unser Volk ungeheuren Eindruck gemacht. Wir haben aufgehorcht. Ah ja steht die Sache? Also dann ist unsere Haltung gegeben, dann wissen wir, wo in diesem Kampfe unser Platz ist, das war eine anbedachte, verhängnisvolle Parole!

Die Tschechen haben aus den Erfahrungen der letzten Jahrhunderte gelernt. Die Altschechen haben nach in Wien gedienert, auch die Jungtschechen eine Zeitlang, beide haben sich im Dienste der Reaktion mißbrauchen lassen, genau so wie die Südslawen. Und wie hat man diesen gelohnt? Mit der Auslieferung an die Magyaren.

Die Deutschen in Österreich haben kein Verständnis für die Tschechen, viel gerechter werden sie so Deutschland beurteilt, Naumann in seinem Mitteleuropa

hat den Tschechen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man soll endlich einsehen, daß man uns nicht umbringen kann, also muß man auf irgend eine Weise mit uns fertig werden.

Von den deutschen Schriftstellern bewundert Machar am meisten Friedrich Nietzsche; der hat noch schreiben können! Von den Österreichern stellt er Karl Kraus am höchsten.

Machar ist leidenschaftlicher Antiklerikaler, Atheist, Heide. Das Katholizismus bezeichnet Machar als die echte Religion für die Wienee; mit einigen Formen sei alles erledigt, im übrigen habe man keine Verpflichtung. (Eine ganz ähnliche Äußerung hörte ich später aus dem Munde Kramařs.) Mit welcher Gleichgültigkeit hat Wien, eine Kapitale! die Aufhebung der Verfassung ertragen, darüber könnte man Bände schreiben. Dadurch allein ist Wien gerichtet! Machar erzählt, er habe in Wien wie ein Einsiedler gelebt. Jetzt will man ihn wieder kasteieren wegen einer Rede, die er in Prag gehalten habe.

Machar lacht. Ich habe die Anekdote mit dem Bauern zum Besten gegeben, der im Sterben liegt. Der Pastor wird gerufen und steht endlos da, endlich fällt ihm ein, er könnte für den Sterbenden doch etwas tun: ihm einen Zahn reißen.

Machar führt mich in die einzelnen Raumlichkeiten seiner Villa, besonders anheimelnd ist das Zimmer im ersten Stock mit lieblichen Großmuttermöbeln. Von der Hohe liegt ein Blick durch ein Ovalfenster, in welchem die Landschaft wie in einem Medaillon eingeschnitten ist, erfüllt ihn mit genießerischem Behagen. Dann führt er mich in sein mißgetünchtes, sonniges Arbeitszimmer, wo eine kleine Bibliothek, hauptsächlich in tschechischer Sprache, ein anderes Stagere füllt. Da sind einige Bände von Arnošt Denis, dessen Name, wie ich dabei unbekannt, in Böhmen hochgeschätzt ist.

Aber meine Verse liest mir Machar eigene Gedichte vor. Da ich kein Tschechisch verstehe, machen mir es so: Der Dichter setzt mir vorerst den Inhalt in deutscher Sprache für Strophe, dann liest er das Original. So kann ich aus der Lautmusik, dem sachlichen Inhalt und der Stimmung einen musikalischen Gesamteindruck gewinnen, der mir einen entsprechenden Widerschein ermittelt. Das Tschechische im Wortlaute der gebundenen Sprache klang mir ganz neu und merkwürdig weich. Wie sehr die tschechische Sprache überhaupt gesungen wird, habe ich bei Konzertreden reichlich beobachten können. Es liegt darin ein großer rethorischer Vorteil des tschechischen Redners und Deklamators, eine Harangue, eine Diatribe klingt ganz anders, wenn die Vokale ein singendes Ausruhen gestatten. Die Rede wird dadurch flüssig und sozusagen süffiger.

Von den Gedichten, die Machar mir vortrug, ein Beispiel: „Pastell“. Motto: Was geht alles hinter der jungen Stirne eines Backfischs vor, welche romantische Phantasien, welche Illusionen! Der Dichter schildert die Tränenreien, die zu jeder tragischen Katastrophe bereit und aufgeregte Seele des Mädchens. Aber wenige Jahre werden nur vergehen und aus all den verweinten und romantischen Gedanken, was wird übrig bleiben? Nur soviel als in eine Hand geht, in ein Stumpfl.

Das Ganze ist in zarten, duftigen Strichen gemalt.

Stoß ist Meisters Fruchtbarkeit an politischen Versen, die unmittelbar an die Tagesbegebenheiten anknüpfen, einen echten Vollblutlyriker, der zugleich politisch dichtet, wie man in Deutschösterreich vergeblich suchen. Bei den Slawen ist aber die Politik ein selbstverständlicher Bestandteil ihres Seelenlebens.

Wenn hätte ich die anregende Lektüre fortgesetzt, aber die Zeit war karg bemessen und so mußte ich mich damit begnügen, den Versuch zu fassen bei gelegener Zeit einen Weg zur tschechischen Literatur zu finden. Es wäre ein Verdienst, wenn ein gründlicher Kenner der slawischen Literatur einem Wiener Publikum in einer Vortragsreihe einen Überblick über die zeitgenössische Produktion geben möchte. Haben wir doch wirklich keine Ahnung, was in den angezählten tschechischen belletristischen und Kunstzeitschriften für Schätze verborgen liegen mögen. Von berufener, urteilsfähiger Seite eine Gesamtwürdigung zu erhalten, wäre ein aktuelles Erfordernis. So sind wir gezwungen, die Berühmtheiten innerhalb der Nation auf Treu und Glauben gelten zu lassen, ohne mehr zur Kenntnis zu nehmen, als die Namen.

Die deutschen Zeitschriften und Bühnen dürfen ja nicht einmal, wenn sie auch wollten, das tschechische Geistesleben verfolgen und würdigen, worüber beispielsweise der frühere Chefredakteur des Prager Tagblattes, Herr Tschuppik, Klage geführt hat. Die hervorragende tschechische Malerei und Musik, welche uns zugänglich ist, lassen den Schluß zu, daß uns Wertvolles verborgen bleibt. Das ist so eine der Hauptursachen der Verbitterung im tschechischen Lager, daß sie in Österreich geistig isoliert sind. So entstand zuerst auf geistigem Gebiet die Sehnsucht nach einem Anschluß jenseits der Grenzen.

Wir begehen eine zur Gesellschaft zurück und lernten die jungen Damen genauer kennen, diese waren während der Woche in Penz als Pflegerinnen tätig, nur über den Sonntag ist die Familie beisammen. Sie sind alle überselig in der noch ungewohnten Freude des kürzlich geschenkten Heimes und genießen jeden Winkel ihrer blanken, duftenden Häuslichkeit.

Wir besuchen uns dann das Dorf. Auf dem Platz stand ein Ringelspiel, umringt von Kindern in allen Größen bis herab zum Krabbler. Sehnsüchtig blickten sie auf die wenigen Glücklichen hinauf, die der eben auf Rappe und Schimmel ritten. Da befahl ich kurzer Hand, daß die ganze Jugend ohne Ausnahme, das Ringelspiel besteige. Ein allgemeiner Jubel, an dem auch das Befahl Warmachen teilnahm, war die augenblicklich Folge. Die eben noch schläfrig und verödet daliegende Scheibe war in einem Nu gedrängt voll von einem jauchzenden, freudbunten Volk, lückenlos verschlungen, wie in einem Märchenbild von Richter, zwei- und dreimal ließ ich die Scheibe unter Orgeltönen sich drehen und noch lange sah ich die Dorfjugend an ihr unverhofftes Glück sich klammern. Manche sagten Hitt haben. Sie ein dauerndes Gedenken hinterlassen.

Wir verabschieden einander ein Wiedersehen und gutes Andenken.

6.

Nach Neuhaus zurückgekehrt, hatte ich Gelegenheit einen Kabarettabend des České Srdce (Tschechisches Herz) beizuwohnen. Die Veranstaltung fand im Vor-

tragsjaal des Gasthofes statt, wo ich Quartier genommen hatte. Dr. Tobolka der mit seiner Frau dort erschien, führte mich ein und erklärte mir Sinn und Inhalt der einzelnen Nummern.

Das České Srdce ist ein Wohltätigkeitsverein, der hauptsächlich für Kriegsmaisen sammelt, aber national betont ist. Gründerin ist die Schauspielerin Jeanbodeno. Die Veranstaltung nannte sich „Tschechischer Abend der Reinen Vortragskunst". Die Künstler waren sämtliche aus dem Kabarett Reduta.

Der Saal war von einem distinguierten Publikum gedrängt voll, immer neue Zuhörer schoben sich herein, die Ordnung im Zuschauerraum wurde in einer Wechselrede zwischen Bühne und Parterre abgemacht; das Publikum entschied mit diszipliniertem Einstimmigkeit, daß einige Tische hinaus müßten. So geschah.

Das Programm hatte eine ausgesprochen nationale Tendenz. Der Conferencier stellte die Verbindung her. Anton Sedláček las aus einem Buch ein Märchen vor mit Musikbegleitung, eine Art Rezitativ. Es handelte vom Herzschlag, die Pointe war ein Ausblick auf die böhmische Selbständigkeit. Prasselnder, begeisterter Beifall. Ein Lied von Jan Rubín vorherrlichte das Infanterieregiment Nr. 28 mit der Pointe, daß die tapferen Soldaten, die für das Vaterland kämpften zum Schlusse und am Ende ihrer Leiden der Krönung des böhmischen Königs auf dem Hradschin beiwohnen werden. (Das war damals schon ein radikaler Wunsch!)

Die gefeierte Sprechern Božena Dusanová trug eine nationale Ballade von Klasterský aus: Nerudas Seele. (Nerudas neue ein „ehemaliger Feuilletonist der „Národní Listy", ein Antiklerikaler.) Karel Ječmínky Mitglied des Stadttheaters in den Königlichen Weinbergen, trug ein Gedicht vor, welches den berühmten Pubisisten und Erwecker der tschechischen Nation feierte. Dazwischen gab es natürlich noch heitere Nummern, z. B. ein Couplet gegen die Kriegsgewinner, mit antisemitischer Nuance. Der Antisemitismus ist in Böhmen im allgemeinen sehr virulenter als bei uns.

Es gehört ein geschulter Wille zur Objektivität dazu, um inmitten solcher tosender Beifallsstürme als einziger Deutscher nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Man hat nur die Wahl, sich der Stimmung hinzugeben oder innerlich zu protestieren. Jeder Deutsche, der einer tschechischen Nationalkundgebung beigewohnt hat, erzählt dasselbe: daß sie auf ihn einen packenden Eindruck machte genau wie ein Arbeiteraufmarsch, wie überhaupt jede geschlossene, von Begeisterung getragene Massenkundgebung. Steht man nun gar in der Fremde einer solchen Gefühlsäußerung allein gegenüber, dann hat man die Empfindung, der Kundgebung dadurch, daß man ihr beiwohnt, gewissermaßen erst ein Angriffsziel zu geben. Der Donner rollt bekanntlich gerade schon, wenn er an kein menschliches Ohr herangedrungen, und ein nationales Fest, bei welchem die Teilnehmer ganz unter sich sind, hat seine Adresse nicht erreicht.

7

Am nächsten Morgen holte mich Dr. Tobolka zu einem Spaziergang ab. Wir wanderten durch den Wald zum Ufer der Sazawa, am Hus-Stein vorbei, übersprangen ein Bächlein und gelangten zuletzt ins Freie, zum Badeplatz. Die Sazawa

lag im Sonnenglanz, in Booten ſtießen einige nackte Geſtalten mit Rudern in die Flut. An einem Tiſch unter dem Laubdach ſaß eine junge Schöne in einem eleganten Schwimmkleid und rauchte eine Zigarette, ihr vis-à-vis ein Herr. Ein Sommeridyll wie im tiefſten Frieden. So war noch früher Morgen, aber mein Zug ging um zehn Uhr nach Prag, und ſo machte mir ein flüchtiger Blick auf das Paradies genügen. Dr. Tobolka begleitete mich zum Bahnhof, gegrüßt von jedermann, denn er iſt ſehr populär. Jedermann hat ein Anliegen an ihn, und ſelbſt zum fremden Wohlbezieher wendet man ſich am liebſten an den ſtets gefälligen und hilfsbereiten Abgeordneten.

Beim Abſchied ſagten wir einander auf Wiederſehen, ohne zu ahnen, daß dieſes zwar in wenigen Monaten ſpäter ſich erfüllen werde, aber inzwiſchen das alte Reich in Trümmer gehen und wir nicht mehr Bürger ein und desſelben Staates ſein würden, wie wir es an jenem Tage noch waren.

8

Ich hielt gerade Sieſta, als der Kellner im „Blauen Stern" in mein Zimmer trat und mir meldete, eine Dame unten in der Halle wolle mich ſprechen.

— Das muß ein Irrtum ſein, denn niemand von meinen Bekannten weiß, daß ich in Prag bin!

Da fiel mir aber ein: Hotel! Die Begegnung geſtern in der Eiſenbahn! So iſt die Dame alſo doch gekommen. Ich eilte in das Foyer des Hotels, wo mich ziemlich die bildhübſche Binſe von geſtern erwartete. Wir fanden das ſehr luſtig und wieder zu ſehen, ließen uns auf dem großen Lederdiwan nieder und plauderten ebenſo angeregt als planlos. Wir hatten völlig vergeſſen, daß uns eine ſachliche Frage zuſammenführte. So gelang es mir dem Weltſchmerzgeſichte einige laute Lachtrillers zu entlocken und es zu einem Spaziergang zu überreden, wo wir uns ungezwungen ausſprechen wollten.

Wir fuhren in der Richtung nach Baumgarten, kauften einen Sack mit Obſt und ſprachen über tauſend Dinge nur das eigentliche Thema vergaßen wir: die von der Dame geplante Übeſiedlung in die Schweiz, derentwegen ſie meinen Rat einholen wollte. Wir ſchlenderten am Ufer der Moldau in einem ſo vertraulichen Gedankenaustauſch, wie er zwiſchen Angehörigen zweier Völker nur möglich iſt, welche mittelbarer im Kriegszuſtande leben. Sophie erzählte mir von ihrem geſtrigen Beſuch auf dem Lande, von ihren Freunden, Bekannten und Tanten, welche über ſie eine ſtrenge Aufſicht führten, und ihren noch ſtrengeren Grundſätzen, ihrem Haß gegen alle Politiker und von der Miſere dieſer Welt im allgemeinen und beſonderen.

— Ich habe Wut, wenn ich nur davon höre!

In meiner Abreiſeſtimmung teilte ſie mir heraus, daß meine Freundin eine Künſtlerin von Beruf war, eine Malerin.

— Und haben Sie Ihr Talent, könnte man das nicht ſehen?

— Das iſt ganz unmöglich, es iſt dort ſo viel Unordnung.

— Damit schrecken Sie mich nicht

Ich bestand auf meinem Willen und nutzte vieler Vorsicht welche ich dem guten Rufe der Dame schuldig war, duckte ich endlich die unendliche Treppe den alten Bergen Hansen hinaufklettern

Ein äußerst wohnliches, mit vielem Geschmack eingerichtetes kleines Heim lud zu gemütlichem Verweilen Durch die Atelierfenster blickt man auf einen der schönsten Plätze den goldenen Prag, vom Dorzimmer tritt man auf eine Art Dachgarten zu dessen Füßen sich Türme und Giebel labyrinthisch drängen Wan füe ein romantisches versteckgelegenes Nest, wie geschaffen füe einen Künstler, die leidenschaftliche Stadt zum Greifen nahe und doch so fern, ein Ort, wo Künstler wie denen noch das Leben heute mit wenig Mitteln lonnige Feste feiern, Picknicks on schwülen Sommerabenden und in Winternächten unter Pölstern vergraben auf dem Fußboden sitzen

Eine Staffelei mit einer angefangenen Arbeit, an den Wänden gut ein Dutzend Bilder von Bergen Seen, Plätzen, Brücken und Landschaften saubere gediegene Arbeiten denen aber ihre Erzeugern eine wahre künstlerische Rabenmutter die größte Seelingschätzung bekundete!

Ich ließ mich in einem kleinen Sofa versinken um die unheimliche Stimmung den Raumen voll zu genießen, vom Krieg war nichts zu fühlen, als das bewölkte Angesicht meiner Wirtin, doch gelang es mir immer wieder, es durch Witze der Heiterkeit zu erhellen

— Ich lache sonst nie, im Gegenteil, ich plärre, wenn ich allein bin oft bis tief in die Nacht hinein Nur Sie bringen mich zum Lachen das habe ich mir im Kriege schon ganz abgewöhnt.

— Nehmen Sie den Hut ab, damit ich Ihren Kopf sehe

— Nun, meinetwegen aber was haben Sie davon? Ein äußerst trotziges Gesicht so dem sich die angeborne Sanftmütigkeit mühsam verstecken kann zum Vorschein

— Sie sehen so aus wie eine Russin! Am Ende sind Sie in Wirklichkeit doch gefährlicher als Sie zugeben! Wenn Sie recht so finster dreinschauen täten, möchte sich die Staatspolizei füe Sie weniger interessieren.

— Ich möchte nichts mehr von der Welt wissen, ich möchte sterben!

— Warum?

— Weil die Menschen so niederig, so gemein sind, ich habe mit den Menschen nichts zu tun, durchaus nichts zu tun Ich fühle es tief. Ich will mich mit niemandem mehr befassen

Es gelang mir aber doch, das gemeinde, schmalende Wesen wenigstens füe eine Stunde zu sänftigen

— O Gott, wenn das meine Freunde wüßten, daß ich hier einen Herrn zu Besuch habe, sie würden es überhaupt nicht glauben. Ich muß schon wieder lachen Sie zwingen mich dazu es ist eigentumlich Und sie lachte so hellklingend und anadauernd, wie ich ihr das schon viele mehr zugetraut hätte

Plötzlich dauns sie daraus, daß ich sie eilends verlasse, da sie jeden Augenblick Besuch erwarte

— Wohlan denn Adieu! Aber es wird lange kein Wiederſehen geben, lange nicht!

Bei der Tür, als ich ſchon die Stiege hinabeilte, verwandelte ſich die Heere mit einem Male. Die eben noch Wilde wurde mädchenhaft ſanft und charmant, beugte ſich über das Stiegengeländer und rief mir nach: Auf Wiederſehen, mein Herr! Wir wollen einander nicht vergeſſen und uns manchmal ſchreiben.

Was für ein Typ, was für ein Charakter! Welche Miſchung aus Heftigkeit und Weichheit, Trotz und Humor und tauſend Selbſtperſiflage! Man kann ſich mit den Tſchechinnen anfreunden.

Digitized by Google

Pilſen.

1

Die Fahrt von Prag nach Pilſen führt durch eine abwechslungsreiche Landſchaft. Niedrige Gebirge, ſanfte Hügel, fruchtbare Äcker und eine Fülle von kleinen Ortſchaften, die, wie Kriſtalle des Reichtums, in üppige Obſtgärten gebettet, weitumbebaut beſchloſſen, dicke grüne Laubhauben über die Köpfe ziehen. Hier alſo ſitzt das tſchechiſche Bürgertum, wenn es ſeine Lebenserfolge unter Dach hat. Faſt die ganze Strecke begleitet uns die Bernn, zu deren Ufern ſich zeitweilig die Hügel ſteiler herandrängen oder am Ufer hochgetingerte Städte ſich ſpiegeln. Manchmal breitet ſich die Uferlandſchaft zu einer ſonnigen Ebene mit Sommerſitzchen und idylliſchen Ruheſitzen. Eine Stunde von Prag begrüßt uns Dobrichowitz, wo ſich Vilin an Vilin reiht, bei Karlowitzu (Karlſtein) die mächtige von Karl IV. erbaute Burg, Srbsko, Königinhof, Zbirow und beſonders die Stadt Beraun prägen ſich unſerer Erinnerung ein.

Der Zug iſt ſehr überfüllt, und erſt nach geraumer Weile gelingt es mir, einen Sitz zu erobern. In dieſem Zug wird ausſchließlich tſchechiſch geſprochen, ſo auch in meinem Coupé, welches ich mit fünf Damen teile. Eine der Damen, deren Taſche mit Lebensmitteln etwas ungeſchickt vollgepfropft iſt, wendet ſich unvermutet an mich mit dem Erſuchen, ihr beim Zuſammenpreſſen des Schloſſes zu helfen; ſo entwickelt ſich zunächſt ein Geſpräch zu Zweien in deutſcher Sprache. Wir kommen auf das Thema Hauswirtſchaft. Als ich die Behauptung ausſpreche, eine gute Köchin erkenne man an der Zubereitung des Salates, es komme darauf an, durch Auspreſſen den bitteren Beigeſchmack zu entfernen, ehe man den Eſſig darübergießt, erwecke ich nicht nur lebhafte Aufmerkſamkeit der anweſenden Damen, ſondern auch ein gewiſſes Intereſſe für meine Perſon, und auf einmal ſpricht der ganze Coupé ein ſehr munteres Deutſch, als wären wir irgendwo in Niederöſterreich. Ich verſuche dann an der Hand einer tſchechiſchen Zeitung meine nagelneuen Kenntniſſe in der Landesſprache zu produzieren, wobei ich die freundlichſte und heiterſte Unterſtützung finde.

So verfliegt die Zeit unbemerkt, als auf dem Horizont mit einem Male ein Gewirr von Schornſteinen herumwandert, in graue und roſenrote Dünſte und Rauchſchwaden wie in Siſendufft getaucht. Ein geheimnisvoller Turm mit einem dicken Kopf, der an eine Ampel erinnert, beherrſcht das großſtädtiſche Bild und reizt die Neugierde, mit der wir in den Dunſtkreis der Stadt einfahren. Ihre Größe und Wucht übertrifft bei weitem unſere Erwartungen.

Es ist gerade sechs Uhr abends, als wir in die Stadt einmarschieren, und die Fabriken aus Pilsen haben gerade zur selben Minute ihre schwarzen Pforten aufgesperrt. Wir müssen gegen den Menschenstrom schwimmen, der die ganze Straßenbreite einnehmend, nach dampfend von Arbeit sich dahinwälzt und uns schier wie Gemale hinwegschwemmen will. Eine Menge Arbeiterinnen, ohne Kopfbedeckung meist ganz junge Mädchen, bringe bunte Farben in die schwarze ernste Schar, die wie aufschlossenen, manchmal gravitätischen Mienen schier endlos aus der Stadt heraus aus der großen Brücke über die Radbusa gehen wie uns nach einmal dem finsteren Zauber der Straßstadtperipherie hin, die wir im Augenblick den gewaltigsten Ausatmens angetroffen haben. Der Rhythmus dieser Bataillone spreche es deutlich aus, daß sie einer Stadt aus mindestens hunderttausend Einwohnern entströmen, es herrsche die Hochspannung der Klassenkämpfes wie Hammer und Kahlenfressenden Hochofen.

Kaum aber haben wir den Fluß überschritten, so mildert sich die großzügige Szene zum ruhigen Prosaizbild, die typischen Gebäude einer Mittelstadt, grüne freundliche Anlagen, gelenten uns zum Hotel Waldeck, es ist dies ein großes, mehrstöckiges Gebäude, in dessen Sockelgeschoß ein Restaurant und ein sehr eigenes, geräumiges Café untergebracht sind. Einige der mächtigen Spiegelscheiben sind durch zwei gekreuzte Bretter ersetzt, damit es nicht allzu behaglich aussehe. Diese Scheiben sind bei den letzten großen Unruhen, aus denen ganz Pilsen noch nachzittert, zertrümmert worden. Heißes Baden!

Ich trete in den Speisesaal und höre an einem Tische eine Stimme, die mir wahlbekannt anklammt. Es ist der Vizepräsident der Baumwollzentrale, der Großindustrielle Dr. Singer, der hier mit seiner Gemahlin und dem Fabrikdirektor Richter beim Abendbrot sitzt. Die beiderseitige Überraschung ist groß.

— Was machen Sie hier? Wie kommen Sie in diesen Zeiten nach Pilsen?

Dr. Singer vermag sich befriedigender anzuweisen, es ist Besitzer einer Spinnerei in Dubranka bei Pilsen und ist gerade zu diesem Augenblick dabei, mit seinem Direktor die Möglichkeit einer Wiederaufnahme des Betriebes zu besprechen. Die beiden Herren sind in der Lage, mir zum Studium Pilsens vorzügliche Anhaltspunkte zu geben. Und so bewährte sich mein Reisegluck wieder, welches mir an jedem Ort und zu jeder Stunde jemand die richtige und wertvollste Begegnung gebrachte hat, dergestalt, daß ich in Böhmen nie und nirgends wegen einer Ankäufung zu Verlegenheit kam. Dieses Glück war mir nicht nur stets treu, sondern steigerte sich auf meiner Wanderung nur immer, so daß ich schließlich, wenn ich noch so fremd in eine Gegend kam sicher war, daß sich alles so schicken und fügen werde, wie ich es brauche.

Direktor Richter lud mich ein, die Fabrik in Dubranka zu besuchen. Er selbst ist in Nordbohmen zu Hause und weiß in nationalen Dingen eine leichter Orientierung Bescheid. Er meinte mich, wie übrigens fast alle Deutschen, die angenehmen Eindrücke, welche ich im Verkehr mit den Tschechen gewonnen hatte, allzusehr zu überschätzen. Dieselben Tschechen, die mich so gastfreundlich aufgenommen hatten, könnten auch ganz anders sein, z. B. bei einem Dalkseinkauf, wie sie Pilsen sattsam kenne

Silhouette von Pilſen

3

Am folgenden Morgen beſah ich die Stadt zur allgemeinen Orientierung. Das erſte, was mir auffiel, waren die einſprachigen tſchechiſchen Straßentafeln, was der Rückſicht auf die deutſche Minorität kein gutes Zeugnis ausſtellt. Der Platz vor dem Hotel Waldeck mit dem Gymnaſium, der Sparkaſſa und dem tſchechiſchen Theater umfaßt den freundlichen Stadtpark, in welchem Springbrunnen plätſchern. Auf den Bänken ſieht man viel Jugend, Mittelſchüler, junge Mädchen, ſie konverſieren deutſch.

Durch das Tor des Gymnaſiums, in welchem ein altes, ſchönes Portal künſtlich eingeſetzt iſt, kommt man in die Straße, welche das geiſtige Leben von Pilſen erſcheinen läßt. Buchhandlungen, Zeitungskioske, Theateranſchläge, und zwar von beiden Nationen, ſind hier zu finden. Einige Schritte, und man betritt den quadratiſchen Ringplatz. In der Mitte die Kirche. Hier ſteht das dunkelſchwarze Rathaus, in welchem ſich das Saalmahl der Wallenſteinſchen Generale abgeſpielt hat, und das Haus, in welchem Wallenſtein aus ſeiner Überſiedlung noch Eger die letzte Nacht verbrachte. Wir widmen dem Gedenken an dieſe echt öſterreichiſche Tragödie einige Minuten und wenden uns dann der nicht minder tragiſchen Gegenwart zu. Der Ringplatz iſt als Markt hergerichtet und gefüllt einen betrüblichen Einblick in die Volkswirtſchaft am Ende des vierten Kriegsjahres.

Hier hat man in belehrender Abwechslung alles beiſammen. Gemüſeſtände, Waſche mit gewirkten Leibchen, Hemden, Knopfen, Ladenhüſen, Boxen, Schemel, Tröge, Holzgeſtelle, dann wieder eine Reihe mit Geflügel und als Hauptſchlage-

artikel Kaninchen ie Käfigen. Ein Zuchtſtück von dieſen Ditibegehrten koſtet 50 Kreaeca Einen wahrhaft elegiſchen Stoderuck machen aber die Derkäufer von abgetragenen Schuhen, die ſo weit und lebenamüde dreinblicken wie alte, ausrangierte Schindmähren, aber in dieſer Zeit und an dieſer Stelle lebhaftes Intereſſe erwecken Wir ſind Zeuge, wie ein Käufer einen ſolchen Stiefelinaaliden gleich einem edlen Klenod in der Hand wiegt und gegen das Licht hält, vermutlich um ſeine Durchſichtigkeit zu preüfen

Ich verlaſſe den Platz in der Richtung zur Au, die an der Radbuſa liegt und entdecke am Ende der Straße ein Gemeo verträumtes Haus, welches trotz ſeiner kahlſchwarz verwitterten Faſſade, den zerfreſſenen Mörtels und ſeiner demlichen Bemahnke nicht verleugnen kann, daß es ehemals in vergangenen Zeiten ein edles Schlaß gemeſen ſein muß Die Architektur iſt noch altem Adel, und die Eckerfenſter haben auch immer etwas Funkelndes einen Widerſchein verſunkener Pracht Das Haus hat eine Zeitlang den Jeſuiten gehört, jetzt iſt es der Sitz irgend eines Naterſtutzungsvereines

In der Au ſtelle ich mich auf den ſchmalen Steg und beſchaue die hohen Schwibbögen der Eiſenbahnbrücke, welche die Stadtlandſchaft abſchließen Über den Fluß ſchrei man mit den Elektriſchen nach dem ſogenannten Lakatin dem Vilienert aus Pilſen deſſen Beſuch ich leider verſäumt habe Dort gibt es einen Ausflugsort, der Amerika heißt

4.

Unſere erſter Beſuch gilt der tſchechiſchen Handelsakademie von Pilſen Es iſt Ferienzeit und nur ein Vertreter des Direktors im Hauſe des Obchodni Akademi Dieſe iſt übrigens von ſtattlicher Größe und ganz modern eingerichtet ſie beſteht erſt ſeit wenigen Jahren. Wie mir Profeſſor Pete erzählt, hat ſie 937 Schüler und Schülerinnen Im Vorterraum hatte ich Gelegenheit, die dort aufliegenden Stiche des tſchechiſchen Malers Manes in Muſe zu durchblättern Illuſtrationen zu ſlaviſchen Märchen und Volksliedern (Narodni pisně), die in Art und Ausführung an den deutſchen Illuſtrator Ludwig Richter erinnern Der geſchäftsführende Vertreter des Direktors ſtellt mir den Schuldiener zur Verfügung, damit er mir in Pilſen einige Wege weiſt Dieſer der ſeit ſiebenundzwanzig Jahren in Pilſen ſeinen Poſten als Schuldiener verſieht, ohne beſondere Alterszulage aufzuweiſen, hat mehrere Generationen von Schülern bis zum Abiturium begleitet und kann manches erzählen Er hat Familie Frau und Kind gehabt und ſteht jetzt wieder allein im Leben Er beurteilt die Welt als Philoſoph, der ſchon viele Wandlungen der Dinge geſehen hat Auf der Straße wird er von jedem zweiten Paſſanten gegrüßt, und von jedem kann er einen kurzen Lebensabriß geben.

Er führt mich zunächſt in die Handelskammer, der Kammerſekretär Dr Chylik, an den man mich gewieſen hat, gibt mir in bereitwilligſter Weiſe die gewünſchten Aufſchlüſſe über die nationalen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe in Pilſen und ſpeziell in der Kammer

Es gibt in der Handelskammer keine deutschen Beamten, dagegen sind alle Beamten beider Sprachen vollkommen mächtig, wie ich mich soeben überzeugte. Die Kammerräte werden nach der Wahlordnung in sieben Gruppen gewählt, und zwar in drei Sektionen: Handel, Gewerbe und Montanindustrie.

Die ersten zwei Sektionen zerfallen wieder in drei Klassen, je nach der Steuerleistung. In der ersten Sektion der Höchstbesteuerten haben die Deutschen und die Tschechen ein Kompromiß geschlossen, hier wird ein Mandat den Deutschen, einen den Tschechen zugeteilt. In den übrigen zwei Sektionen sind nur Tschechen. Es ist somit unter vierzehn Kammerräten ein Deutscher.

In der Gewerbesektion gibt es wieder drei Gruppen. Die Großindustrie ist deutsch und durch elf Mandate vertreten. Das mittlere und Kleingewerbe sind wieder tschechisch. Wenn ein Mandatar stirbt oder ausscheidet, wird er durch einen Ersatzmann ersetzt und zwar sind jene Ersatzmänner welche nach den Stimmzahlen die größte Stimmenanzahl erhalten haben. Da die Mehrheit auch nur einer Stimme entscheidend ist und seit sechs Jahren keine Neuwahl stattgefunden hat, so rücken allmählich auch die Ersatzleute, welche eine wenige Stimmen erhalten haben, nach und es sind jetzt sogar schon Sozialdemokraten Kammerräte geworden.

Die Verhandlungen in der Kammer sind deutsch und böhmisch, ohne Schwierigkeiten und Reibereien. Die Referenten erstatten die Vorträge deutsch und böhmisch und die Kammerräte, wie sie können und mögen. Allen sind beide Sprachen geläufig. Wer uns selbst erklärte Dr. Chylik, gibt es keine Sprachenfrage, wir verstehen nicht, warum sich die Politiker streiten. Wie schreiben den deutschen Parteien deutsch, den tschechischen tschechisch.

Ich fragte: Warum läßt sich dieses System nicht auf andere Ämter übertragen? Dr. Chylik erwiderte: Weil es die Deutschen nicht wollen. Die Reichenberger Handelskammer verkehrt brieflich nur dort tschechisch wo sie dazu gezwungen ist, nur im Verkehr mit den Gewerbegenossenschaften und den Gewerbetreibenden mit diesen schriftlich, mündlich überhaupt nicht. Es spricht dort kein einziger Funktionär tschechisch, sie bedienen sich der Ubersetzer.

Pilsen ist als deutsche Stadt gegründet worden, in den Hussitenkriegen wurde sie tschechisch. Die Stadtbücher sind tschechisch geschrieben bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Es gibt in Pilsen Familien, welche selbst nicht sagen können, ob sie sich als Deutsche oder Tschechen betrachten sollen. Einige Söhne bekennen sich als Deutsche, andere als Tschechen. In Pilsen gab es, wie in Leipzig, sämtliche Messen, bei welcher Gelegenheit, weil in Badweis, einige Tiroler Familien ansässig und mit der Zeit tschechisiert wurden.

Was den Verkehr mit den Staatsbehörden betrifft, so ist bekanntlich im Jahre 1917 der Fall eingetreten, daß die Pilsner Handelskammer an zentrale Behörden auch tschechische Eingaben gerichtet, dem Handelsministerium darauf angeordnet hat, die Handelskammer habe sich im Verkehr mit den Zentralbehörden der deutschen Sprache zu bedienen. Die drei tschechischen Handelskammern führten Beschwerde beim Verwaltungsgerichtshof, der zu ungunsten der Kammern entschied. Die Kammern wurden als Behörden qualifiziert, welche sich den Weisungen des Ministeriums zu fügen hätten.

Bei Subventionen wird ein strenger Schlüssel beobachtet. Da die Subventionen für Lehranstalten nach der Klassenzahl berechnet werden, die deutschen aber bedeutend schwächer besucht sind, so zahlt die Kommee beispielsweise für einen deutschen Schüler um dreißig Prozent mehr als für einen tschechischen.

Im Kriege haben die Skodawerke Arbeiter aus allen Nationen herangezogen. Man findet in den Trafiken sogar polnische und kroatische Zeitungen. Die Arbeiterschaft der bürgerlichen Bezirke ist zweisprachig: fünfundsechzig Prozent Tschechen, fünfundzwanzig Prozent Deutsche. Bei der Genossenschaftsbewegung ist das Verhältnis umgekehrt.

Eine Eigentümlichkeit von Pilsen sind die mit dem Hausbesitz dinglich verbundenen Bezugsrechte, die aus alten Zeiten herstammen. Das Bezugsrecht ist wie eine Aktie. Ein Haus hat ein Bezugsrecht besitzt, hat einen um den Wert des Bezugsrechtes höheren Preis. Vor dem Kriege hat man ein Bezugsrecht mit vierhunderttausend Kronen berechnet, jetzt mit fünfhunderttausend Kronen. So gibt in Pilsen zweihundertzweiundfünfzig Häuser mit Bezugsrechten. In Friedenszeiten haben die Bezugsrechte an direkter Steuer rund eine halbe Million geleistet, mehr als die Radumerke.

Wie nun anderer Seite erzählt mutige stellen die bezugsberechtigten Bürger von Pilsen nicht nur in rechtlicher, sondern auch in gesellschaftlicher Hinsicht eine Besonderheit dar, wie es solche an keinem anderen Ort gibt. Die Bezugsberechtigten sind sozusagen der Grundstock und Kern der Bürgerschaft und tragen deren Merkmale und Eigenschaften in verschärftem Maße an sich. Sie sind ungeheuer konservativ, besitzstolz und eigensinnig. Sie tragen ein so eigentümliches Gepräge an sich, daß man den bezugsberechtigten Bürger schon an seiner Haltung und Physiognomie erkennt. Selbst im Theater sieht man es sogleich, daß man einen Bezugsberechtigten vor sich hat. Ihre konservative Gesinnung ist sehr begreiflich, da sie eine feste Pfründe erhalten haben, welche in alten Urkunden und Vorrechten verankert ist. Durch Erbgang werden diese Bezugsrechte oft sehr zersplittert, so daß ein Viertel und ein Zehntel einen Bezugsrechtes oft diesem und jenem alten Fräulein zukommt. Da ergeben sich die mannigfachsten Beziehungen und Verhältnisse, welche oftmals einen gewissen Humor nicht entbehren.

5

Am selben Tage besuchte ich den Präsidenten der Ustřední Matice Školská (tschechische Schulvereinigung), Dr. František Lukavský. Seine Familie war auf dem Lande und die Wohnung hochsommerlich abgedunkelt. Dr. Lukavský ist eine männliche Erscheinung mit Vollbart und dichtem Blondhaar, der Typus des Familienvaters, ein überaus ernster Mann, der sich die Schulangelegenheiten sehr zu Herzen nimmt. Er spricht mit großer Gemütserregung von den Verhältnissen im Pilsner Bezirk.

Dr. Lukavský begann mit den Worten: „Es herrscht ein Chaos, es gibt hier im Bezirke Pilsen kein Gesetz! Wie in Pilsen sind gezwungen unsere Minderheitenschulen in Westböhmen aus eigenen Mitteln zu erhalten.

Die nationalen Kämpfe betreffen am stärksten den Bezirk von Mies. Dieser zerfällt in vier Gerichtsbezirke: Dubrau (dieser ist am stärksten national gemischt, beinahe die Hälfte sind Tschechen), Tuschkau, Mies, Staab (hier sind über fünfundzwanzig Prozent Tschechen). Wir haben sehr zu klagen über die deutschen Gemeinden und Bezirksämter, die sehr scharf und durchaus nicht gesetzlich gegen uns vorgehen. Mies ist ein industrieller Bezirk, speziell von Bergleuten bevölkert, welche aus den böhmischen Bezirken wie Klattau, Eisenstein einwandern. Die Tschechen haben in einigen Dörfern die Mehrheit der Bevölkerung, z. B. in Lhin und in Zaun; wir haben in Neudorf (Nowowes) vierhundert Böhmen und nur hundert Deutsche, aber die Gemeinde ist in deutschen Händen. Ich war dieser Tage in Zaun, dort haben wir dreihundert böhmische Kinder, für welche wir ein Haus aus eigenen Mitteln angekauft haben, um eine Minoritätenschule zu eröffnen. Das ist schon fünf Jahre her und die Gemeinde hat noch immer keine Baubewilligung für die Adaptierung erteilt. Jene Kinder können inzwischen weder böhmisch noch Deutsch! Zu Hause sprechen sie böhmisch, dann besuchen sie die deutsche Schule, und so wachsen sie auf als Analphabeten.

Wir richteten einen Rekurs an den Bezirk Staab, dort liegt der Rekurs ohne Erledigung. Ich habe mit den Kindern das letzte Mal gesprochen, es hat mir das Herz zerrissen! Ein anderer Fall: In Lhin! Bei der amtlichen Volkszählung im Jahre 1910 wurden 106 Deutsche und 1657 Tschechen festgestellt. Wir mußten auch dort eine Minoritätenschule errichten. Dort gibt es 500 böhmische Kinder. Wir haben in Pilsen während des Krieges 250 000 Kronen gesammelt für die Erhaltung der Minoritätenschulen im Pilsner Bezirk. Im Jahre 1911 wurde eine Schule vom Landesschulrat genehmigt. Nun erhob die Gemeinde Mangel wegen der Lokalitäten nach dem Baugesetz, obzwar diese von der staatlichen Kommission als zulässig anerkannt worden sind. Hier in Lhin haben wir eine Minoritätsschule errichtet, die Deutschen haben gegen eine öffentliche Schule einen Rekurs eingebracht. Der Gemeindevorstand hat mir vertraulich gesagt, daß er es nicht machen würde, wenn er nicht von verschiedenen Faktoren dazu gezwungen würde. Der Referent im Unterrichtsministerium hat mir erklärt, daß wir allerdings ein Recht auf die Schule hätten, aber es sei ein Politikum! Sieben Jahre schon läuft der Rekurs, wir müssen alle Jahre die Schule hier erhalten, das kostet uns sehr viel Geld.

Ebenso geht es uns in Bauangelegenheiten. Wir mußten für unsere armen Leute, speziell die Bergleute, die Arbeiterhäuser unter staatlicher Kontrolle errichten, wie es das Gesetz für Arbeiterhäuser vorschreibt. Wir haben in Zaun eine große Bauparzelle gekauft, aber es wurde uns bisher keine Parzellierung bewilligt. Begründung? „Aus baupolizeilichen Gründen"!

In Dubrau stehen wir mit Gemeinde und Bezirk in langjährigem Streit, wir müssen zu den obersten Instanzen gehen. Landesverwaltungsgerichtskommission, Ministerium u. s. w.

Die Deutschen in Böhmen erhalten hier einen Kindergarten durch den westböhmischen Gau des Deutschen Schulvereins, dafür bekommen sie Geld von den

Deutschen im Reiche. Sie nehmen böhmische Kinder unter der Bedingung in den Kindergarten, wenn sich die Eltern verpflichten, die Kinder später in die deutsche Schule zu schicken.

— Ich meine, Ich finde das ganz legitim.

— Es ist aber schrecklich. Stellen Sie sich vor: Wenn die tschechischen Kinder dem Vater einen Brief in den Schützengraben geschrieben haben, dann hat ihn der Vater nicht verstanden.

Wir beobachten ein Anwachsen unserer Bevölkerung, aber wir haben nicht die genügende Zahl der Schulen für unsere Kinder. Unsere Leute können in den Gemeinden nicht bürgerlich leben, zum Beispiel in Lititz bei Pilsen; sie haben kein Gasthaus, sie werden zum keinem Gasthof angenommen.

In Wien hat der dortige Gerichtsrat die böhmische Sprache vom amtlichen Gebrauch ausgeschlossen. Ich habe zweimal im Parlament interpelliert, obzwar dort im Wiener Bezirk nach amtlicher Volkszählung Tschechen leben und wir eine Gemeinde mit tschechischer Mehrheit haben: Saliska.

Ehedem konnte man bei diesem Bezirksgericht mündlich und schriftlich tschechisch verhandeln, jetzt während des Krieges wurde das bei diesem Gericht abgetrennt. Die schriftlichen tschechischen Akten werden an das Kreisgericht in Pilsen zur Übersetzung gesendet. Wir haben beim Justizministerium interveniert.

Ich fragte: Kommt nie eine amtliche Kommission in den Ort, welche die Verhältnisse aus eigener Anschauung prüft?

— Das kommt nie vor. — In Tuschkau (Kasejup) dauert der Kampf um die Schule schon fünf Jahre, wie erhalten keine Baubewilligung. Die staatliche Kommission erklärte, daß die Lokalitäten in Ordnung sind, aber das genügt nicht, wir brauchen die Bewilligung der Baubehörde. Wenn aber der Baumeister die Adaptierung begonnen würde ohne Bewilligung der Gemeindeämter, so ruft der Gemeindevorsteher die Gendarmerie und der Baumeister muß die Arbeit einstellen.

Lititz ist die einzige deutsche Gemeinde im Pilsener Bezirk. Sie wurde bei der neuen Kreiseinteilung aus dem Pilsner Bezirk ausgeschlossen und dem Saazer Kreisamte zugeteilt. Wie soll dan in der Praxis ausschauen? Wenn die Bauern von Lititz nach Pilsen gehen, wo sie ihre wirtschaftlichen Wege haben, dann müssen sie separat nach Saaz reisen, dazu brauchen sie einen ganzen Tag, am nächsten Tag müssen sie ihre Geschäfte dort besorgen, dann zurückkehren, dazu brauchten sie im ganzen drei Tage!

Die Kreiseinteilung, wie sie damals von der Regierung geplant war, bedeutete nach der Ansicht Dr. Lukavskys eine große Schadigung des deutschen Volkes. Dieser sollte eigentlich protestieren. Der deutsche Bauer will ruhig leben. Wir wollen auch mit dem deutschen Volk ruhig leben.

Wenn die Kinder aus der deutschen Zwangsschule kommen, hört man sie ausschließlich böhmisch sprechen. Sie können dann keinen Brief, keine Rechnung schreiben. Wir wollten für die Kinder von Lihn und Zaag einen Kurs im Freien errichten. Auch das wurde von der Bezirkshauptmannschaft verboten.

Im Jahre 1913 war alles geordnet zum Ausgleich, der schon fertig war. Aber da kamen die Herren Schreiner und Buchmann und brachten den Ausgleich zum Scheitern!

6.

Eine halbe Wegstunde von Pilsen liegt der Fabriksort Doubravka. Dorthin lenkte ich am späten Nachmittag meine Schritte in Befolgung der Einladung des Direktors Richter, der mir die Fabrik De Singero zeigen wollte.

Am übergewaltigen Beanspruchung ausbeul, an endlosen Mauern, zuletzt durch ein Eisenbahnviadukt fand ich den Weg in die Schlotwaldschaft von Doubravka. Die Weberei ist schon seit geraumer Zeit ausser Betrieb und liegt traurig wie ein halbversunkenes Wrack im Meer.

Es kostete einige Mühe, den richtigen Eingang zu finden. Direktor Richter war gerade noch beschäftigt und gab mir den Rat, in die benachbarte Schlachthauskantine zu gehen, wo es noch reichhaltige Kost gebe. Dort würde ich auch einen originellen Mann kennen lernen, den alten Kantinenwirt, einen Tschechen, der für sein Leben gern einen politischen Disput führe. Vielleicht könne ich von diesem etwas über die Stimmung des tschechischen Volkes erfahren.

Seen machte ich von der Seltenheit Gebrauch, begab mich in die Kantine, wo es an diesem Tage gerade Gulasch gab, dazu ein Glas Bier, welches mir der Wirt persönlich brachte. Dann setzte er sich zu mir, schob die Brille hoch über die Augen und sagte:

— Also, Sie interessieren Ihnen für die böhmische Politik?

Der Kantinene hatte den Ruf eines Originales voll verdient. Er war über siebzig Jahre alt, hatte einen grauen Vollbart und zwei kluge, herzensgute Augen, von denen das rechte eine dicke, rote Entzündung aufwies, die ihn aber wenig zu genieren schien. Die Wirtsstube, der Existenz Teilen, der zutreuliche alte Mann verbreiteten ein solchen Behagen, daß ich — wie schon oft — vergaß, mir dem Angehörigen einer mir nun Krieg führenden Macht zusammenzusitzen. Das war doch ein echt österreichischer Mensch, eine österreichische Stube, wie sie nur in Österreich und sonst nirgends in der Welt so zu finden sind.

Der Kantinene hatte mit der deutschen Sprache seine Schwierigkeiten. Es geschah es denn, daß er im Eifer des Gespräches manchmal ganz übersah, daß ich auf tschechisch taubstumm bin und ganze Paragraphen und Silbenbau seiner geneigten Ausführungen in tschechischer Sprache hervorsprudelte. Er glaubte, ich müsse ihn doch verstehen, wenn er nur eindringlich genug rede. Nach solchen Höhepunkten der Leidenschaft kehrte er aber allmählich wie ein geschulter Parlamentarier zur deutschen Sprache zurück, und es war das wohlbekannte mährische Böhmisch-Deutsch, eine Sprache, von der ich gerne wissen möchte, ob sie nun aussterben oder das Ende der Monarchie überdauern wird.

Der Kantinene erzählte mir, wie er — von Profession eigentlich ein Schiffer — der in den verschiedensten, erbarmungswürdigsten Verhältnissen aufgewachsen war, durch seltsame Fügung in das Lebens labyrinthisch-irrem Lauf vor etwa zwanzig Jahren zum Kantinene im Schlachthaus geworden war. Er erzählte die Geschichte so hübsch,

so genrdnet und mit so viel epischer Begabung, daß ich bedauere, sie nicht als Grundlage für eine kleine realistische Erzählung notiert zu haben.

Dann kommen wir auf die Politik und da kommen es sich, daß ich es mit einem Manne zu tun hatte der Zeit seines Lebens die Zeitungen mit leidenschaftlichem Interesse mit treuem unerschütterlichen Heißhunger gelesen hat und dazu ein eigenes, urwüchsiges Urteil besitzt. Er zeigte mir den Gegenstand in neuer, volkstümlicher Beleuchtung.

— Also, schaun Sie mal zum Beispiel: fünf Stunden von Pilsen ist eine ganz deutsche Stadt, wie kommens hin und können keine Aufschrift nicht lesen. Wie sind aber doch in Böhmen? Wie kommen wir dazu?

Wir kommen auf das Thema vom selbständigen Königreich Böhmen.

Ich sage: Das Beispiel Ungarns im Kriege ist doch nicht aufreizend. Sie sehen doch, wie es nun die Regierung sperrt. Das könnte Böhmen dann auch tun.

Darauf der Kontrineut: Das werden wir schreiend nie tun, wir sind bekannt als gute Leute.

— Ob die Stadt innerhalb Österreichs gedeiht ist?

— Ob in acht unser Österreich, dann werden wir sehen. Das Weitere ist tschechisch, aber es ist so eindringlich vorgetragen, daß ich es beinahe verstehe. Darauf wieder deutsch: Warum war Taaffe fünfzehn Jahre lang Ministerpräsident?

Weil er war die böhmische Universität gegeben hat, so sagen sie! Ohne Böhmen können wir nichts machen, hat der Ministerpräsident gesagt, und die sagt, die machten wieder alles ohne die Böhm und das geht auch nicht.

In Pilsen haben wir 10 000 Deutsche, darum 4000 bis 5000 Juden, Tschechen 90 000, und nun sagen Sie, sie haben gerade Gewerbeschulen Hochschulen und wir haben nur eine gewöhnliche Gewerbeschule, na sagen Sie. Die Handelsakademie besteht erst zwei bis drei Jahre. Das ist keine Gerechtigkeit für uns. Das deutsche Theater in Pilsen war ein Tragchentee, und wie geben jährlich 2000 Kronen für das deutsche Theater Subvention, na sagen Sie! Und noch etwas! Wir haben einmal geben 60 000 Gulden auf deutsche Schule in Pilsen und dann war gerade die Zeit, wo sich Stadt Pilsen zum erstenmal zehn Millionen hat ausbezogt. Wir machens für Deutsche in Pilsen, wenn wir können. Und schauens mit der Sprache, wie ist das? Wer spricht außer Ungarn noch ungarisch auf der Welt? Gar niemand, kein Katz na sagen Sie. Aber wir haben ein hübschen Stückel Welt, z. B. in Rußland, wenn ich komme, es wird ein halben Jahr dauern, und ich werde soviel verstehen wie jetzt deutsch.

Wenn wir Maul halten, kriegen wir nix, wenn haben wir bekommen im Jahre 1848? Schmarrn! Das war Dummheit, größte Dummheit, was kann sein! Von uns spricht sich jetzt ganze Welt und früher hat niemand gesprochen. Die Deutschen aber nennen uns Hartsinnten, Muckenten und Zigeuner, damals haben wir den gelten. Wo waren wir z. B. in diese hystistische Kriege? Bei uns waren Sachsen, Brandenburger, Bayern meiste von Passau. Was haben sie hier gemacht? Geraubt!

Ich habe vor siebzig Jahren einen Mann gesprochen, man hat gesagt: Verstaudt. Aber ist möglich, daß Böhmen selbständig wird? Dieser hat geantwortet: Nicht eher als bis ganz Sibirien wird neu beorganisiert. Und das ist jetzt Moment in Kommen, wir werdens mit Sicherheit machen!

Pilsen von der Radbuza

Dann erzählte er mir von seinem Sohn, der im Felde steht und die Tapferkeitsmedaille trägt. Wasser schoß in seine Augen, und er sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck schwärmerischen Entzückens: Jetzt bin ich fünfundsiebzig Jahre alt, aber wenn ich das noch erlebe, daß Böhmen wird selbständig! Da sah ich, daß dieses politische Ideal felsenfest im Herzen des Volkes steht und daß sich das Schicksal erfüllen wird.

7

Direktor Richter kam nicht mehr dazu, mir die Fabrik zu zeigen; es war inzwischen dunkel geworden. So begleitete er mich denn auf die Landstraße zurück. Er erzählte mir aus seiner jahrelangen intimen Kenntnis des tschechischen Volkes

und von den Leiden der Deutschen dort, wo die Tschechen in der Mehrheit sind. Er sagte wie alle Deutschen in Böhmen: Die Tschechen sind anders, als sie der Fremde sieht, der das Land als neutraler Reisender besucht. Man muß mit ihnen als Nachbar gelebt haben, nur dann kennt man sie.

Ich erwiderte: Die Zeit ist nahe, wo sie ihren Charakter bald aller Welt offenbaren werden.

Auf der schon erdunkelnden Landstraße von Dandrosko begegnete ich einem bleichen Proletarier an einer Wegkreuzung, der die gleiche Richtung mit mir einschlug. Ich gesellte mich zu ihm und fragte: Sind Sie Arbeiter?

— Sehr wohl.

— Sie waren Soldat? Ich hatte es aus der militärischen Antwort entnommen.

— Jawohl, aktiver Diener, jetzt bin ich entlassen.

— Welche Branche?

— Schlosser in der Munitionsfabrik.

— Ist Ihre Fabrik eine Kriegsindustrie?

— Jawohl.

— Wo waren Sie früher?

— In Deutschland.

— Haben Sie Familie?

— In Befehl. Frau und zwei Kinder, die sind aber in Preßnitz, eine Bahnstunde von hier. Ich habe hier in der Nähe ein eigenes Quartier. Am Sonntag fahre ich immer zu den Meinen und bleibe bis Montag.

— Was haben Sie Lohn?

— Nehr Kronen.

— Ich habe mir mehr vorgestellt, man spricht ja viel von den hohen Arbeitslöhnen. Kommen Sie aus?

— Mein Gott, man braucht heutzutage, um zu leben, doch mindestens 20 Kronen.

— Bekommen Sie Nahrungsmittel in natura?

— Ja. Bier und Mehl.

— Wieviel?

— 10 Kilogramm monatlich, 120 Bier, aber nicht monatlich, sondern für längere Zeit.

— Ist das im Lohn mitverrechnet?

— Nein, außerdem.

— Sind Sie ein Deutscher?

— Nein, ein Böhme.

— Aber Sie sprechen tadellos deutsch, wo haben Sie das gelernt?

— Beim Militär und in Deutschland, wo ich gewesen bin. Auch in den Kasernen habe ich gearbeitet.

— Wie sind die nationalen Verhältnisse unter der Arbeiterschaft?

— Wie vertragen uns.

— Gehören Sie einer Organisation an?

— Ja, ich bin organisierter Sozialdemokrat.

— Wie ist jetzt das Parteileben in Böhmen?

— Es ist ganz eingeschlafen. Man hält keine Versammlungen mehr ab, man singt nicht mehr, jeder lebt für sich ...

Wir waren mittlerweile zu Hünsern gekommen. Ein Kind tritt uns entgegen, ein etwa zehnjähriges Mädchen, und schmiegt sich zärtlich dem Arbeiter an die Brust.

— Ist das Ihr Kind?

— Nein, es ist von unserem Quartier hier ...

So war Nacht geworden, der Arbeiter war an seinem Ziel, und wir nahmen Abschied.

8

Am folgenden Tage besuchte ich das weltberühmte bürgerliche Bräuhaus in Pilsen, dessen kolossalen Komplex ich schon tags zuvor bewundert hatte, als ich nach Doubrawka wanderte.

Durch ein mächtiges Portal blickt man in den Hof, in welchem beladene Eisenbahnwagen auf Schienen stehen. Direktor Spitzer, den ich um die Erlaubnis bat, den Betrieb zu besichtigen, bemerkte, daß das Material zur Bittererzeugung sehr knapp sei. Das Ernährungsamt und das Finanzministerium wären nicht abgeneigt, Gerste zur Verfügung zu stellen, aber sie übergerechneten sind dagegen. Man wird so dieser Kampagne Bier aus Rüben machen. Das kann ein schönes Getränk werden!

Ein Gärführer, ein sichtlich intereressierter Mann, dessen bleiche Gesichtsfarbe nicht gerade darauf hindeutet, daß er einem Ernährungsgewerbe angehört, übernimmt die Führung.

Er geleitet mich zuerst in die künstliche Kühlanlage, in welcher die niedere Temperatur durch Verdampfen von Ammoniak erzeugt wird. Der Gärkeller steht auf 3 8 Grad, der Lagerkeller auf 1½ Grad. Die ungeheuer ausgedehnten Keller fallen in erster Linie die ganzjährige Qualität des Bieres bedingen. Der Betrieb ist stark reduziert, die Erzeugung die in Friedenszeiten 4000 Hektoliter in vierundzwanzig Stunden beträgt, erreicht heute 300 Hektoliter, also nicht einmal ein Zehntel. Die Brauerei versorgt die Stadt mit Trinkwasser. Im Kühlschiff sammelt sich das Bier aus dem Sudhaus und verbleibt daselbst ungefähr vier Stunden, damit sich das Gefrorene absetzt. Aus sechzehn Kühlcoheen wird das Bier in Bottiche geleitet, von welchen jeder fünfundzwanzig Hektoliter faßt. Fünf bis sechs Hektoliter Hefe werden beigemischt, in sieben bis acht Tagen ist das Bier reif, stärkeres Bier gart vierzehn Tage. Im ganzen stehen 164 Bottiche in vierzehn Abteilungen, jede von einem Gärführer geleitet. Das reife Bier aus sämtlichen Abteilungen fließt in ein zirka 3½ Meter tiefes Reservoir, von dort wird es mittels Pumpen auf ein höher gelegenes Reservoir hinaufgepumpt, von wo es in die Lagerfässer abfließt. Der Zweck des 200 Hektoliter fassenden Sammelreservoirs ist der Herstellung von einheitlichem Bier, in welchem sich die Unterschiede der einzelnen Abteilungen ausgleichen.

Wir begeben uns in die Abziehhalle im Keller. Die Fässer werden zunächst mit Luft gefüllt, damit die einströmende Kohlensäure nicht entweicht, sodann durch Lufthebemecke mit Bier gefüllt. Ein Aufzug befördert dann die Fässer in die Lagerräume.

Da wir den Betrieb eigentlich in entgegengesetzter Richtung der Erzeugung besichtigen, kommen wir erst jetzt in die Halle, wo die Maischbottiche stehen. In diesen wird das geschrotete Malz mit Wasser vermengt, in jenen Zeiten wurde Malz größtenteils durch den Schirok ersetzt, einem eselhaftlichen Gewächs, welchen in Ungarn neben dem Mais in einem meterbreiten Steesen gepflanzt wird. Die Mischung geschieht in dem Verhältnis zwei Drittel Schirok und ein Drittel Gerste. Von der Maische wird ein Drittel abgelassen, ein Drittel in einem Kessel langsam erwärmt und gekocht. Die erste Maische wird fünfzehn Minuten gekocht, dann wieder abgeschöpft, während der Rest gut durchgekocht wird. Diese Prozedur geschieht dreimal; zwei dicke Maischen, die dritte ist etwas dünner, die zweite kocht zwanzig die dritte fünfundzwanzig Minuten. Dann wird alles herausgeschöpft und bleibt ungefähr eine halbe Stunde stehen, damit es sich setzt, die sogenannte Maischkraft. Das süße Bier wird dann durch Siebboden abgelassen, die zurückbleibenden Treber werden von den Landwirten als Viehfutter gekauft. Das süße Bier wird dann mit Hopfen gekocht.

Das Produkt unterliegt einer zweifachen Kontrolle, einer technischen und einer Finanzkontrolle. Die Steuer wird nach dem spezifischen Gewicht der Maische entrichtet.

Zum Schlusse besichtigen wir die Mälzerei und die elektrische Zentrale für Licht und Kraft.

Nun erfahre ich auch die Bedeutung des Wasserturmes, der bei meiner Ankunft in Pilsen als ersten Wahrzeichen der Stadt schon von weitem meine Neugierde geweckt hatte. Er enthält zwei Reservoire von 400 und 500 Hektoliter, das letztere dient für das Maischwasser, das erstere für das Brauwasser. Man braucht mehr Wasser zum Waschen als zum Brauen. Von dort erfolgt der Druck damit das Wasser überall hinfließt.

Das Fehmagazin ist eine gewaltige Anlage, ein Betrieb für sich. Die leeren Fässer, durchwegs aus Eichenholz, müssen regelmäßig mit Wasser gesprengt werden, damit sie nicht zusammentrocknen. Automatische Waschmaschinen reinigen sie von innen, dann werden sie mit einer Schwefelflamme sorgfältig ausgeleuchtet, in Kokofen wird heiße Luft erzeugt, mittels welcher das alte Pech abgeschmolzen wird, das ist die Entpichung. Dann wird das Faß mit kalter Luft ausgeblasen, dann wird heißes Pech hineingegeben, zuletzt wird das Faß gekollert, damit sich das flüssige Pech verteilt. Das ist eine schwere Arbeit. Halbwüchsige Jungen schwanken die Fässer, daß einem bei dem Anblicke bange wird. Diese erhalten einen Lohn von fünfzig Kronen die Woche. Bei allen diesen Manipulationen, zum Beispiel beim Durchleuchten, kommt sehr viel auf die Gewissenhaftigkeit der Arbeiter an. Das geringste Versehen würde einen Schaden von Tausenden nach sich ziehen.

Die Seele des ganzen Betriebes, die mächtigste Person ist der Stärkeführer. Seine Tätigkeit erfordert eine beständige Wachsamkeit, ein ununterbrochenes Auf-

passeu bei Tag und Nacht, daß die Zeiten und Temperaturen richtig eingehalten werden, ein ruheloses, aufreibendes Geschäft. So ein Säcfführer bekommt monatlich 220 Kronen ferner 150 Kronen jährlich Zinsbeitrag und eine Remuneration von achtzig Kronen, außerdem eine gewisse Quantität Bier, die nach einem gewissen Schlüssel als Lohn verrechnet wird.

Lohnkämpfe, Deputationen, Streiks etc. haben die Lage der Angestellten nicht viel zu bessern vermocht. Der Beitritt zu einer Organisation ist ihnen verboten, wenn aber dann die Vertreter der Organisationen bei den Unternehmern intervenieren, wird ihnen bedeutet, daß sie dazu nicht legitimiert seien, weil kein Angestellter des Brauhauses der Organisation angehört. Manche Angestellte sind so schlecht gestellt, daß ihre in den Stadtwerken arbeitenden Kinder den dreifachen Lohn heimbringen und die Eltern beschämen.

Ich habe zuletzt Gelegenheit, in der Kosthalle ein Glas des Endprodukten zu kosten. So ist es wässrig und schal, daß ich den ungeheuren Aufwand neu Maschinen Betriebsräumen, Hallen und Arbeitskräften nachträglich lachhaft finde. Forbigen Wasser müßte sich doch auf kurzerem und weniger kostspieligem Wege erzeugen lassen. Dagegen sind die Dividenden der bürgerlichen Aktienbrauerei auch im Kriege glänzend.

9

In Pilsen erscheinen mehrere tschechische Blätter: „Český Deunik“ (das Abendblatt unter dem Namen „Večernik“), das Organ der stantorechtlichen Demokratie ehedem jungtschechischen Blatt, die „Nová Doba“, das Organ der Sozialdemokraten mit einer Auflage von 25.000, und das „Pilsener Tagblatt“, das Tagblatt der Deutschen.

Ich begebe mich in die Redaktion der „Nova Doba“, wo ich mich dem sozialistischen Abgeordneten Pik vorstelle, dem seine Frau die Dienste einer Sekretärin und Dolmetscherin leistet, obwohl er selbst bei längerer Konversation das Deutsche ganz gut spricht. Pik ist ein zartblonder Mann mit hellen Augen und gewinnender Sanftmut. Die überaus vertrauensvolle Aufnahme die ich bei ihm, später bei Habermann finde verdanke ich wohl auch dem Umstande, daß ich bei Sekretär von Josef Scheu bin dessen Name der Arbeiterschaft von ganz Österreich teuer ist.

Wir nehmen an einem Schreibtisch Platz, zu meiner Rechten der Abgeordnete Pik zu meiner Linken dessen Frau. Ich knüpfe an die Mitteilungen an, welche ich von Dr. Lukasch erhalten hatte und gebe der Meinung Ausdruck, daß die Anzahl der Personen welche im streitigen Sprachgebiet um ihr Recht kämmen doch eine sehr kleine sei. Es dreht sich allen um die Volksschule, und da sicherlich nur um einige tausend Köpfe.

Pik bestätigte meine Meinung und fügte hinzu: Unsere Arbeiter in Lihn und Zung auf welche sich die Beschwerde bezieht, sind keine Nationalisten, sondern Sozialdemokraten.

Ich verweise auf die Büsten von Lassalle und Marx, welche auf dem Gesims des Schreibtisches stehen, und sage: Die Solidarität der tschechischen und deutschen

Arbeiter gehört zu meinen Jugenderinnerungen. So schwebt mir insbesondere der Augenblick vor, wo der Abgeordnete Nemec, der Führer der tschechischen Arbeiter in Wien, August Bebel ein schmales Bändchen in rotem Einband überreichte, es war das ins Tschechische übersetzte kommunistische Manifest.

Pik denket mit einer Handbewegung auf seine Frau: Hier sitzt die Tochter des Abgeordneten Nemec!

Der seltsame Zufall setzte uns alle drei in Erstaunen und wir betrachteten ihn als guten Omen.

Ich bat das Ehepaar Pik, mir die Geschichte der Separation von der Internationale vom tschechischen Standpunkt zu erzählen.

Einander gegenseitig helfend und ablösend, erzählte mir nun das Ehepaar Pik die Geschichte:

Die deutsche Sozialdemokratie war gegen unsere Schulforderungen, z. B. gegen tschechische Schulen in Wien, und hat für unsere Forderungen sehr wenig getan. In diesem Punkte sind die deutschen Sozialdemokraten den Bürgerlichen ähnlich. Sie unterliegen. Die deutschen Sozialdemokraten hatten leicht zu argumentieren, weil für sie die Schulfrage schon gelöst ist. Dagegen bei uns Tschechen ist es anders. Die Kinder in der Schule lernen die fremde Sprache rasch, die Eltern zu Hause aber nicht. Die Kinder, von ihrem Milieu verführt, beleidigen dann die Eltern in deutscher Sprache. Der sozialistische Standpunkt ist dieser: Wenn ein Deutscher, ein Tschechy oder ein Italiener eine Schule braucht, dann muß die Gemeinde sie bestellen.

— Was sagen die Deutschen dagegen?

— Daß die Tschechen sich assimilieren müssen. Und das ist ein unausgleichbarer Gegensatz. So wäre genau dasselbe, wenn wir das von den Deutschen in Pilsen verlangten.

— So liegt uns Deutschen offenbar im Blut, die deutsche Kulturgemeinschaft für ein Stück zu halten.

— Aber Wien ist keine deutsche Stadt, Wien ist die Residenzstadt für ganz Österreich, eine internationale! In allen Bezirken Wiens dürfen die Tschechen nur Privatschulen haben. Wir betonen neuerdings, Herr Doktor, daß wir keine Chauvinisten sind. Die Pilsener waren stets sehr fest international, revolutionär für den Klassenkampf. Hier stehen sie so, die zwei Heroen der Partei: Marx und Ferdinand Lassalle!

Wir sind auch aus dem Grunde gegen die deutschen Genossen, weil sie nur für die nationale Autonomie sind; wir stehen auf dem Standpunkt der tschechischen Deklaration und fordern den selbständigen tschechoslawischen Staat.

— Warum genügt euch aber nicht die nationale Autonomie?

— Weil dieses Prinzip nicht die ganze Frage und das Problem Österreichs lösen kann. Nicht für uns, auch nicht für die anderen Nationen. Wir wollen den selbständigen Staat haben, darum akzeptieren wir nicht die nationale Autonomie.

— Verzeihen Sie, die Forderung des selbständigen Staates soll doch erst die letzte Konsequenz davon sein, daß auch die nationale Autonomie nicht genügt.

Die Replik besteht in der Wiederholung des schon ausgesprochenen Standpunktes.

Abgeordneter Guſtav Habermann in Pilſen

Ich ſage: Hier iſt mir Ihr Gedankengang unklar. Ihr bietet doch den Deutſchen im künftigen Königreich Böhmen eurerſeits die Autonomie an?

Antwort: Wir bieten aber den Deutſchen mehr Rechte an, als wie ſie in unſerem eigenen tſchechiſchen Lande heute genießen!

— Nun gut, dann ſtrebt doch für euch innerhalb Öſterreichs an, was ihr den Deutſchen zu gewähren bereit ſeid!

Die Erörterung wurde auf dieſem Punkte etwas verworren. Ich analyſierte alſo: Ihr erklärt immer wieder, daß ihr euch ſchon auf das ſtaatsrechtliche Programm verpflichtet habt; wollt ihr damit ſagen, daß ihr innerhalb der Monarchie nichts mehr hofft, daß ihr gekränkt ſeid und die Ausgleichsmöglichkeiten überhaupt ſind?

Darauf rufen beide laut und einstimmig: Ja, so ist es! Wir wollen uns ein für allemal so einrichten, wie wir es brauchen.

— Bei dieser Lösung verliert ihr erst recht die Tschechen in Wien!

— Oh, die sind damit einverstanden, die kehren dann nach Böhmen zurück. Wenn wir das Problem gelöst haben, dann können auch die Südslawen wieder zusammenkommen. Das gilt für die Partei aber auch für unsere sozialen Ziele. Wird es dann viel besser und einfacher sein. Wir können innerhalb eines selbständigen Staates nebenbei von den Gesamtlasten, unsere soziale Frage im eigenen Wirkungskreis lösen. Jetzt sind wir an dieser Lösung fortwährend durch die nationale Frage gehindert, das Proletariat kann nicht arbeiten. Die Sozialisten in Böhmen, Mähren und Schlesien bilden eine Mehrheit von 70 Prozent, die arbeitenden Klassen nun 75 Prozent. Wie sind der Meinung: In unserem Staate können wir die soziale Frage gar leicht lösen und unserem Staate den demokratischen Charakter aufprägen. Also gerade wegen der sozialen Seite der Frage trennen wir uns leichter! Noch etwas, Herr Doktor! Aus dem Grunde wissen Sie sind wir für die Einigkeit, weil sich nur dann die ehemaligen Nationalsozialisten anschließen. Die stellen sich dann an unsere Seite, auf den Standpunkt des Klassenkampfes. Wir haben uns gegenseitig genähert.

Ich fragte: Ist Klofač als echter Sozialist anzusehen?

— Ja, er ist für den Klassenkampf.

— Ist das nicht bloß eine Taktik?

— Nein, nein, nein nein! Wir in Pilsen sind wieder oppositionell gegen die Opportunisten in Prag, die von De Šmeral geführt werden. Šmeral ist Opportunist in der Taktik und in den Zielen. Wir stehen auf dem Standpunkt: Wir können nichts gegen den Krieg tun, wir wollen aber auch nichts für den Krieg machen. Unsere Oppositionisten haben sich aber gegenüber dem Krieg lieber still benommen und mit den offiziellen Kreisen Hand in Hand gearbeitet. Die Mehrheit unserer Partei ist gegen die Opportunisten. Wir sind die stärkste Partei in Westböhmen, wir hatten in der letzten Wahl die Mehrheit, dann kommen die Agrarier, dann die Jungtschechen, dann die Nationalsozialisten. Unsere Partei exekutiert sich hauptsächlich aus den Arbeitern der Skodawerke. Alle Nationen, die in Pilsen arbeiten, gehen mit uns auch die Deutschen, die Südslawen. Wir sind nicht national wir bleiben internationalist, wir wollen nur unsere nationalen Rechte. Darum können die anderen mit uns gehen. Die Ungarn haben ihre Selbständigkeit, warum sollen wir sie nicht haben?

Ich wende ein: Ihr selbst wollt ja den ungarischen Staat auflösen, wieso kann dieses Staatsgebilde, welchen ihr ein Monstrum nennt, euch vorbildlich sein?

— Das ist wahr, das ist wahr, solches Muster wollen wir nicht.

— Euer Haltung hat auf den Krieg eine Rückwirkung gehabt, weil ihr die Hoffnung der Entente gestärkt habt. Ihr könnt auch eine Enttäuschung von der Entente erleben.

Frau Pik: Wir verlassen uns auch nicht unbedingt auf die Entente sondern auf unsere eigenen Kräfte.

Der Gatte setzte hinzu. — und Rechte! Wie glauben daß diese respektiert werden, wenn es sich um die kleinen Nationen handeln wird

Wir kommen auf die slawische Brigade in Rußland zu sprechen

Er zeigt mir Bilder wie den Gehängten Das sind Helden! Sie glauben daß sie unserer Sache nützen, wenn sie dort einen großen slawischen Staat gründen

— Da führt ihr also eigentlich mit uns Krieg?

— Na ja —

5.

— Vor allem muß ich Sie von dem Wahn befreien daß den Tschechen irgendwann und irgendwie Unrecht geschieht Von einer Unterdrückung der Tschechen kann gar keine Rede sein! Es war ein deutscher Schriftleiter der diese Worte zu mir sprach

— Sehen Sie mir einmal Pilsen an Sie haben wohl gemerkt daß hier die Straßentafeln einsprachig tschechisch sind, auch in der Tramway gibt es nur tschechische Aufschriften Und doch lebt hier eine Minorität von 15 000 manche zählen 20 000 Deutschen! (Die Tschechen hatten immer von 10 000 gesprochen) und welche qualifizierte Minderheit! Die Industrie ist zum größten Teil in deutschen Händen sämtliche Mühlen, Brodt- und Essenfabriken, die Aktienbrauereien sind deutsch, das bürgerliche Bauhandwerk ist zum größten Teil deutsch, nur die Genossenschaftsbrauerei ist tschechisch.

Die Sechsindustrie ist deutsch Beweis dessen, daß der erste Wahlkörper in der Pilsener Handelskammer aus Deutschen besteht; die Städtmerke sind allkammen deutsch

— Die Arbeiter doch nicht?

— Nein, nur die Besitzer Auch der Getreidehandel ist bis auf einen kurzen in deutschen Händen gewesen Die Kaufmannschaft ist zum größten Teil deutsch, wie haben ein blühendes deutsches Schulwesen und dennoch sitzt in der Gemeindevertretung kein einziger deutscher Mann In der Bezirksvertretung ist nur seche Jahren leider auch diese Position neuerungegangen, trotzdem fünfzig bis sechzig Prozent der Steuergelder deutsch sind In der Gemeinde ist die Amtierung vollständig tschechisch, wenn man ihnen freilich nicht vorwerfen kann Bei den Gerichts- und Staatsbehörden ist es natürlich anders

Pilsen hat eine eigene Autonome aber kein eigenes Staat Eigene Statut haben nur Reichenberg und Prag.

Der Ortsschulrat in Pilsen, obzwar der Bezirksschulrat ist tschechisch, der Vorsitzende, der Bürgermeister ist ein Tscheche Für die Schulen wird im Budget eine Umlage von der Steuerleistung erhoben, die Deutschen zahlen sechs bis acht Prozent die Tschechen ungefähr vierundzwanzig Prozent Den Verteilschlag für beide Volksschulkategorien beschließt der Gemeindeausschuß

Die deutsche Handelsakademie wird zum größten Teile erhalten von dem Verein deutscher Kaufleute und Industriellen doch sind die Subventionen vom Bezirk, von der Handelskammer und von der Stadt ziemlich namhaft Auch die

deutschen Mittelschulen erhalten vom Bezirk Subventionen. Das deutsche Theater erhält von der Stadt und vom Bezirk eine Subvention, welche über im Verhältnis zu dem, was das tschechische Theater bekommt, ziemlich klein ist: 6000 Kronen gegenüber 76 000 Kronen!

Das Einvernehmen zwischen beiden Nationen ist im großen und ganzen ein ziemlich gutes. Das hat persönliche Gründe. Die beiden Nationen sind durch das Wirtschaftsleben doch sehr stark miteinander verknüpft. Die gesellschaftlichen Gegensätze sind nicht so hart. Gibt es doch Familien, von welchen sich ein Teil zur deutschen, der andere zur tschechischen Nation bekennt.

Die Deutschen haben einen starken Abfall zu beklagen, zum Beispiel bei den Skodawerken. Dort geschieht es oft, daß deutsche Arbeiter tschechische Mädchen heiraten. Die Kinder werden dann unter dem Einfluß der Mutter tschechisch erzogen. So kommt bei national gemischten Ehen fast immer auf die Nationalität der Mutter an. (Man anderen Kennern Böhmens wurde mir versichert, daß stets der tschechische Elternteil propagiere, gleichgültig ob es der Vater oder die Mutter ist.)

Seit der Einberufung des Parlaments sind die Tschechen, die bis dahin sehr still waren, mit einem Male aufsässig geworden. Es ist der größte Nachteil für die Deutschen, daß die Selbstsicherheit überwiegend tschechischer Nationalität ist und sich der nationalen Bewegung mit Fanatismus anschließt.

Zum erstenmal im Leben hatte ich Gelegenheit, in einem gemischtsprachigen Gebiet an einem deutschen Stammtisch als Gast teilzunehmen. Im Deutschen Hause kommen die national interessierten Bürger von Pilsen allabendlich zusammen. Sie nehmen dort ein bescheidenes Nachtmahl ein, welches ihnen der Wirt zu vereinbartem Preise beistellt, lesen die Zeitungen im Lesezimmer und haben in Friedenszeiten auch Billard- und Spielräume; in diesen schweren Zeiten zwingt die sparsame Belenchtung, am Abend enger zusammenzurücken.

Die kleine Runde am Stammtisch begrüßt mich aufs herzlichste, und ich erzählte ihnen von dem Zweck meiner Reise und der von mir befolgten Methode.

Anwesend waren einige Schriftsteller von deutschen Blättern, der Buchhändler Kommerzrat Bayer, Professor Zelinka und noch einige Herren, die weniger hervortraten.

Kommerzrat Bayer, ein Herr mit weißem Haar, blauen, ungeheuer geraden und offen blickenden Augen und einer kernigen, herzhaften Art sich auszudrücken. Professor Zelinka, ein schöner dunkler Lockenkopf, ein bißchen studentisch, ein bißchen künstlerisch, der typische Idealist. Den Zeitläuften entsprechend war die Stimmung der Tafelrunde eine sehr ernste, obwohl zu jener Zeit noch niemand ahnte, wie nahe der katastrophalen Wendung auf der Kriegsschauplätzen wir standen. Allein die furchtbaren Vorgänge in Pilsen selbst, die gespannte Atmosphäre, die noch frische Erinnerung an die scheußlichen Exzesse von Volosec und die Plünderungen, das waren genug Gründe, düster gestimmt zu sein. Die Deutschen in Pilsen sind in keiner beneidenswerten Lage, waren sie doch selbst in der prozentuellen Kreisamtsteilung von

Regierungs wegen sollen geschossen worden, dennoch fand ich, daß die Herren in einer Beziehung etwas normo hatten: das starke Gefühl das jeder von ihnen hat einen wichtigen Posten auszufüllen, die Perspektive, unter welcher selbst von ihnen seine bürgerliche Existenz zu betrachten gewohnt und berechtigt ist, mit einem Wort die über die eigene Person hinausgehende Bedeutung ihrer Existenz und ihres Wirkens. Mir erschienen diese Männer an dieser Stelle und in dieser Zeit als Kämpfer, und das flößte mir Achtung ein. Das Tragische ihrer und der allgemeinen Lage fand ihnen deutlich auf der Stirne geschrieben, ich hatte die angriffslustige Stimmung im tschechischen Lager in der Nähe gesehen und hatte schlimme Ahnungen für die Zukunft.

Kommerzrat Bayer erzählte zunächst aus seinen Buchhändlererfahrungen interessante Kriegsbeobachtungen und Tatsachen, die mir ganz neu waren. Auf dem Büchermarkt ist eine riesige Veränderung vor sich gegangen. Die Welt ist nicht mehr zu erkennen! Es ist jetzt ein ungeheures Interesse für Bücher, man kann sagen ungebrochen, wie man es nicht gekannt hat. Was hat es ehedem für Mühe gekostet einige Exemplare anzubringen, und jetzt kann man der stürmischen Nachfrage noch allem, was gedruckt ist, beim besten Willen nicht entsprechen. Früher war es eine Kunst Bücher zu verkaufen, jetzt, sie zu verschaffen. Hier in Pilsen besteht speziell eine enorme Nachfrage nach technischen Werken von den Maschinenbauern. Es herrscht derzeit ein Mangel an Schulbüchern, sie erscheinen ungebunden, weil man keine Zeit und kein Material hat. Die Sortimenter denen man eine über das andere mal schreibt ignorieren die Anfrage. Alle gewerblichen und Handelsschulen sind überfüllt, überhaupt alle Schulen die praktische schnell verwertbare Kenntnisse vermitteln. Alles rechnet auf die Lücken, die in allen Betrieben allen Unternehmungen entstanden sind. Aber auch die geistigen Vergnügungsstätten verzeichnen einen ungeheuren Andrang. Die Theater in Pilsen sind übervoll, so daß aus Rücksicht auf das weitere Publikum die Abonnements aufgehoben werden mußten. Es herrscht ein kolossaler Vorverkauf.

Ich sage: Diese Erscheinungen beweisen, welcher ungeheure Bildungshunger in den Massen steckt, der jetzt durch die höheren Einkommen seine Befriedigungsmöglichkeit findet. Beseitigen wir das Massenelend und erziehen wir die Millionen von Analphabeten, so wird sich eine so elementare Konsumkraft geltend machen, daß wir vor einer total verwandelten Gesellschaft stehen.

Die Herren erzählen mir von den grauenvollen Plünderungen in Pilsen, deren Spuren noch heute sichtbar seien. Der Schaden betrug zweieinhalb Millionen. Viele Geschäftsleute sind ruiniert. Der Staat zahlt eine Entschädigung von 400 000 Kronen, wenn er damit geholfen! Bei der Plünderung hat es übrigens auch komische Details gegeben, z. B. hat der Pöbel in einem Kleidergeschäft so hastig die Kleider gewechselt, daß sie ihre Papiere und Legitimationen in den abgelegten Röcken vergessen haben, dadurch wurden sie ermittelt. Es wurden so viele Personen verurteilt, daß die Gefängnisse nicht ausreichten und die Leute die Strafe noch nicht abbüßen konnten.

Ich bemerkte: Noch alledem, was ich höre, handelt es sich um Hungerkrawalle.

— Ja, aber derartige Unruhen nehmen bei uns rasch eine nationale Wendung,

geplündert wird bei beiden Nationen aber wie Deutschen haben immer den Vorzug Wenn die Tschechen ein nationales Entgegenkommen zeigen wollten in Pilsen hätten sie die schönste Gelegenheit dazu bitte! Aber von der Gemeindevertretung sind die Deutschen ausgeschlossen

— Vielleicht, bemerkte ich, virtuellen die Tschechen eine Kompensation in anderen Bezirken, wo sie übergroß in der Minderheit sind

— Das ist allerdings richtig z B in Reichenberg, Druck erzeugt Gegendruck Dann ist die Majorität in Reichenberg nicht dieselbe wie in Pilsen, weil jene auf einer anderen sozialen Stufe stehen wenn man schon von der Steuerleistung absieht Die höhere intellektuelle Stellung der Deutschen in Pilsen kommt nirgends zum Ausdruck Die deutsche Minderheit war immer führend, sie hat zweimal Turnhallen zweimal ein Theater, zweimal ein Vereinshaus gegründet, die Tschechen haben alles nachgemacht

Scherzhaft bemerkte einer der Herren Es gibt in Pilsen übrigens drei Nationen Deutsche, Tschechen und Beamtenberechtigte Letztere sind eine ganz lästerliche Menschenklasse Alle Versuche die Beamtenrechte von den Häusern abzulösen, zu immobilisieren sind bisher gescheitert wegen der Zersplitterung durch Sedgang Übrigens ließen sich einzelne aus Pilsen jeder Regelung

Wie sehr sich übrigens durch den Krieg die Gesellschaft verwandelt hat, sieht man im Theater, wo man sich von ganz fremden Gesichtern umringt sieht

12.

Ich habe die Skodawerke gesehen, ich habe sie im Betrieb gesehen, vielleicht als einer der letzten Die Kanonen die unter meinen Augen geschmiedet wurden, werden vielleicht bis ans Ende der Tage ein beschauliches Dasein führen, vielleicht in einer nahen Zeit in die Glutöfen zurückkehren denen ich sie entsteigen sah Ich sah 17 m lange Mantelrohre mit einem Querschnitt von 35 cm einer Tragweite von 30 km; ich sah die Stahlblöcke die solche Mammutklötze aushöhlen als wäre jeder ein Stück Käse Ich sah die Glut des Stahles so hellglühend wie die Mittagssonne am blauen Himmel so blendend wie diese Ich sah Magnetkrane die alten Eisen zusammenschaarten und in die Schmelzöfen zeugen, sah Panzertürme für Kriegsschiffe und Maschinen so gewaltig, daß ich nicht begriff, wie ihr Transport in die Hallen bewerkstelligt werden kann konnte, ich sah Mörser, Minenwerfer Drehbänke, mit denen man Maschinentürme erzeugt, und endlose Hallen, in denen Tausende von Arbeitern so ruhig so lautlos an ihren Werkzeugen standen, als zeichneten sie am Reißbrett, es war eine Riesenstadt der Arbeit aber keinen Lärm, die beim flüchtigsten Durchschreiten ihre Größe gerade nur ahnen ließ, ich sah aber auch leere Hallen, welche der weitblickende Chef des Unternehmens ganz anderen Zwecken vorbehalten hat, denn schon war dieser und jener Gnadenschuß gelöscht, das Werk nicht mehr in vollem Betrieb Ich habe die eisenstarrende Schmiede des organisierten Todes gesehen, die Usine so berühmten Mörser, die hier zum erstenmal konstruiert wurden und alle die Angriffswaffen vor deren Gebrüll seither die Erde erbebte und trotzdem

Machat und Dr. Schiu vor der Villa in Groß-Popowitz

damals beinahe schon unglaubwürdig geworden sind, wie eine Sage aus verschollenen Zeiten.

Bei der Auseinandersetzung der Nationen in Böhmen waren die Skodawerke ein schwieriges Problem. Durch die Revolution hat es nun eine unerwartete Lösung gefunden. Wird es künftighin weiter eine Kriegsindustrie geben? Wird es mit der Abrüstung ernst werden? Wenn diese Zeilen in Druck gehen, ist der Friede noch nicht geschlossen, der Völkerbund noch ein sehr zweifelhaftes Projekt, wenn sie erscheinen, wird der Uhrzeiger der Geschichte vielleicht um ein gleiches Stück weitergeschritten sein, wie zwischen jenem Tage, als ich die Skodawerke betrat und dieser Stunde, wo ich sie als Kuriosität beschreibe.

Herr Jelinek Professor für Stenographie und Geschichte an der deutschen Handelsakademie in Pilsen, ist einer der hingebendsten und unermüdlichsten Arbeiter im Dienste des Deutschtumes. Er ist Obmann des Deutschen Schulvereines in Pilsen und des Kriegsfürsorgeamtes. Bei Kriegsausbruch als sich die Gegensätze noch nicht so geltend machten wie ursprünglich gedacht gewesen ein deutschen und tschechischen Kriegsfürsorgeamt zu vereinigen. Dazu kam es aber nicht, und so riefen die Deutschen ein eigenes Amt ins Leben. Die Leistungen dieser Gruppe müssen als sehr bedeutend angesehen werden wenn man bedenkt, daß sie sich auf eine Kopfzahl von 12 000 stutzte und rund 800 000 Kronen aufgebracht hat. Sofort wie der Gedanke aufgetaucht eine eigene Heilstätte ins Leben zu rufen, doch wie der Bau im Kriege ausgeführt werden. Dann hat der deutsche Theaterverein sein Haus für diesen Zweck sehr billig verkauft. Man entschloß sich, eine spezielle Heilstätte für Herz- und Nervenkranke zu errichten und eine Schule für Buchbinderei und Kartonagen, in welcher Kriegsinvalide zu einem bürgerlichen Erwerb zurückgeführt werden sollten. Die Kriegsfürsorgestelle kaufte über Anregung Professor Jelinkos die Werkstätte eines Meisters auf und stellte den Meister selbst als Lehrer an. Nun stellte sich aber eine Schwierigkeit ein, sie bestand darin Invalide zugewiesen zu erhalten, da die Heilstätte auf deutschen Mitteln beruhte, verlangten die Behörde daß sie auch nur deutschen Invaliden zugute kommen dürfe. Auf diese Einschränkung erklärten nun die slowakischen Organe nicht eingehen zu können, so muß sich die Heilstätte also selbst um die Invaliden bemühen.

Im Hause stehen achtzig Betten, den Invaliden wird ein sorgenfältigeres Anzenthalt gewährt. Um die Kosten zu verwerten, werden auch andere Kranke, Leichtverletzte u. dgl. aufgenommen.

In Prag besteht eine Landeszentralstelle für heimkehrende Krieger, welche sich mit der Arbeitsvermittlung und Berufsberatung befaßt. Die Buchbinderschule hat keinen besonderen Anreiz geübt, es kommen wenig Invalide. (Es war mir schon von der Arbeitsvermittlung für Kriegsinvalide in Wien her bekannt daß es eine schwierige Sache ist Invalide heranzuziehen.) Nutzträge gäbe es genug speziell Kartonagenarbeiten werden von den Modewerken verlangt es handelt sich da um Massenartikel, wie Schachteln und Hülsen bei welchen Invalide leicht eingeschult werden können.

Die Buchbinderei verzeichnete im abgelaufenen Jahre nach Abrechnung der Löhne einen Reingewinn von 300 000 Kronen. Der Reingewinn wird dazu verwendet die ausgeschulten Invaliden im Betriebe selbst anzustellen. Das heutige Anfangsgehalt beträgt 250 Kronen monatlich.

Die deutschen Sammlungen für Kriegsfürsorgezwecke in Pilsen betragen insgesamt eine Million.

Da ich mich selbst einmal als Student für die Buchbinderei näher interessiert habe — ich verfaßte damals im Auftrage des Vereines für Sozialpolitik in Leipzig eine Monographie über dieses Gewerbe, welches den Intellektuellen gewissermaßen näher steht als jedes andere — so war es mir willkommene

Auffrischung meiner Erinnerungen, als ich von Professor Zelinka in die Werkstätte geführt wurde.

Buchbindermeister Reiner leitete die Schule mit wahrem Feuereifer. Die Kriegsinvaliden, meistens mit Prothesen, sitzen oder stehen an den Tischen und besingen ganz nette Erzeugnisse zwischen Sonne, Beere von festliggestellten Bänden sind aufgeschichtet. Der Meister übt gütige und doch sorgfältige Kritik an den Leistungen. Da es sich darum handelt, die Leute hauptsächlich für kleine Provinzorte zu qualifizieren, so müssen sie vielseitiger ausgebildet werden und benötigen daher eine längere Lehrzeit als sonst erforderlich wäre. Seit meinen Studientagen hat man einige sehr sinnreiche Maschinen eingeführt oder erfunden, die mir neu waren und mir bewiesen, daß auch ein so einfaches Handwerk in seiner Produktionsform nicht stillsteht. Meister Reiner war sehr stolz, mir diese modernen Werkzeuge seiner Kunst vorführen zu können, und er schmunzelte befriedigt, als er mich in eine Kammer führen konnte, wo noch stattliche Vorräte der jetzt so hochmeetingen Pappe aufgeschichtet lagen. In diesen freundlichen Räumen hatte sich der Krieg wieder in ein Idyll zurückverwandelt.

Auch ein Rundgang in der Heilstätte selbst war mir vergönnt. Sie ist reich ausgestattet mit Apparaten zur Erzeugung aller Spielarten elektrischer Ströme und therapeutischer Lichtquellen, welche der Arzt mit einem Griffe meisterte. Auch einen Scheinwerfer für violettes Licht sah ich in Funktion und konnte mich durch den Augenschein überzeugen, wie eine riesige Brandwunde sich unter dem Einfluß der Strahlen Stück für Stück mit Epithel bedeckt, bis eine ganz neue Haut da ist. Selbst verbrannte Haarwurzeln wird von violettem Licht wieder ins Leben gerufen.

So hatte ich an einem und demselben Tage die Schreckenswerkzeuge der Kriegsindustrie die friedlichen Drehbänke der Arbeit und die heilenden Instrumente des Arztes gesehen, welche mit unendlicher Mühe wieder zusammenflicken, was jene in Fetzen gerissen.

14.

Die Reden des tschechischen Abgeordneten Habermann waren wie im österreichischen Parlament schon immer aufgefallen, ich wollte daher eine Begegnung nicht versäumen, zu welcher sich mir Gelegenheit bot. Der sozialdemokratische Standpunkt war mir schon aus dem Gespräch mit Abgeordneten Pik bekannt, allein es schien mir doch wertvoll, mit dem anerkannten Führer der tschechischen Sozialdemokratie zusammenzutreffen. Als Rendezvousort war wiederum das kleine Redaktionsstübeel in der Nová Doba bestimmt. Die Tür ging auf, und ich war überrascht. Ein grauer, lockiger Künstlerkopf, ein schön modelliertes Antlitz, nicht ohne Adel! Daß der Begriff des Hochverräters für mich nichts Schreckliches hat, muß man begreifen. Mein Lieblingsonkel Andreas Scheu ist als junger Mann wegen Hochverrat zu Kerker verurteilt worden, als sechsjähriger Bub saß ich auf dem Schemel und spielte, während mein Vater mit den gesäbelschichten Anarchisten die verwegensten Pläne beratschlagte. Ich verstand jedes Wort und prägte es mir tief ein. Als Schüler der ersten Volksschulklasse schrieb ich mit Kreide auf die Tafel

unseres Klaviersimmers. Das Volk kann sich selbst regieren. Mein Vater hatte darüber eine solche Freude, daß er mir ein Silberzehnerl schenkte.

Als mir daher Gustav Habermann erzählte, daß er, ein gelernter Bildhauer und Drechsler von Beruf, im Jahre 1884 wegen Hochverrates verurteilt worden sei und vier Jahre in der Strafanstalt Stein geschmachtet habe, so hatte die Eröffnung für mich nur etwas Auffallendes.

Habermann ist 1864 geboren, war zwanzig Jahre Herausgeber und Redakteur und Präsident der Arbeiter-Genossenschaftsdruckerei. Er ist infolge der Haft jahrelang krank gewesen, dann war er zwei Jahre in Pecia, acht Jahre in Amerika. Derzeit ist er Obmann des Klubs der tschechisch-slowakischen Sozialdemokratie.

Meine erste Frage bezieht sich auf die lokalen Verhältnisse. Warum wird die deutsche Minorität in Pilsen nicht besser behandelt?

Habermann erwiderte: Was wollen Sie? Wir Sozialdemokraten sind ja selbst im Gemeinderat nicht vertreten. Jetzt sind keine Wahlen, ja konnten wir das nicht einmal fordern. Wir wollen die Kampfschaft der Arbeiter für das allgemeine Wahlrecht nicht schwächen und auch nicht mitverantwortlich sein für die Wirtschaft im Kriege, weil sonst unsere Kritik bedeutungslos würde. Wir treten daher auch nicht in die Arbeitskommissionen ein. Ich kann daher das tschechische Vorgehen gar nun unserem, dem Arbeiterstandpunkt erklären nicht dem bürgerlichen. Eine Rückwirkung auf den Klassenkampf ist durch die nationale Vereinigung nicht eingetreten.

Das geistige Leben der Arbeiterschaft in Pilsen ist ganz abgesondert. Wir sind so stark, daß wir nun eigenen Mitteln für unsere Leute sorgen, auch in der gewerkschaftlichen der Konsumentenvorgenossenschaften, in den Baugenossenschaften und in ziemlich bedeutenden kulturellen Organisationen.

In unserem Kreise haben wir für die Volksbildung gesorgt. Wir betreiben eine Volkshochschule, diese hat in jedem Semester 8000 bis 12 000 Schüler beiderlei Geschlechts. Unterrichtet wird: Deutsche Sprache, Französisch, Böhmisch, Englisch, Russisch, Buchhaltung, Elektrotechnik, Chauffeurkurse, für Frauen Zuschneiden, Nähen, Kochen. Jeder Schüler zahlt eine Einschreibgebühr und ein Honorar für den Kurs. Dafür bekommt er alle Bücher und Schriften, das Local und die Lehrer. Die Lehrkräfte werden aus der Pilsner Mittelschule bestellt. Der elektrische Kurs hatte 120 Schüler, die aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammen. Wir stellen, obwohl wir eine Volksschule sind, Zeugnisse aus. Für unsere Genossen sind die Gebühren etwas billiger, für die Judifferenten etwas höher. Diese Kurse sind seit Jahren sehr populär und das Budget ist aktiv. Für die Friedenszeit planen wir die Errichtung eines eigenen Schulgebäudes mit einem großen Vortragssaal für kulturelle Aufführungen.

Auch in der Kriegsfürsorge hat die Sozialdemokratie sich betätigt. Aus unseren Fonds werden jährlich ungefähr 16 000 Kronen für Witwen und Waisen unserer Genossen aufgebracht und ausbezahlt, die meisten zu Weihnachten und Neujahr. Für die Kinderbeschäftigung zahlen unsere Fonds 100 Kronen Wachenbeitrag.

Unsere Säle haben wir bisher jedem, ohne Unterschied der Nation, Konfession und politischen Richtung zur Verfügung gestellt.

Die Unruhen in Prag hatten keinen nationalen Charakter, es waren Hungerkrawalle.

Unser Parteisekretariat hat seit vollen drei Jahren keine politische Arbeit mehr verrichtet, sondern nur für Familien als Rechtsbeistand der Staatsbürger fungiert. Ich habe einen ziemlich großen Einfluß auf die tschechische Politik im allgemeinen und natürlich auch auf unsere Partei. Ich bin einer der Gründer der neuen Richtung, ich darf sagen, einer der Ersten. Ich bin der zweite Vizeobmann des Česky Svaz, des Verbandes aller tschechischen Abgeordneten, außerdem Mitglied des tschechischen Nationalrates (Welch geradezu ausschlaggebende Rolle Habermann später in der Revolution gespielt hat, sollte ich fünf Monate später erst genauer erfahren.)

— Verehrter Herr Habermann, Sie machen, wenn man Sie so sieht, einen angenehmen Eindruck.

Habermann lächelt. Natürlich im alltäglichen Leben bin ich ein sehr gemütlicher Mensch. Die Partei hat vier Obmänner, ich bin einer vom Direktorium. Ich kenne die Arbeiterschaft und das tschechische Volk ziemlich gut. Das ganze tschechische Volk, ohne Unterschied, gewiß 95 Prozent, Männer und Frauen haben eine und dieselbe politische Gesinnung, und die ist: daß in diesem Zeitpunkt die tschechische Frage gelöst werden kann und werden wird, daß dieser historische Augenblick, wie über das Leben Sein oder Nichtsein vieler anderer Nationen auch über unsere entscheiden wird. Das ganze Volk ist der heißesten Hoffnung und der festen Überzeugung, daß eine bessere Zukunft dem böhmischen Volke erstehen wird, und diese Überzeugung gipfelt in dem politischen Pengramm: Česko-slovansky stát!

Wie Sozialdemokraten denken und den künftigen nationalen politischen Zustand auf demokratischer Basis mit allgemeinem Wahlrecht in allen öffentlichen und gesetzgebenden Körperschaften als Grundlage und sind der Meinung und Hoffnung, daß es ein sozialistisches Gemeinwesen sein wird und sein kann, diese Meinung ist begründet darin, daß die tschechische Arbeiterschaft und das tschechische Proletariat die Mehrheit im Volke haben, 60 bis 70 Prozent des Volkes in der Stadt und auf dem Lande, daß die sozialistischen Ideen sehr stark in der Arbeiterschaft fußen und auch ein Teil der Intelligenz den Sozialdemokraten nicht feine steht. Wie haben in Böhmen keinen Adel und keine hohe bureaukratische Hierarchie, sondern das tschechische Volk besteht aus Arbeitern in der Stadt und auf dem Lande, aus Kleinbauern, Kleingewerbe und Intelligenz. Der tschechische Kapitalismus ist erst im Begriffe sich zu entwickeln. Die Grundlagen für die Demokratie sind vorhanden, wie bei keinem anderen Volke in Europa. (Können wir fast sagen.)

Die tschecho-slowakische Partei ist vertreten im Nationalrat und im Česky Svaz und hat sich an allen nationalpolitischen Kundgebungen beteiligt, hat sie auch mit unterschrieben: das ist die Kundgebung vom 30. Mai 1917, dann die zweite vom 6. Jänner 1918 und der Schwur nach der Brandmarkung Czernins am 13. April 1918.

Hier bemerkte ich: Der Vorwurf des Hochverrates kränkt Sie doch nicht?

Habermann lächelt: Für mich als Politiker gibt es überhaupt keinen Hochverrat. — Wie Habermann, Nemec, Šmeral, alle drei Reichsratsabgeordneten

haben als Vertreter der Partei eine ähnliche Erklärung für den tschecho-slowakischen Staat abgegeben. In dieser Erklärung verlangen wir, daß die tschechische Frage auf den internationalen Kongreß gebracht und daselbst gleich der polnischen, ukrainischen, südslawischen gelöst werde; weil wir in diesen Fragen den Faktoren der inneren Politik nicht trauen.

Das sogenannte deutsche Sprachgebiet enthält nicht tschechische Minderheiten, sondern tschechische Mehrheiten! Die Tschechen in Wien betrachten wir als zu bringendes Opfer, eventuell als Kompensationsobjekt. Das sind übrigens offene Fragen.

Ich führe nun das Argument im Treffen, daß die deutsche Bevölkerung durch Bildung und Industrie qualifiziert sei.

Habermann erwidert: Wir als Demokraten anerkennen nicht den Vorzug von Besitz und Bildung, ich habe in Amerika gelebt und kenne von dort die vollkommene Gleichheit.

In dieser Auffassung der tschechischen Frage, wie ich sie Ihnen jetzt gegeben habe, bin ich aber nicht als Nationalist, sondern als Sozialist gekommen.

Hierzu bemerke ich: Und darin liegt offenbar die Stärke der tschechischen Nation.

— Wir deingen darauf, daß die nationale Frage (die Neuorganisation der Nation) ist nach eine Frage der Seeechtigkeit) in diesem Zeitpunkte gründlich und restlos gelöst werde. Der Chauvinismus wird dann verschwinden und wir werden in ein neues Zeitalter eintreten, wo soziale und kulturelle Fragen im Vordergrunde stehen.

Auch wir sind der Meinung, daß die Entente nicht für das tschechische Staatsrecht kämpft wegen der schönen Augen der Bohemia, sondern wir meinen, daß es in ihrem Interesse liegt, keine ungelösten Fragen offen zu lassen.

Ich bemerke: Die Engländer interessieren sich nicht für den Frieden.

Habermann erwidert: Ich bin anderer Meinung, die Engländer und die Amerikaner sind antimilitaristische Nationen.

Die Amerikaner hatten, als ich dort lebte, eine Armee von 50 000 Mann. Und deshalb meine ich, daß jene ein reales Interesse daran haben, daß eine restlose Demobilisierung eintritt.

Der amerikanische Krieg hätte sich nach Habermanns Meinung vermeiden lassen. Die Ursache des amerikanischen Eingreifens war diese: Jeder Amerikaner ist gewöhnt, die ganze Staatsmacht hinter sich zu fühlen. Ich kenne die amerikanische Denkweise. Der erste Schritt jeden Amerikaners im Auslande ist zu seinem Konsul. Er ist sich dessen bewußt, daß ihm nichts geschehen kann. Darum war es für die Amerikaner etwas Unerhörtes, als die Deutschen mit ihren U-Booten keinen Unterschied machten.

Den Präsidenten Wilson hält Habermann unbedingt für einen Idealisten.

Plötzlich fiel es Habermann ein, daß er mir vielleicht zu viel eröffnet habe.

— Wir wissen selbst nicht, warum wir Ihnen so viel Vertrauen schenken. Hießen Sie nicht Robert Scheu, wir hätten Sie überhaupt nicht empfangen.

Ich erwiderte: Sie haben mir kein Geheimnis anvertraut. Was dieses Gespräch in der Öffentlichkeit erscheint, hat die Welt ihr Angesicht verändert.

Da beruhigten ſich die beiden ſozialdemokratiſchen Führer, — Abgeordneter Pik hatte dem ganzen Geſpräch beigewohnt — ſchüttelten mir die Hand und die Unterredung nahm eine gemütliche Wendung. Wir waren miteinander darüber einig, daß wir unſere perſönlichen Sympathien bei einer künftigen bedeutungsvolleren Gelegenheit in den Dienſt der Nationen ſtellen wollten, denen wir angehörten.

Prachatitz

1

Als ich mit dem kürzlich verstorbenen genialen Maler Egon Schiele meinen Reiseplan besprach und die Stadt Prachatitz nannte, da leuchteten die Augen des Künstlers auf, und er sagte: Ja Prachatitz müssen Sie sehen! Diesen freudige Aufblitzen war für mich ein Fingerzeig, daß es dort etwas gäbe, was man nicht versäumen dürfte. Auch war Prachatitz stets ein Gegenstück des benachbarten Krummau genannt worden, und so versprach ich mir auch in nationalpolitischer Hinsicht mancherlei Einblicke.

Ich wendete mich also von Pilsen wieder nach Südböhmen zurück, nunmehr, als ich mir durch die Empfehlung des Feldkuraten Kaiko in einer tschechischen Bauernwirtschaft gastfreundliche Aufnahme erhoffen durfte. Prachatitz ist zwar eine überwiegend deutsche Stadt, allein es fügte sich so, daß ich wieder in ein tschechisches Milieu versetzt wurde. So bot sich mir die seltene Gelegenheit, den tschechischen Volkscharakter aus geschützter Nähe in der häuslichen Intimität kennenzulernen. Ich folgte der Einladung gerne.

Von Wodnan-Cicenič führt eine Zweigbahn über Wodnan-Stadt durch dichte Nadelwälder nach Prachatitz. Die vorletzte Station ist Hasinetz, der Geburtsort von Johannes Hus. Von der Station geht eine gepflegte Allee in die Stadt, welche ich aber zunächst nicht betrat, da mein künftiger Wirt in der Wodnaner Straße wohnte, die vor dem Tore der Stadt in das freie Feld hinausführt. Durch ein großes Planken tor tritt man in den Hof des Hauses, wo ich ein gastliches Heim finden sollte.

Die Hausleute fand eben in der Küche beim Herde, als ich eintrat. Wie erstaunte ich, als diese nicht nur ausgezeichnet deutsch sprach, sondern sogar das tadellose Hochdeutsch einer gebildeten Dame. So daß ich leicht eine falsche Vorstellung erzeugen wurde, wenn ich sie als Bäuerin bezeichnete, was sie aber doch war. Allein sie war auch wieder eine Dame, soferne man nämlich mit diesem Ausdrucke einen gewissen angeborenen Takt und seine angenehme Manieren umzeichnen will. Der Mann war noch auf dem Acker draußen, ich lernte ihn am Abend kennen, als er mit seinen zwei Kindern, Franz und Marenka, beim Abendbrote saß, ein Mann von noch nicht vierzig Jahren, schlank, mit ernsten, melancholischen Augen, herabhängendem Schnurrbart und einer bescheidenen Würde, der man es ansah, daß sie ein Leben lang mit seinem Atemzug vom Guten und Rechten abgewichen war. Der siebenjährige Franz blond, hellängig, mit einem heißen, siebelustigen Gemüt, war schnell unser zutraulicher Freund. Sein wohlgeformten Köpfchen fügte sich warm und rund in die Hand.

Mokenka mit ihrem hellen Hausfrauhnen sah auf den ersten Blick etwas wilder aus, aber sie war nicht minder wohlerzogen und klug als ihr Bräutigam, der ganz wohl ein deutsches Kind hätte vorstellen können. So war die ganze Familie ein Bild angenehmster und gemütvollster Menschlichkeit, in jener unberührten Reinheit, wie sie vielleicht nur beim Landvolke noch anzutreffen ist. Ihr Familienleben und ihr Verkehr mit den Hausgenossen, mit dem Gesinde und Fremden die vorübergehend einkehrten, war in jeder Beziehung mustergültig.

Ich bekam ein stattliches Zimmer im ersten Stock, mit elektrischer Beleuchtung, einem Schreibtisch, Bett und Ledersofa, dasselbe, ehedem von einem geistlichen Herrn bewohnt, war mit religiösen Bildern und Andenken reichlich behängt.

Vom Hofe und Stall gelangte man durch einen Getreideschober in den ausgedehnten Obstgarten hinter dem Hause, wo in einer Wasserrinne lustige Geflügel plätscherte, ein grün übermachsenes Lusthaus, eine Bienenzucht, Holztisch und Bänke belebten den Vordergrund, den Hintergrund des Gartens aber bildeten die Gebäude der zum Greifen nahen Stadt, in Sonderheit die plastisch vorspringende Dechanteikirche, in deren Dach und Mauern eine blendende Sonne schwache Schatten zeichnete. Dieses liebliche Panorama anzuschauen war auch mein Lust, besonders an richtigen Hochsommertagen, wo das Auge zwischen Mauern und saftgrünen Wiesen sich ergötzte und sanften Ausruhen suchte. So war behaglich, dort wo das hohe, feuchte Gemäuer mit der Sicht scharf umrissen war, sich unter den Zwetschkenbäumen auszustrecken und von der Sonne beschienen zu lassen. Gewöhnlich dauerte es nicht lange und Franz schlich heran, legte sich schüchtern und sehnsüchtig einige Schritte weiter in das Gras, bis ich ihn bemerkte und an meine Seite bettete.

So waren sanfte, ruhevolle Tage.

Die Stadt selbst kann einen Maler und Liebhaber von Altertümern wohl entzücken. Das berühmte Tor mit dem abgebrochten Bilde des Rosenbergers, die Mauer mit den Zinnen und die vom Alter schwarze Dechanteikirche mit dem kleinen Tore vor dem Pfarrhause bieten eine Fülle von Motiven, ein Kirchenfenster mit verborgenem Eisengitter erzählt von den schrecklichen Kämpfen, die sich hier in unserer Zeit abspielten. Im Jahre 1420 wurde die Kirche von den Hussiten unter Zizka angegriffen und fünfundachtzig deutsche Prachtgiebel Bürger durch hineingeworfene Pechkränze verbrannt. Die Singschießstuben suchten das Fenstergitter auszubrechen, vermochten die Stäbe aber nur zu biegen. Heute bietet den Götzchen einen friedlichen Anblick, aber wir wissen, daß die unfriedlichen Kämpfe in diesen Togen, also ein halben Jahrtausend später, noch immer nicht erloschen sind, sondern erst recht zum eigentlichen Austrag kommen. Von der wuchtigen Kirche die unseren Blick immer wieder anzieht und fesselt, so oft wir an ihr vorbei kommen, führt ein Gäßchen rechts hinauf zum Ringplatze, der wenn man ihn zum erstenmal betritt, durch Form und Farbenspiel verblüfft und bezaubert. Was für eine bunte, zackige Fassade weicht Abwechslung und was für ein Einklang in der Fülle! Hohe Giebel, dunkelschwarze Fenster, in denen die Fenster wie Mondschein apalisieren, Freskos und Inschriften erzählen geschichtliche Vergangenheit. Hier steht das Rathaus, die Bezirkshauptmannschaft, das Bezirksgericht, der

Saſsthal „Zue Säumerglocke“ das Národní Dům, deſſen eingeſchlagene Fenſter wieder einmal daran erinnern, daß wie in bewegter Zeit einen heißen Boden betreten haben

Im höhee gelegenen Teile der Stadt ſteht das berühmte Gymnaſium von Prachatitz und das Internat, dieſes Gymnaſium beſitze eine eigentumlich heilſame Kraft vermöge deren es ſchwächer begabten Jünglingen die Schulreifheit ſonſter und erfolgeichee vermittele, als andere Lehranſtalten den Reichen, es iſt aber vielleicht die ſammelnde Kraft des lieblichen Talen, welchem das Gymnaſium ſeine Erziehungserfolge verdankt. Die ſchönſte Überſicht über Stadt und Tal gewinnt mau abee aan dem nahegelegenen Margarethenbad, einem Sommerkurcorte, dee in Friedenszeiten ein maheee Paradies wohlfeiler Behaglichkeit und ſommerlicher Luſtigkeit geweſen ſein ſoll, derzeit abee mit verſchiedenen Kriegern Unterkunft bietet.

Das Bild von Prachatitz iſt jemeils ein anderes und immer ein anziehendes, je nach dee Seite, von welchee man es übeblikke, ein anderes aan Noeden, Oſten und Süden; ſteigt man zum Beiſpiel den Weg zum Friedhofe hinan ſo gelange mau auf eine Höhe, wo ſich mit einem Schlage ein Blick in aler getrennte Täler öffnet, die wie ebenſoviele verſchiedene Welten fächerartig aneinandertreten. Die Stadt Prachatitz zählt etwan über viertauſend Einwohner, von welchen deei Viertel Deutſche ſind.

2

An einem Sonntagmorgen betrat ich den Acker meines Hauaherrn, der ſich unweit der Seade Peachatitz auf ſanft gewälbtem Hügel ausbeelee. Den ganzen Grund und Boden kannte mon mit einem Blicke überſehen. Es waeen neun Strich Feld, zwei Strich bedeuten ſaniel wie ein Joch. Dee Seund wae aue ſo geaß, daß ee gerade die Beine Familie und die beſtelldene Wirtſchaft erhalten kannte. Dieſe telchte geeade zur Selbſtverſorgung aus, die ſo niemals ſo knapp bemeſſen ſein darf, daß ſie gar keine Überſchuſſe freiläße, weil ſie ſanſt übeehaupt keinen einheitlichen Wirtſchaftskörper mehr bilden wurde. Es wae nie ſehe darum zu tun, das Ausmaß eines ſolchen Beinſten Stundbeſitzes in meine Anſchauung aufzunehmen, um ſagenjagen ein ſüe allemal die Reheneinheit im Kopfe zu haben.

Ich ließ mich beleheen. Die aor mir begenden neun Streich Feld tragen

aan einee Aneſaae aan	70 kg	Weizen	400 kg
„ „ „ „	600 „	Kartoffeln	2000 „
„ „ „ „	10 „	Klee	500 „ (getrocknet)

Dan dieſem Klee plan 500 Kilogramm Streh kann eine Kuh gefüttere weeden.

Sedßagt wied jedes Jahe, und zwae, da Kunſtdünger in dee Kolegezeee nicht zu bekommen iſt, aam eigenen Diehmiſt. Jedes Jahe wied ein Drittel Feld gedüngt. Unbebaut wied nichts gelaſſen, es gibt keine Brache. Weizen gedeihe nat auf beſonderem günſtigem Boden. Aus Weizenmehl mache man die Mehlſpeiſen und das feine Gebäck, Korn dieat als Beatmehl. Man kann ohne Weizen leben, aber nicht ohne Korn.

Mit Koen hat mein Hauaherr aiee Steck Feld bebaut, das ſind 300 Kilogramm

Auf dem Hauptplatze von Prudhoe's

Korn, die Ernte betrug zwölf Zentner. Dem Stroh hat er im Vorjahre 500 Kilogramm an das Vieh verkauft, alles übrige ist der eigenen Wirtschaft verbraucht. Aus Stroh und Heu wird Viehfutter hergestellt, ein Teil des Strohs wird als Dünger in den Boden eingestreut. Für die Pferde wird ein Futter aus Stroh und Hafer gemischt, man gibt auch Heu und Kartoffel dazu.

Im letzten Winter fehlte es an Heu, man mußte mit bestem Stroh füttern. „Heuer ist es besser, man kann schon mischen." Das Pferdefutter muß kurz geschnitten sein, sonst suchen die Pferde den Hafer heraus und lassen das Stroh zurück.

Ein Viertel Strich Feld wird für den Anbau von Kraut und Runkelrüben verwendet, als Futter für die Kühe und Schweine.

An Arbeitskräften benötigt die Wirtschaft vier Wochen lang zum Schneiden und Dreschen sechs Leute, derzeit meist weibliche Kräfte. Die Arbeitsleistung ist derzeit wegen der mangelhaften Kost minderwertig.

Ein halber Strich Feld ist mit Saatgut bebaut und gibt ein Erträgnis von 300 bis 400 Kilogramm.

Als Bespannung stehen zwei Ochsen zur Verfügung. An Kleinvieh besitzt mein Freund zwei Kälber, drei Kühe, zwei Schweine.

Die Wirtschaft rentiert sich derzeit nicht, da der Bauer verpflichtet ist, dem Aerar für einen Preis von einundzwanzig Gulden den Meterzentner abzuliefern. Der Erlös muß wieder als Arbeitslohn verwendet werden, so daß kein Gewinn übrig bleibt.

Die Betriebsauslagen betragen

an Lohn im Jahre	K	600
Steuer, Interessen für Hypotheken (5 Prozent), Versicherung	„	400
Geräte, Reparaturen	„	400
Summe der Ausgaben	K	1400

bleibt ein zu deckender Rest von 600 Kronen.

Dieser wird erzielt durch den Verkauf von Milch welcher im letzten Jahre ungefähr 1000 Kronen eintrug. Die Wirtschaft wurde, wie ich täglich beobachten konnte, von früh bis abends um Lieferung von Lebensmitteln bestürmt, hauptsächlich von den städtischen Bewohnern, da die Hilfsbereitschaft und Freigebigkeit der Leute bekannt war, sprachen auch unentgeltbrochen Hilfsbedürftige wie Bettler, Dienstboten und sogenannte Leute. Keiner von diesen wurde ohne ein Stück Brot entlassen.

Holz bekommt die Wirtschaft von der Gemeinde als Deputat. Der Obstgarten wird in diesem Jahre (1918) 300 Kronen tragen, aber das ist nicht jedes Jahr der Fall, im obigen Jahre war das Erträgnis gleich Null.

Das Gemüsestück wurde seinerzeit im Frieden um den Preis von 7000 Kronen die übrige Wirtschaft um 27 000 Kronen erworben. Als eigentlicher Reingewinn der Wirtschaft wird der jährliche Zuwachs an Schweinen, Hühnern u. dgl. angesehen. Der Bauer versichert mir, und ich glaube ihm aus Not, daß ein wirklicher Gewinn von dieser kleinen Wirtschaft nur auf einem Wege zu erreichen wäre: durch Beteiligung am Schleichhandel. „Aber Schleichhandel will ich nicht treiben, ich will mein Gewissen nicht belasten." Die Nachfrage ist genügend, die Schleichhändler bieten das Zwanzig- und Fünfzigfache den amtlichen Höchstpreise. Aber mein Hausherr lehnt unerschütterlich ab, ohne daß er dabei ein Opfer empfindet. Es ist allerdings ein Heiliger unter seinesgleichen. Ich selbst genieße bei ihm gelegentlich Verpflegung um einen Preis, der selbst im Frieden annehmbar wäre; in Kriegszeiten aber eigentlich ein Geschenk bedeutet. Ich habe vier Mahlzeiten im Tage: herrliche Milch in Fülle, Honig, Eier, Kartoffel, Mehlspeise und fast täglich Fleisch, manchmal zweimal im Tage. Meine Wirtin liebt es, mich zu überraschen: bald schlachtet sie mir ein Huhn, bald setzt sie mir ge-

hunderte Forellen vor. Es geht mir so glänzend, daß ich in diesen Tagen den Krieg vergesse.

Seit mein Hausherr bemerkt hat, daß ich Belehrung über landwirtschaftliche Dinge suche und schätze, macht er mich auf alles aufmerksam, was mich interessieren könnte, und er hat vollkommen begriffen, worauf es mir ankommt. Sie plaudern mir oft stundenlang, besonders am Feierabend, während die Kinder zwischen uns herumklettern. Ich fühle mich beglückt unter den guten Menschen und sehe es ihnen an, daß sie meine Gegenwart als etwas Außerordentliches empfinden und genießen. Ich habe selten im Leben so sehr das Gefühl gehabt, meiner Umgebung etwas zu bedeuten und zu geben. Alle wetteifern darin, mir ihre Liebe anzuzeigen, und wenn ich hie und da etwas von mir Verfaßtes vorlese, dann ist es wie ein Fest. Es ist mein fester Vorsatz, künftighin in jedem Jahre einige Wochen unter Bauern zu verleben.

3

Wie sieht die Rechtsprechung bei einem Gerichte erster Instanz in einem gemischtsprachigen Bezirke aus? Wie tritt die nationale Frage dabei sichtbar in Erscheinung? Darüber wollte ich mich einmal durch unmittelbare Wahrnehmung unterrichten. So begab ich mich denn zum k. k. Bezirksgericht und überraschte daselbst den Bezirksrichter Dr. Almesperger, einen Deutschen, über den ich in Prachatitz nur Gutes hören konnte. Auch die tschechischen Einwohner erklärten, mit seiner Amtsführung durchaus zufrieden zu sein.

An jenem Tage waren nur wenige und unbedeutende Verhandlungen strafgerichtlicher Natur angesetzt. Bezirksrichter Almesperger war nicht pressiert und zu einer Aussprache gerne bereit. Ich hatte es mit einem Manne zu tun, in dessen Gesichte Klugheit, beinahe Schlauheit mindestens ein gewisser diplomatischer Sinn ausgedrückt war. Schließlich und endlich war ja jeder Staatsbeamtete im alten Österreich zum Diplomaten erzogen, und wir erst an den Sprachgrenzen[1]. Sein Antlitz trug übrigens die Züge eines Mannes, der gerne im Freien roudert, und in der Tat, Dr. Almesperger ist ein passionierter Jäger, der sich seine Hasen selber schießt.

Wie mir Dr. Almesperger erzählt, ist er bei seinem Amtsantritte vor etwa neun Jahren aus nationalen Gründen heftiger Gegnerschaft ausgesetzt gewesen. Zu Neujahr 1910 hatte er die Anordnung getroffen, ein deutsches Register anzulegen. Dieses Register ist nur ein Behelf für den internen Dienst. Sofort war der Teufel los. Die Sache war durch die tschechischen Mitglieder des Beamtenpersonales bekannt geworden. Dr. Almesperger fand den Wortlaut seiner Ansprache in den Blättern, in welchen er angegriffen wurde, abgedruckt. Der Bezirksrichter öffnet eine Lade und zieht ein altes, schon sehr vergilbtes Blatt heraus, in welchem die gegen ihn gerichteten Stellen rot angestrichen sind.

Mit diesem einen Zwischenfall aber hatte es auch sein Bewenden. Die tschechische Bevölkerung wendete ihm trotzdem schon nach kurzer Amtsmirksamkeit volles Vertrauen zu und zu irgendeinem Zusammenstoße oder einer Beschwerde ist es nicht

mehr gekommen. Das deutsche Register besteht heute noch und hat niemandem geschadet.

Prachatitz selbst ist eine deutsche Stadt, aber der Bezirk hat eine kleine tschechische Mehrheit. Die nationale Gärung ist furchtbar. Die Tschechen haben sich von der Kriegsanleihe zurückgehalten und eben dadurch Fonds reserviert, welche sie zum Erwerbe von Realitäten verwerten können, was ihrem nationalen Vordringen ungemein zustatten kommt. Sie zahlen die horrendesten Preise, so daß die Deutschen damit nicht wetteifern können.

Die Prachatitzer Vorschußkasse, eine deutsche Gründung, ist in tschechische Hände übergegangen. Diese hat, bezeichnenderweise ihre Aufrufe für die Kriegsanleihe nur in deutscher Sprache erscheinen lassen. Soweit sich die Zählung darauf beruft, daß auch bei ihr Kriegsanleihe gezeichnet wurde, so ist dem entgegenzuhalten, daß auch diese Zeichnee durchwegs Deutsche sind.

Ich sage, wie es kommt, daß Deutsche Kunden der tschechischen Sparkasse seien?

— Ja, die deutschen Bauern im Böhmerwalde haben kein sehr stark ausgeprägtes Nationalgefühl. Sie wagen ihre Einlagen sehr oft in die Záložna.

Der Schulkampf wird nun beiden Seiten in der Weise geführt, daß man bestrebt ist, auf künstlichem Wege möglichst viele Kinder in den Bezirk zu bringen. Darum sind sie Familien, die viele Kinder haben, in Prachatitz stets Wohnungen zu haben, die Deutschen haben mit dieser Taktik insofern mehr Erfolg, weil die Macht in der Gemeinde vorläufig noch auf der deutschen Seite gelegen ist.

Über die politische Verwaltung bemerkt Dr. Nimespeyer, daß die Macht der politischen Beamten durch die Kriegswirtschaft allmählich ins ungeheuerliche wuchse. Täglich werden ihnen neue Agenden zugeschoben. „Das ist ein Baum, der wahrhaftig in den Himmel wächst."

Der Bezirkshauptmann ist ein Deutscher, seine Frau aber ist eine Tschechin und übt auf die Verwaltung einen starken Einfluß aus.

Der Sekretär Dr. Suk ist die Seele des Amtes, ist auch ein Tschech. Das Kanzleipersonal, mit Ausnahme eines Konzipisten, besteht durchaus aus Tschechen. Ein Beamter der Xi Rongskasse, der zum „evidenzhaltenden Assistenten" ernannt wurde, ein ehemaliger Sendarm und Bezirksfeldwebel, hat eine immense Macht in Approvisionierungsangelegenheiten, und niemand kann begreifen, wieso eine derart hochwichtige Agende einem so untergeordneten Funktionär anvertraut werden kann.

Das Personal des Bezirksgerichtes besteht größtenteils aus Tschechen, die aber ihrem Vorgesetzten in keiner Weise nobetreten.

— Heute würde ich allerdings nicht mehr wagen, deutsche Register einzuführen, die Beamten würden die Durchführung einfach verweigern.

Ich habe mich damals durch meine Anordnung in große Gefahr begeben. Das Kreisgericht in Pisek ist vorwiegend tschechisch, der Landesgerichtspräsident ebenfalls, das Ministerium interessiert sich gar nicht. So hat man keinen Halt an den vorgesetzten Behörden.

Als ich in Krumau war, wurden die Sprachenverordnungen aufgehoben, damals hat der Oberlandesgerichtspräsident Janda angeordnet, daß alle diejenigen,

die sich der alten Praxis nicht fügen, einfach anzuzeigen seien. Nun hat mir in Krummau ein Nachbarbezirk tschechisch geschrieben, ich verlange eine deutsche Zuschrift, da werde ich beim Kreisgerichte angezeigt. Ich wurde zur Äußerung aufgefordert und bekam eine Rüge, daß ich die koordinierten Gerichte nicht zu belehren hätte.

Durch die lächerliche Sparsamkeit des Justizministers Hochenburger, der von dreißig Notariatsstellen, welche ihm das Finanzministerium anbot, nur zwanzig annahm, leiden die Gerichte in Böhmen heute noch an Überlastung und schlechtem Avancement. So herrscht der eigentümliche Grundsatz, daß bei einem Bezirksgerichte keine VI Rangsklasse zu erreichen ist, das ist sehr angenehm, eine Verkennung der Tätigkeit der Bezirksgerichte, eine Bagatellisierung.

Auf meine Frage, wie derzeit die Hauptbeschäftigung des Gerichtes bilde, erwidert Dr. Almoperger: Vorwiegend Wohnungsstreite, hauptsächlich nach dem Mieterschutzgesetze. Die Vermieter kündigen gerne um lieber Flüchtlinge als Mieter zu bekommen, weil diese besser zahlen. In Prochatitz sind ständig zehn bis fünfzehn Wohnungen leer, die Hausherren vermieten sie nicht, weil sie auf solche Flüchtlinge rechnen.

Der Hausherr umgeht das Mieterschutzgesetz, indem er nachweist, daß er die Wohnung selbst benötigt. Ist einmal der Prozeß zu seinen Gunsten entschieden, dann macht er von der freien Wohnung den erwünschten Gebrauch. Der Angemietete kennt dann solange herum, bis ihm der Bürgermeister einen Unterschlupf gewährt.

Über die Fähigkeiten des Bürgermeisters äußert sich Dr. Almoperger nicht gerade begeistert.

Ich frage: Wodurch zeichnet sich der Bürgermeister aus? Durch besonderen Grundbesitz?

— Durch besondere Grobheit.

Bei den Strafgerichten fällt besonders auf das kolossale Anwachsen der Ehrenbeleidigungen, obwohl das Verfahren sehr ziemlich viel Geld kostet. Das Hauptkontingent stellen die sogenannten Kriegsweiber.

— Was ist das für eine sonderbare Menschenrasse?

— Das sind die Frauen, deren Männer im Felde stehen. Sie bekommen Unterholtsbeiträge, welche sehr zu ihrer Demoralisierung beitragen.

Ich werfe ein: Wohl auch die unnatürliche Trennung und überhaupt der Krieg!

— Allerdings. Die Liebesgeschichten der Unterholtsweiber kommen in Form von Ehrenbeleidigungsprozessen vor die Gerichte und geben diesen schrecklich zu tun. So ist ein unnatürlicher Zustand für die Gerichte aber diese Misere bildet heute das Hauptreinkommen der Advokaten. In Böhmen ist die Einrichtung noch nicht durchgeführt, daß die Ehrenbeleidigungsverhandlungen auf die Gemeinden abgewälzt werden.

So beginnen sodann die Verhandlungen, welche allerdings vom nationalen Standpunkt aus wenig Bemerkenswertes bieten, es sei denn die Tatsache, daß ein und derselbe Richter beinahe in einem Atemzuge eine deutsche und gleich darauf

eine tschechische Verhandlung leitet und beide Sprachen so vollständig meistert, daß der Zuhörer nicht erkennen konnte, welches seine Muttersprache ist.

Der erste Fall (Verhandlung in tschechischer Sprache) betrifft einen bedenklichen Ankauf. Er endet mit einem Freispruch des milden und einsichtsvollen Richters. Dann folgt eine Ehrenbeleidigungsklage. Eine Frau aus dem Volke hat einem Mädchen nachgesagt, dieses habe ihr achtzig Kranen gestohlen, kann aber diese Anschuldigung nicht glaubhaft erweisen. Der leidenschaftliche Streit endet mit einer Verurteilung zu einer kleinen Geldstrafe. Die erzürnte Beklagte ruft aus: „Ich hab's so gemußt, daß ich verloren bin, vom Herzen gern zahl' ich aber Gedanken sind zollfrei! Es handelt sich nur um Geld und Geld ist genug da!"

Man sieht bei dieser Gelegenheit auch, daß es dem Volke eine besondere Genugtuung bereitet, einen Teil seines erhebern Einkommens in Ehrenaffären anzulegen, ein Luxus, der in früheren Zeiten den gebildeten Ständen vorbehalten war.

In der dritten Verhandlung dreht es sich um den Ausdruck „niznuzige Sau", den der Beklagte gegen die Klägerin geschleudert hat, weil ihr diese verleumdet habe. Worin besteht die Verleumdung?

— Etwas ganz Niederträchtiges, was man gar nicht wiedergeben kann.

— Nur heraus mit der Sprache, was hat sie Ihnen nachgesagt?

— Daß Luder hat mir aufgebracht, daß ich Butter verkaufe.

— Daß Sie Butter verkaufen? Und das hat Sie so in Zorn gebracht? Warum ist das eine Verleumdung?

— No erlauben Sie mir, hoher Gerichtshof, ich hab' doch keine Milch!

In der Nachrede ist also indirekt der Vorwurf des Schleichhandels enthalten.

Die Klägerin stampft mit dem Fuße. Warum bin ich niznutzig, das will ich wissen, darum handelt es sich!

Diese drei Verhandlungen dieses lumpigen Lapalien füllten den Vormittag aus. Auf dem finsteren Hintergrunde der Zeit waren es eigentlich drei Idyllen, welche nur durch die feierliche Perspektive eines k. k. Gerichtes aus ihrer unaussprechlichen Belanglosigkeit herausgerissen wurden. Die ungewohnte Anwesenheit eines Fremden beim Gerichtswege bewirkte, daß die Angelegenheiten mit noch größerem Gewichte vorgetragen und behandelt wurden. Aber was will man? Im Grunde besteht aus solchen Alltäglichkeiten das Leben des Volkes, und darum ist es trotz alledem wieder wichtig, und darum mögen die drei jodelhaft interessanten Fälle zum ewigen Gedächtnis allhier aufgezeichnet.

4.

Fast glockenförmig kommen die deutschen Honoratioren bei der „Sämmerglocke" zusammen. Das ist ein Gasthaus, dessen Name mit einer geschichtlichen Erinnerung zusammenhängt. In Friedenszeiten soll es dort ein wunderbar billiges Essen gegeben haben. Auch in der Kriegszeit war es dort noch auffallend wohlfeil und gut. Gegen acht Uhr betritt ein Herr nach dem andern das Stammlokal. Nach einer Weile zieht sich eine Nebelwand vom Tabakqualm über die Tische und das Kartenspiel beginnt. Einer Einladung folgend, kam ich eines Abends an den Stamm-

Bauernhof in Prachatitz

tiſch, und die Herren leiſteten mir Geſellſchaft, nicht ohne daß von Zeit zu Zeit der eine oder andere von einem der Gäſte, denen ich unbekannt war, am Rockärmel gezupft und in Flüſtertönen gefragt wurde, ob er nicht endlich doch zum Spieltiſch hinüberwolle. Die Herren winkten aber ab und widmeten ſich ganz dem Geſpräch über die nationalen Verhältniſſe in Böhmen und ſpeziell in Penzhatitz. An jenem Abend lernte ich auch den deutſchen Advokaten kennen, den ich ſchon am Vormittag bei der Verhandlung geſehen hatte und den Stationschef von Prachatitz. Letzterer, ein kerniger Mann von unverkennbarer Tüchtigkeit und eiſernem Charakter, war naturgemäß in Details, welche die wirtſchaftlichen und nationalen Verhältniſſe in Stadt und Bezirk beleuchteten. Seine Stellung gibt ihm tiefere Einblicke, als ſie ſonſt jemand haben kann, alle Sendungen paſſieren ſein Büro, und das bedeutet in dieſen Zeiten mehr als ſelbſt der Beichtſtuhl. Außerdem iſt er Mitglied des Wirtſchaftsamtes. Seine Rechtlichkeit, Klugheit und Feſtigkeit machen ihn zu einem unbequemen Beobachter für alle, welche Durchſtechereien betreiben wollen. Von der Kenſt und Geſchicklichkeit des Deutſchböhmen, von der Männlichkeit dieſen Schlages gewinne ich durch dieſen Beamten ein gutes, charakteriſtiſches Bild und ich höre ihm gerne zu.

Alle Herren ſtimmen darin überein, daß in Prachatitz die Intelligenz ein ziemlich vereinſamtes Leben führt, da ſie nur mit den ortsanſäſſigen d e u t ſ c h e n Bürgern

wenig Fühlung hat. Die Pfahlbürger verhalten sich kühl gegen die „Zuroi Grenzen", unter welchem Ausdruck die Intelligenzler Beamten u. s. w. verstanden werden. Man wohnt sie in keinen Ausschuß und betrachtet sie auch nach mehrjährigem Wirken als Fremde. — Bei den Tschechen sei dies ganz anders: Diese sehen in nationalen Sachen von persönlichen Sympathien ganz ab, so sie beschäftigen sogar einen wenigen beliebten Mann, wie der tschechische Advokat von Prachatitz zum Beispiel einer ist. — Dieser Fremdmachen gegen die nicht Bodenständigen ist dem deutsch-österreichischen Kleinstädter und Bauern überhaupt eigentümlich, wovon ich mich auch in anderen Kronländern insbesondere in Niederösterreich und in den Alpenländern überzeugt habe.

Jenseits benützte auch der deutsche Advokat von Prachatitz sein Schicksal, welches ihn gerade hierher verbannt, beziehungsweise in der Gestalt des Deutschenführers Smekal verfuhrt habe. Dieser habe ihm seinerzeit zugeredet, im nationalen Interesse seine Kanzlei in Prachatitz aufzuschlagen und eine viel bessere Chance liegen zu lassen.

Anneegessen ist in Prachatitz die Erinnerung an den tschechischen Volkstag und den deutschen, der als Gegendemonstration stattgefunden hat, und die Kämpfe zu welchen es damals gekommen ist. In jener Zeit waren auch Amerikaner anwesend, welche von den Tschechen über die Vorgänge belehrt wurden. Damals betrachtete man die Amerikaner als zufällige Touristen, heute sieht man das alles in einem ganz anderen Lichte. Man meint, daß die Tschechen schon damals das Ausland für ihren nationalen Kampf zu interessieren verstanden.

Die österreichische Regierung hat, wie die Herren meinen, niemals genügend darauf gerichtet, daß in rein deutschen Gegenden auch immer deutsche Beamte sitzen. Die überwiegend deutsche Stadt Prachatitz hat zwei Drittel tschechische Beamte statt daß es umgekehrt wäre. Bei Gericht ist nur der Gerichtsvorsteher und der Grundbuchsführer deutsch, alle übrigen Beamten sind tschechisch.

Bei der Eisenbahn ist es noch schlechter bestellt. Die Station Prachatitz hat einen zugeteilten Unterbeamten, der ist ein deutscher Sozialdemokrat, der Anshilfsschreiber ist auch ein Deutscher, dagegen ist der Magazinmeister ein nationaler Tschehe, der Chef der vorgesetzten Stelle, der Betriebsleitung ist ein nationaler Tschehe, der Stellvertreter ein Deutscher, aber in nationaler Beziehung weniger hervortretend.

Ich frage, welche Bedeutung hat die Betriebsleitung vom nationalen Standpunkt aus?

— Die Betriebsleitung ist sehr wichtig in hantechnischer und maschinentechnischer Hinsicht und übt die Überwachung des Verkehres aus. Sie hat bedeutenden Einfluß auf die Besetzung verschiedener Stellen auf der Strecke, sie bezeugt die Aufnahme der Arbeiter, welche dann wieder Dauerposten annehmen, sie hat Einfluß auf die Versetzungen in dieser Strecke, sie hat Beziehungen in Pilsen und trachtet auch dort wieder Tschechen unterzubringen. So gibt es viele Fälle, wo rein deutsche Gebiete zum tschechischen Besitzstand gehören z. B. dass rein deutsche Wallern, hier sind zwei Bahnmeister und beide sind Tschechen. Der Stationsvorstand von

Oberhand ist ein Tschechje, der Magazumeister gleichfallo zwei Verkehrsbeamte in Mineeberg sind Tschechen Diese Bahnmeister nehmen wieder Einfluß auf die Aufnahme der Arbeiter Es wird allen von der Betriebsleitung gestrige und gefördert. Deren Chef ist ein begeisterter Tschechje Durch die Aufnahme von Arbeitern auf der Strecke werden wieder die Minneiesschulen gestärkt, z B in Wellern werden Arbeiter mit reichem Kindersegen bevorzugt, dadurch werden wieder die Schulen tschechisiert

Über die tschechische Frau des Bezirkshauptmannes wird erzahlt, daß sie auf die Amtsführung einen sehr mächtigen Einfluß ausübe Sie soll nun ihrer nationalen Gesinnung kein Hehl machen und beispielsweise ihren Einfluß bei den Entbehungen zu gunsten tschechischer Bewerber geltend machen.

Die Kommissionen, welche über die Unterhaltsbeiträge beschließen, sind in gemischtsprachigen Gebiet in der Regel utraquistisch In Prachatitz ist diese Kommission aus drei Tschechen zusammengesetzt, mehrheitlich aber Vorsitzig der Steuerbeamte Es sind drei ausgesprochen nationale Tschechen Das ist umso bedeutungsvoller, als gegen die Ausspruche dieser Kommission keine Berufung stattfindet. Die Deutschen wurden einfach abgewiesen oder erhielten lächerlich geringe Beträge die Tschechen wurden bevorzugt Das läßt sich nicht mehr ändern

Im Prachatitzer Reservespital und im Bad, wo die Malariakranken liegen, werden wieder vorzugsweise tschechische Soldaten und Ärzte berufen. Diese sausen dann wieder bei den tschechischen Geschäftsleuten und erhalten viel Zuzug von ihren Angehörigen Ihr Einfluß auf die Jugend ist groß, besonders auf das weibliche Geschlecht. Es gibt eine Menge deutscher Familien, deren Töchter sich mit Tschechen verloben (Derartige Beziehungen zwischen beiden Nationen wurden wir nun den Politikern beider Lager jeweils als beklagenswerte Tatsachen bezeichnet Vom Standpunkte der Volksgesundung kann man darüber allerdings auch anderen denken)

Es gibt in Prachatitz eine tschechische Frauengewerbeschule und Fachschule, welche vom Museum Tenka das Öffentlichkeitsrecht bekommen hat, ohne daß die Gemeinde befragt wurde. Sie hat es unter der Hand bekommen, die Deutschen waren von einer unliebsame Tatsache gestellt Das Institut ist in beständigem Aufschwung.

Zum Beweise des wirtschaftlichen Benachteiligung der Deutschen verweisen die Herren auf die bekannten statistischen Daten der Steuerleistungen und auf den Schleichhandel, der geradezu eine gemeinsame Beanstandung der Deutschen darstelle, welche auf diesen ungemessen sind. Die Tschechen rechtfertigen sich damit daß sie mehr Vieh besessen. Das sei aber nicht zutreffend. Und mit welchem Rechte zahle die Kriegsgetreidegesellschaft den Beamten der Steuerhalterei Provisionen nun? Die Provisionen in den verschiedenen Bezirken betragen Millionen! Die Beamten haben doch durchaus keine Mehrbelastung, haben sich durch den Krieg die regulären Agenden sogar vermindert! Dazu haben sie die vielen Kommissionen, für welche sie reichliche Gebühren einnehmen

Vor den politischen Beamten hat die Bevölkerung Respekt weil sie sieht, wie gut es denen geht, auf den Richter sehen sie herab, weil dieser an das Gesetz gebunden ist

Ich besuchte den Statthaltereirat einige Tage später und fand in ihm einen recht österreichischen Verwaltungsbeamten, der jedes Wort behutsam überlegte und dabei sinnend zum Fenster hinausblickte. Er machte mir aber im ganzen einen recht wohlwollenden Eindruck. Er war sehr erstaunt, daß ich mich für seine Gemahlin interessierte und mehr noch, als ich ihm zu verstehen gab, daß sich die Dame um die Verwaltung bekümmere. Er meinte lachend, seine Frau habe ganz zurückgezogen und die Amtsgeschäfte lägen ihr ferne. Eine tschechische Gesinnung konnte ich bei ihm nicht feststellen, und wenn er in dieser Richtung dem Einfluß seiner Gattin unterlegen sollte, so kommt es ihm sicherlich nicht zum Bewußtsein.

Über mein Befragen gab mir der Herr Statthaltereirat zu, daß die Honorigen so die einzige Quelle aller Entschließungen der Gendarmerie sei. Es könne nicht anders sein. Der Gendarm sei so, der eigentlich mit Treffsicherheit entscheide, wer vom Kriegsdienste enthoben werden soll. Der Gendarm hat zu entscheiden, wer gesund oder krank ist, wer in der Wirtschaft unentbehrlich ist, kurz er ist der eigentliche und wahre Gebieter auf dem Lande. Es ist ein wahres Glück, daß die Gendarmen solche Übermenschen sind, daß sie ohne Ansehen der Person, ohne Gunst und Protektion, unzugänglich für Berechnungen und sonstige Beeinflussungen uns reinem Pflichtgefühl ihres Amtes walten.

5.

Die deutsche Stadt Prachatitz hat eine tschechische Seelsorgerschaft. Eine gesetzliche Bestimmung über die Nationalität des Klerus im Verhältnis zur Bevölkerung besteht nicht. Die Bestallungen erfolgen von Fall zu Fall unter Mitwirkung aller Faktoren der Gemeinde, der Patronatsberechtigten, des Volkerates, der Statthaltereigierung, des Diözesanbischofes, die Entscheidung hängt von vielen Zufälligkeiten ab, z. B. ob in der betreffenden Diözese genügender Nachwuchs an Klerikern ist u. s. w.

In der Dechantenkirche von Prachatitz wird die Seelsorge von drei Priestern versehen: von dem neuen Erzpriester und seinen zwei Hilfskräften, Kaplan Ošek und Pater Cerveny.

Der liebe Kaplan Ošek, den ich zuerst kennenlernte, empfängt mich in seiner gemütlichen, von hellstem Sonnenschein durchflutetem Stube. Auf dem Fensterbrett, auf dem Tisch, auf den Etageren überall liegen Bücher, herum meistens Hilfsbücher für Predigten und theologische Werke, aber es fehlen auch nicht die bunten Einbände belletristischer Werke, wie die Romane von Raabe und ganz moderne Autoren in guter Auswahl. Der hochwürdige Herr, ein schlanker, hochgewachsener Mann, mit feinem Gesicht von geradezu kindlicher Sanftmut, sieht ungefähr so aus, wie der idealisierte Priester in einem Stück von Anzengruber. Sein vollendetes Takt- sein unendlich feinbemessenes Wesen, seine evangelische Seelenheiterkeit, seine Vertrauenswürdigkeit haben ihn in der Gemeinde allgemein geschätzt und herzlich beliebt gemacht. Auch die Deutschen verübeln, daß sie ihn persönlich sehr gut leiden können, wenn sie auch vom nationalen Standpunkt fordern müssen, daß künftighin ein deutscher Priester das Amt nach dem Erzpriester übernehme.

Kaplan Cašek lebt zurückgezogen, beinahe scheu, nur seinen Pflichten, obwohl er zum Natur eine eigentlich umgänglich und gesellig veranlagt ist. Sobald er zu einem Menschen Zutrauen gefaßt hat, geht er mehr aus sich heraus und offenbart ein gesundes Feohgemüt, welches seinen Spaß versteht.

Kaum habe ich bei ihm Platz genommen, als er aufspringt und eine Flasche nebst zwei Kelchgläsern auf den Tisch stellt, die er zum Zeit zu Zeit neu auffüllt — Der Pfarrsprengel ist streng tschechisch aber mehr böhmisch als deutsch, ich selbst bin ein Tscheche. Der Gottesdienst wird in deutscher und tschechischer Sprache abgehalten und zwar von den gleichen Priestern, welche beider Sprachen gleich mächtig sind. Es ist eine gewisse Ordnung eingeführt. Um 7 Uhr ist die sogenannte Arbeitermesse, eingerichtet von der alten Bruderschaft im Mittelalter, diese hatte die Aufgabe, den Kirchengesang zu pflegen, da wird böhmisch gesungen und in beiden Sprachen verkündigt, um 8 Uhr ist die deutsche Schulmesse, um 9 Uhr ist wieder böhmische Messe.

In den Ferien ist immer eine große Agitation wegen der Schulen, beide Nationen werben für ihre Schulen Kinder, manchmal auch mit nicht einwandfreien Mitteln. Manche Familien schicken ihre Kinder abwechselnd ein Jahr in die böhmische und ein Jahr in die deutsche Schule. Derzeit wird um die deutsche selbständige Klasse der böhmischen Schule leidenschaftlich gekämpft. Dazu ist eine bestimmte Anzahl böhmischer Kinder erforderlich. Die Gemeinde streicht ihnen aber die Kinder unter den verschiedensten Vorwänden. Die deutsche Schule hat bereits die dritte Klasse.

Pater Cašek predigt noch jetzt Sitte abwechselnd, zweimal böhmisch, einmal deutsch. Im benachbarten Ort Pfefferschlag ist eine Filialkirche, dort hält ein pensionierter Priester einen Feiertagsgottesdienst mit Predigt. Die Gemeindeangehörigen verstehen beide Sprachen. Der Dienst ist sehr anstrengend, die Priester müssen stundenweit in die Berge wandern, vom besonders im Winter und bei schlechtem Wetter sehr mühsam ist, da Kaplan Cašek hat im vergangenen Jahre hundertzweimal versehen.

Einige Tage später habe ich die Ehre, den Dechant, Erzpriester Jan Soéda persönlich kennenzulernen. Als ich seine Behausung betrete, sitzt der alte Herr gerade mit einem Gebetbuch an dem Pult seines Schreibtischen, in Andacht vertieft. So ist schon lange seine Kinge, daß sich kein Mensch um ihn kümmere, mein Besuch hat ihn dahrt hoch erfreut. Wir begeben uns in die gute Stube, wohin ich den alten, gebeugten Herrn unter dem Arm nehme, wofür er sich unzählige male bedankt. Dann lassen wir uns auf den gepolsterten Sesseln nieder, und ich habe Muße, den Kopf des Siebzehnundneunzigjährigen zu betrachten. Eine auffallend rosige, glatte, fast schneeige Haut gibt der Erscheinung einen Appetitlichen, mit man es bei wenigen Greisen findet. Seine Stimme ist männlich, sonor, sein Geist vollkommen frisch. Doch sah ich nie im Leben eine größere Demut bei einem Menschen.

1828 als Sohn einfacher Leute geboren, war er seit 1871 Pfarrer in Prachatitz, nachdem er vorher in Husinec vom Bischof zu dieser Würde ernannt worden war. Hier hat er also fast siebenundvierzig Jahren gewirkt. Er hat aus seinen privaten Mitteln alles aufgebaut, Kirche, Dekanatsgebäude und Altäre —

— Jetzt gehe ich am ersten September in Pension. Der Bischof will einen Deutschen berufen. Der Bürgermeister von Prachatitz war in Budweis beim Bischof und hat ihm einen Deutschen als Dekan empfohlen.

(Ich habe mich später eingehend über die Angelegenheit unterrichtet und folgendes erfahren. Die Pensionierung des Erzpriesters sei unvermeidlich wegen seines hohen Alters. Da Prachatitz trotz seiner überwiegend deutschen Einwohnerschaft nahezu fünf Jahrzehnte mit tschechischen Priestern besetzt ist, sei es ein natürliches und unbewußtes Verlangen, daß nunmehr endlich ein deutscher Dekan einziehe. Das sei allerdings ein harter Schlag für den alten Mann, der sich in der überaus langen Zeit so eingelebt habe, daß er seinen Abschied als gleichbedeutend mit seiner Verurteilung zum Tode ansehe. Gegen den Kaplan Cušek, den sich der Erzpriester als Nachfolger wünsche, hätte die Prachatitzer persönlich nichts einzuwenden, allein sie möchten doch endlich einmal einen Prediger hören, der das Deutsche ohne slawischen Akzent spricht.)

Der Dekan sehr wehklagend fort: Das ist der Dank für alles, was ich geleistet habe! Ich war zwar ein geborener Böhme, aber ich habe alles getan, was zum Heile der Ständigen gehört, das wird aber nicht anerkannt. (Die Prachatitzer versicherten mir, daß sie den Erzpriester sehr hoch schätzen, daß aber sein ungewöhnlich hohes Alter die eigentümliche Lage geschaffen habe.)

Sanft setzte er hinzu: Ich mache mir aber jetzt nichts mehr daraus, man hat mich verschrien als Deutschenfresser, ist aber nicht wahr, ich bin hierher gekommen, um für die Deutschen in Böhmen die gleiche Arbeit zu leisten, zum Beispiel den Kreuzweg habe ich gekauft, der ist mir auf 3216 Gulden gekommen, vielleicht in ganz Böhmen ist kein solcher Kreuzweg, wie ich ihn angeschafft habe. Aber überall habe ich die Deutschen bevorzugt, die deutschen Aufschriften habe ich an erster Stelle, die böhmischen an zweiter Stelle gesetzt. Aber weil ich aus böhmischen Eltern geboren bin, so werde ich — — achten muß man mich, aber daß man gerade eine Freude an mir hatte, das ist nicht der Fall.

Den hochwürdigen Herrn Kaplan Cušek wünsche ich als meinen Nachfolger, das wäre mein sehnlichster Wunsch. Er ist ein braver, tüchtiger Mensch, und so könnte ich wenigstens bleiben. Aber man will einen Deutschen, jener ist seit fünf Jahren hier, jener ist kein Deutscher, spricht aber Deutsch und Böhmisch, der hochwürdigste Herr Bischof hat mir gesagt: Sie haben immer brave Kaplane. Wir haben gelebt wie Brüder, wir haben Karten gespielt, so glücklich waren wir, dann kam aber der Krieg. Da war der Kalba und Wolf, der auch Feldkurat ist, die sind abberufen worden zum Militär. Der hochwürdige Herr Peter Cerveny ist der jüngste Priester in der Diözese, ich bin der älteste. So ist eine große Gnade, daß ich noch die heilige Messe lesen kann, aber man muß mich zum Altar führen und dann Altar wegführen. Wenn der hochwürdige Herr Kaplan Cušek Dekan wird, dann bleibe ich in meiner Wohnung, sonst müßte ich die Wohnung räumen und wäre meines Bleibens nicht länger. Ja! Ich muß aber doch eine weitere Bedienung haben, und dann habe ich eine alte Köchin, die muß immer mitgehen, wenn ich die Treppen hinabsteige, die bin ich schon so gewohnt

Damals in Budweis war keine höhere tschechische Schule ... Alle diese melancholischen Betrachtungen sprach der Erzpriester langsam, wie in Träumerei verloren, mit Atempausen zwischen den einzelnen Sätzen, wie einer, der sich das Weinen mühsam verbält. Jetzt verstummte er ganz, rang tiefseufzend nach Worten, die Lippen stumm bewegend.

Müssen schon verzeihen, daß ich manchmal ... müssen halt Geduld haben mit mir, ich spreche sehr langsam. — Mein Vater war Soldat, als Oberkanonier hat er geheiratet. Ich hätte nicht studieren können, wenn ich kein Budweiser wäre, da hat's die Eltern nichts gekostet. Von Leder bin ich nach Namiest bei Mettingau gekommen, dort war ich durch neun Jahre und dort habe ich eine Liebe zum Fürsten Schwarzenberg Heidenmäßiges gezüchtet, dort in Mettingau. Hier lachte der Erzpriester wehmutsvoll.

Einen Maulbeerbaum habe ich bei der Kirche, mit dem habe ich angefangen, aber viel mehr Maulbeerbäume sind draußen bei der Mühle, dort saßte die Seidenraupenzucht betrieben werden. Ich werde auch dafür sorgen, daß die Seidenzucht auch hier weiter betrieben wird. ... Ich bin, Gott sei Dank, zufrieden. ...

Der Krieg wird traurige Folgen haben; die Leute meinen, wenn der liebe Gott so gut wäre, müßte er dem Kriege schon längst ein Ende machen. Es schädigt den Glauben bei den Leuten, sie sagen: der liebe Gott kümmert sich halt gar nicht. ...

Hier erlaubte ich mir die Bemerkung: Was sagen Sie den Leuten, hochwürdiger Herr Dechant?

— Daß es eine Strafe ist, und da müssen die Gerechten und Ungerechten darunter leiden. Da sind hier sehr brave Leute, einer, der schon für die Theologie bestimmt war, ist abgeführt worden und jetzt kriegsgefangen in Italien. Die Welt sorgt dafür, daß die jungen Männer abgewendet werden von der Theologie, darum wird es immer weniger und weniger Priester geben, zum Beispiel in Klagenfurt müssen sie das Seminar ganz sperren, da haben sie keine Theologen mehr. In Budweis ist keine Not an Priestern, aber in anderen Diözesen hat es große Not. —

(Diese Bemerkung des Erzpriesters beleuchtete unwiderleglich eine Tatsache, welche für die nationale Frage von Bedeutung ist. Tatsächlich stockt bei den Deutschen der Nachwuchs der Theologen in einem solchen Maße, daß man auch in den deutschen Bezirken gezwungen ist, tschechische Priester anzustellen. Der Wunsch der Prachatitzer ist von diesem Stande gar nicht so leicht erfüllbar, weil die Diözese Budweis ganz überwiegend tschechische Theologen hervorbringt. Die wenigen Deutschen, die im Budweiser Seminar studieren, werden so unfreundlich behandelt, daß sie nach einiger Zeit auszuspringen. Aus anderen Diözesen Priester zu beziehen, ist aber unmöglich. Die Deutschen sind der Ansicht, daß auch hier ein System vorliegt, wo die deutsche Nation zurückgedrängen.)

Der Erzpriester deutete diese Verhältnisse selbst an mit den Worten: So sind mehr böhmische Stationen da als deutsche. Aber die böhmischen Priester lernen gerne Deutsch. Die Deutschen können dagegen nicht protestieren, sie müssen froh sein,

wenn sie überhaupt Priester bekommen. Die Zeiten sind so schwer, daß die Pfarrer sogar gegen die Kapläne protestieren, weil sie den Kaplan schwer ernähren.

Ich frage wie es mit der Naturalverpflegung steht?

Der Erzpriester antwortete: Ich habe sieben Strich Felder und Vieh und als ich nach Prachatitz kam, habe ich zwei Kühe mitgebracht aus Hušnec, habe gut gelebt, die Felder haben uns ernährt und ich habe keine Not gehabt so daß ich sogar für die Kirche viel tun konnte aus eigenem. Aber dann hat man mich natürlich gleichsam gezwungen, weil ich alt geworden bin und nicht mehr nachsehen konnte auf den Feldern, mußte ich sie verpachten, das war ein großer Schaden, dann kam der Krieg und das Elend war fertig.

Ich habe mir halt sehnlichst gewünscht und Gott gebeten er möge mich sterben lassen in dieser Wohnung. Kommt aber ein fremder Herr hier herein und bleibt nicht der Pater Caŝek, so muß ich anziehen — Seufzer — muß mir eine Wohnung mieten in der Nähe der Kirche, daß ich doch in die Kirche gehen kann, freilich gehe ich schwer aber doch gehe ich gerne alle Tage. Ich lese meine heilige Messe täglich um sieben Uhr früh.

Denken Sie sich der hochwürdige Herr Kaplan Caŝek arbeitet alles allein. Manchmal ist die Seelsorge hier zu schwierig, weil die Gegend so bergig ist. Die Stelle würde dem Caŝek schon altershalber gebühren. Er wird auch mein Erbe sein von allen Sachen. Ich habe alles verteilt unter die Kapläne, es wird nichts verkauft, nichts verändert, nichts tixiert, es bleibt alles hier und die Kapläne können es sich nehmen. In einigen Jahren wird die Pacht angehen, wird der Nachfolger die Felder zurücknehmen und glücklich leben wie ich gelebt habe. Die Pfarre wird demnächst ausgeschrieben, die ganze Seelsorge würde wünschen, daß der hochwürdige Pater Caŝek dableibt.

So ist schwer zwischen beiden Nationen das rechte Maß zu halten, aber es kommt mit beiden gut aus, alle haben ihn gern.

Der Erzpriester lächelt wieder und nach einmal läßt er sein langes, langes Leben in der Erinnerung an uns vorüberziehen. Er erzählt von den wenigen Reisen die er gemacht hat, die größte führte ihn nach Ungarn und eine nach Prag.

— Sogar päpstlicher Hausprälat bin ich geworden! Erzpriester! Das hat der liebe Gott allen gemacht, ich nicht. Wie ich Prälat geworden bin, da haben mir die Kapläne eine Überraschung bereitet, sie haben den Talar mitgenommen und ihn paspelieren lassen rot paspeliert, daß ich wie ein Prälat aussehe. Und einen Mantel habe ich als Prälat auch, und das fünfzigjährige Jubiläumskreuz und einen Metallstab zum Priesterjubiläum, dort hinter dem Ofen steht er.

Ach ja, ich kann nichts dafür, daß ich als Bahme geboren bin, ich habe immer gerne deutsch gesprochen und die Deutschen gerne gehabt. — Ich wünsche Ihnen viel Glück auf Ihre Weiterreise, mit hinuntergehen kann ich aber leider nicht, ich bin zu schwach, verzeihen Sie.

Ergriffen von diesem in so tiefer Demut erzählten Lebensbekenntnis und der tragischen Lage des alten Herrn, der im einundneunzigsten Lebensjahre seines einsamen Daseins von der Kündigung seines altgewohnten Heimes bedroht war,

ſuchte ich ihn zu tröſten. Gerne hätte ich mich dafür entſchuldigt gemacht, daß ſein letzter Wunſch erfüllt und die ſanfte Pater Caſtl zu ſeinem Nachfolger ernannt werde. Ich brachte den Gegenſtand auch bei den Prachatitzer Deutſchen zur Sprache, aber das nationale Intereſſe ſtand mit der menſchlichen Rückſicht in Konflikt.

6

Auch mit dem zweiten Kaplan, Pater Cerveny, machte ich Bekanntſchaft. Dieſer war ein ganz junger Prieſter, der kaum die Zwanzigerjahre überſchritten hatte. Mit ſeinem dunklen Kraushaar, ſeinen leidenſchaftlichen Lippen glich er mehr einem ſlawiſchen Studenten als einem Herrn von geiſtlichem Stande. Feſtlich, wenn er die Meſſe las und im weißen, mit Gold geſticktem Brokatmantel zum Altare hinantrat, machte er eine feine Figur, und wenn er die Hoſtie austeilte, waren ſeine Bewegungen von edler Sitte faſt wie die eines Südländers.

Wir begrüßten uns raſch und machten miteinander gerne Spaziergänge in der Umgebung von Prachatitz, wobei wir uns ebenſo eifrig über nationale Fragen, über die tſchechiſche Sprache, deren Eigenheiten und tiefere Geheimniſſe er mir verriet, als über religionsphiloſophiſche Dinge unterhielten. Pater Cerveny hielt mit bemerkenswerter Geiſtesgegenwart in jeder Diskuſſion ſtand und geriet ſelbſt in den ſchwierigſten Materien eigentlich nie in Verlegenheit, wenn er auch manchmal wie ein Fechter gelegentlich ins Schwanken kam. z. B. wenn ich die Theſe verteidigte, daß im chriſtlichen Zeremoniell alles Heidentum ſei, was geiſtige, überſinnliche Wirkungen an ſinnlich phyſiſche Vorgänge knüpfe, wie es z. B. bei der Meſſe der Fall ſei. Das echte Chriſtentum dürfe nur geiſtige Wirkungen und eben darum auch nur geiſtige Urſachen kennen.

Pater Cerveny war ein junger Mann, in welchem das Leben und ſeine Wünſche durch den geiſtlichen Beruf noch nicht ſo abgekühlt waren, wie es bei Prieſtern in der Regel der Fall iſt, oder wenigſtens den Anſchein haben ſoll. Wir entdeckten einander trotz Alters-, Standes- und Nationalunterſchied ſo unterhaltlich, daß unſere Begegnung längere Dauer gewünſcht hätten. So lag ſogar etwas wie der Schimmer einer Jugendfreundſchaft über dieſem Zuſammentreffen, ich fühlte mich in jene goldenen Tage zurückverſetzt, wo ich — ſelbſt noch ein Werdender — über alle Dinge zwiſchen Himmel und Erde noch mit dem erſten Feuer der Neugier mit den Altersgenoſſen diskutierte, bis die Stimme erſchöpft war und man zum Schluſſe nicht wußte worüber man ſich eigentlich erhitzt hatte. Unſere Geſpräche waren freilich weſentlich gelaſſener, wenn wir heiter und angeregt auf der Waldwieſe promenierten. Wir haben uns keine Minute unterhalten gelangweilt, wie werden uns wiederſehen —

7

An einem jener frühen Morgen, es war eigentlich noch tiefe Nacht und die Sterne flammten am Himmel, wanderte ich zum Bahnhof von Prachatitz, begleitet von meinem getreuen Miet, der mir noch im Kupee Geſellſchaft leiſtete. Es mich

mir nicht von der Seite, bis das Zeichen zur Abfahrt ertönte. Dann wollte er mir, in einer plötzlichen Aufwallung, die Hand küssen. Ich ließ es nicht zu und umarmte ihn und versprach, nach Abschluß meiner Reise wiederzukommen. So geschah es, daß ich die liebe, freundliche Stadt noch ein zweites Mal betrat, wovon an seiner Stelle zu berichten sein wird.

Tabor

I.

Wer je mit der Franz-Josefs-Bahn nach Prag gefahren ist, der hat die Stadt Tabor gesehen und ihren Turm an der Wasserschlinge der Luznice seiner Erinnerung eingeprägt, wenn anderes er Sinn für altertümliche Städtebilder hat. Keinem Deutschen dürfte aber jemals der Wunsch sich geregt haben, schon gar nicht hie zum Entschlusse gediehen sein, hier einmal die Fahrt zu unterbrechen und die Hussitenstadt im Innern zu durchwandern. Danne hätte einen jeden schon in Friedenszeiten eine gewisse Bangigkeit abgehalten. Man muß einen eigenen Hang fürs „Exotische" haben, Lust am Ungemütlichen, um einen solchen Auftrag zu unternehmen. Ich besitze beide in solchem Maße, daß ich jede Begleitung verwies, obwohl ich im voraus wußte, daß ich mit der Sprache in Verlegenheiten kommen würde. Aber in der sicheren Hut eines landeskundigen Dolmetsches hätte ich mich um die Sensation ebenso betrogen gefühlt, wie um die Beweiskraft eines Experimentes, welches feststellen sollte, wie es einem sprachfremden Deutschen der führenden in diesen Zeiten die Stadt betritt, dieselbst ergeht. Das wollte ich wissen, und das konnte ich nur auf diesem Wege erfahren.

Als ich nach einer wunderschönen Fahrt, an der Stadt Pisek vorbei, durch die unermeßlichen Weiden der Schwarzenberge, in einem großen Gewühl in Tabor ausstieg, hörte ich allerdings unter so vielen fremden Menschen, die auch nicht einen deutschen Laut von sich gaben, unter lauter tschechischen Schildern, Tafeln, Aufschriften und Zurufen einen Augenblick den Verlegenheitsino. Ich überwand aber das Gefühl und schritt die lange Straße vom Bahnhof zum Hotel Amort, dessen Adresse mir von einem Kupegenossen empfohlen worden war, hinauf. Dort bekam ich ohne Schwierigkeit ein sehr sauberes Zimmer angewiesen, als ich mir's schon bequem gemacht hatte, klopfte es noch einmal an meine Tür und eine alte Frau, eine Angestellte des Hotels, lud mich in deutscher Sprache ein, das Zimmer zu wechseln. Was war der Grund? Man suchte mich in ein viel schöneres, stattlicheres Zimmer, einen Salon, der meiner würdiger erachtet wurde, als dieses einfache Gemach. Der neue Raum, in den ich übersiedelt wurde, hatte ein Messingbett, sehr komfortable Einrichtung und einen Balkon auf die Hauptstraße, ich war geradezu elegant und behaglich untergebracht. Das Bett war von blendender Reinheit und mit schönen, flaumigen Decken bedacht, die Kasten geräumig und solide. Ich merkte wohl, daß mir das Paradezimmer angewiesen worden war, und ich glaube diese Vorzugsbehandlung bestimme dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß ich als ein Gast von besonderer Distinktion betrachtet wurde.

Bald Neugeritz ließ ich alsbald aus dem Haus, um die alte, berühmte Stadt zu sehen. Mitten auf der Straße stand vor einem langen Wirtschaftsgebäude ein riesiger Heuwagen, der den stark agrarischen Charakter des Bezirks und Bewußtsein rief. Zu Rechten und linken Gebäude, welche sich laut Aufschrift als landwirtschaftliche Hochschule vorstellte. Dann am Hotel Sonne (Sonne) vorbei in die eigentliche Hauptstraße, wo sich die Geschäfte Tür an Tür drängen. Hinter einer Musikbande von Veteranen oder Sokols kam mir eine Menge entgegen und ich konnte Physiognomien studieren. Diese hatten nicht mehr den gewohnten österreichischen Durchschnittsausdruck, sondern stellten ein besonderes Volk vor, und ich hatte auf einmal eigentlich zum ersten Male auf meiner Wanderung das Empfinden, irgendwo in einem ganz fernen Auslande zu sein. Heute da ich dies aus der Erinnerung schreibe ist es nun zur Tatsache geworden. Damals aber kam es mir mit einer gewissen Wucht zum Bewußtsein, was für eine ungeheure ethnisch-politische Leistung Wien zu vollbringen hat, diese ganze unglaubliche Reich hat eine einzige Stadt zu verdauen, bei der Tabakwie strömen ihm Zuflüsse zu und die menschenfressende Metropole macht sie alle, alle innerhalb eines Menschenalters zu Staatsbürgern einer ganz bestimmten Wesensart. Das ist immerhin ein Phänomen, welches man aber an Ort und Stelle nicht sieht. Hier in Tabor imponierte mir erst Wien als Rassenschmelzofen.

Ich gelangte auf den Hauptplatz — Es war wie das Drohnen einer tausendjährigen Glocke, eine Entrückung über Jahrhunderte. Uralter Luft umfing mich mit Zauberflugelschlag. Entzücken machte sich mit Grauen. Ich sah dem leibhaften Mittelalter ins gebieterische Antlitz. Ha, das war unverkennbar Wiege und Netz der Hussitenkriege. Schauer der Transozendenz wehen über diesen Platz wie über keinen anderen in der Welt. Diese alten düsteren Kulissen die bis zum Dache der steilen Kirche grüne Finsternis breiten, der 90 Meter hohe Turm, das Denkmal des grimmigen Zizka mit der Binde über dem einen Auge, der alte Brunnen, das gruselgotische Rathaus, die Siebelhäuser mit den wundersich verschnörkelten Fassaden, alles erreinigt sich zu einem Orgelklang von Melancholie, der dich umbrauft wie ein Chaos. Dem Platze sieht man es an, daß er Glaubenskämpfer, all finsterer Entschlossenheit über die Erde gesendet hat. Von hier steigen noch immer die brodelnden Visionen auf, man kann sich dieses Gefühles nicht erwehren, es trifft das Gemüt wie beim Betreten der Adelsberger Grotte eine elementare Angewalt im Reiche der Seele, deren Zeugungskraft nie ermüdet und nie erschöpft, weil sie unerschöpflich ist. Ich lauschte andachtsvoll, als könnte ich die Vergangenheit rauschen hören.

Wir stehen hier auf der Höhe der Hügelkette, in welche die Stadt Tabor in wunderbarer Verschlungung hineingebettet ist. Einige buckligte krumme Straßen führen uns auf den Klosterplatz mit seiner tiefen Stille, in der Jahrhunderte Atem holen. Durch ein Tor geht es dann in die Parkanlagen, wo man die Wahl hat in die Hügellandschaft hinabzusteigen oder zur alten Burg, in der einst Zizka hauste. Dieser mittelgraue Turm, wie aus einem riesigen Schachbrett auf die Höhe gestellt, ist das eigentliche Wahrzeichen von Tabor. Er ist der Exponent des

Schlosses, welches in wundervollster Weise von der dicht unter errichteten Brauerei in pietätloser Weise beinahe brutal durchbrochen ist, dergestalt, daß man beim flüchtigen Hinsehen nicht sagen kann, wo die historische Burg aufhört und die moderne Fabrik anfängt. Die Schornsteine der Brauerei steigen dicht hinter dem Turm in die Luft, sollte dieses Zusammenwachsen eines uralten, fast sagenhaften Denkmales mit der hochmodernen Großindustrie nicht fast Tschechisch-Slavisch symbolisch sein? Ist das übergangslose Nebeneinanderstehen genau vermischten Mittelalters mit modernster Technik nicht ein eindrucksvolles Sinnbild, wie tschechischer Romantik und nüchtern ingenieurmäßiger Wirklichkeitssinn zu einem Ganzen verschmelzen?

An diesem Punkt der Stadt schwenkt sich die Straße die nun über Brüx herabführt, mit der Straße, die am Rande der Stadt über den Hügelkamm heranzieht, an den Zinnen der ehemaligen Festung vorbei die nun Straßen und Belagerung erzählt, blickt man hinab zur Luxinau, die sich in der Tiefe zu Füßen des Beschauers hinschlängelt so hat man ein eindrucksvolles Bild. Ein Ortwinkel von kleinen Häusern bildet eine Art von Vorstadt oder Vorstadtgruppe. Von sich hat man das Schloß mit der Altstadt, nach der anderen Seite eine Tal- und Hügellandschaft von einprägsamer Plastik, eine Straße mit zwei mächtigen Bäumen steigt hinab und wieder hinauf zu den knapp am einer Straße wohlt Kirche, welche überall weithin sichtbare, die ganze Landschaft wie ein Richtpunkt beherrscht. Es ist die Kirche von Klokot, abseits zieht sich eine Villenanlage, das Cottage von Tribne, wo sich die Wohlhabenheit zu behaglichem Lebensgenuß sammelt. Ein reichgegliedertes vielbedeutiges Bild, in welchem Städtisches und Ländliches, alte und neue Zeit Arbeit und Träumerei Wasser und Gebirge zu einem bizarren Akkord zusammenklingen. Das unermüdliche Rädern tönte Hämmer schmettert in die spannungsvolle Stille dieser Landschaft, von der wir nun mit schwer lösbaren können.

Zum Fluße hinab an den Villen vorbei der Mühle einen Blick zuwerfend die wie auf der Waldstraße zwischen Felsen und Föhren das Asyl der Luxinau erreicht haben. Wie stille ist es hier, wie menschenleer! Breit und spiegelglatt windet sich der Fluß durch die Hügellandschaft, man ist mutterseelenallein mit der Natur, die — eine entschlafene Wildnis — noch vom Widerklang von Jagdzügen aus der Vorzeit zu beben scheint, in denen Männer mit dem Speere auf die Birsch zogen. Da taucht eichtig eine Planke auf in welcher zwei Angler, kühl bis ans Herz hinan sitzen. Eine grüne Insel und einige mächtige Felsen, wie Riesenschildkröten, die sich im Wasser zu Volkugeln spiegeln, machen die Stromenge wohnlich noch tiefer. Eine Teufelshausmühle, Knaben, die mit Feuer spielen, einige Zickzeln und bebende Schafe sind das einzige, was wie an Lebewesen begegnet

2

Mein erster Besuch galt der Advokaturskanzlei des Dr Chaloupny, der mir als Sozialist bezeichnet und empfohlen war. Damit war mir aber ihn nur bekannt, daß er gegen Masaryk geschrieben hatte. Ich klopfte an eine Stimme rief so deutsches Sprache Herein! Das setzt mich in Erstaunen. tut mir aber sehr an diesem Orte

wohl. Die Herren konnten doch unmöglich ohnen, daß ein Deutſcher vor der Türe ſtand. Es mußte alſo das Denkſche auch in Tabac nicht ſo verhaßt ſein, wenn es ſogar zum eigenen Haushebrauch verwendet wurde. Dr Chaloupny war nicht zu Hauſe, es hieß er ſei im Café „Zur Sonne". Dorthin begab ich mich, denn ſtellte mich vor und da ich bemerkte, daß im Café mehrere Säſte dem Schachſpiel huldigten, ſchlug ich Herrn Chaloupny vor, wir wir gleichfalls eine Partie zu ſpielen. Herr Chaloupny nahm meinen Vorſchlag an und ich konnte meinen Partner in Muße ſtudieren. Herr Dr Chaloupny war einer von dem mütterlichen Typus, wie er in dem Wiener Witzblatt „Figaro" ſeinerzeit als ſtehende Figur zu finden war. Ein ſehr ſchmales Geſicht, ſtreife, ſchütteres, aufwärtsgebürſtetes Haar. Beille ſchwächtig, blaß. Choleriker, Temperamphyſiognomie. Als ich Herrn Dr Chaloupny erzählte, wie angenehm wir das Herein' in ſeiner Kanzlei gelungen habe, ſagt er: Ja das gilt in manchen böhmiſchen Kreisen gleichfalls als vornehm ſich des deutſchen Sprache zu bedienen. Zu einer einläßlichen Ausſprache kam es aber nicht, denn alle die Partie zu Ende war — Dr Chaloupny erzwang ein Remis, als er in Bedrängnis geriet und die Partie auf Verluſt ſtand — ſprang er plötzlich auf, ergriff ſeinen Panama und empfahl ſich ſo plötzlich, daß ich nicht wußte, was ſoll es bedeuten. Ich weiß es heute noch nicht. Doch haben mich ſpäter einige Herren, welche Dr Chaloupny wohl kennen, dahin aufgeklärt, daß Dr Chaloupny ein leidenſchaftlicher Schachler ſei und wie keinem Menſchen Verluſte pflege ſein Bewegen ſich alſo weder gegen meine Perſon, noch gegen meine Nationalität gerichtet habe. Die Tatſache, daß Dr Chaloupny von Beruf Sozialoge iſt ſtehe damit allerdings ſcheinbar in Widerſpruch, allein es ſei ganz gut denkbar, daß man durch enthaltendes Studium der menſchlichen Geſellſchaft zu deren erklärtem Feinde werde.

3

Auf der Strecke von Piſek nach Tabor hatte ich im Kupee von einem Reiſegenoſſen den Namen des Dr Hajda des Bezirkshauptmanns von Tabor mit großer Hochachtung, ja ſogar mit ziemlicher Begeiſterung nennen gehört. Der Betreffende hatte mir eingeſchärft, die Bekanntſchaft dieſen Mannes zu ſuchen. Dieſer Rat war mir ſehr willkommen, da der Herr der ihn mir erteilte, unmöglich ohnen konnte, welchen Wert eine ſolche Begegnung für mich haben konnte.

So begab ich mich denn in das Statthaltereigebäude, in welchem ein deutſcher Beſuch ſicherlich eine Seltenheit iſt, und ſtellte mich Dr Hajda vor. Dieſer iſt ein hochgewachſener Mann, von äußerſt kraftvoller Erſcheinung, nicht unähnlich einem nordiſchen Sagenhelden mit blondem Haar, Vollbart mit einigen grauen Fäden, allen an ihm iſt groß, beeindruckend, wuchtig. Ganz einzig ſeine geſundheitsſtrotzende Stimme, ſein ſonores, vollklingendes Lachen, ſein von Lebensluſt ſchäumendes Temperament. Nie habe ich einen fröhlicheren Beamten geſehen. Mein Beſuch erſchien ihm ganz natürlich, die Offenheit mit der er alle meine Fragen beantwortete, hatte etwas Gemüt-Beſchlichtes, Student-ſch-Beerwegenes. Das Geſpräch lag fernab von allen amtlichen Steifheit, es war ſofort gemütlich vertraulich, wie dies

Teilanſicht von Tabor

Der Statthaltereirat hatte gerade die Photographie legend eines ſteckbrieflich verfolgten Miſſetäters aus ſich die er lieberoll und lächelnd betrachtete.

Ich erſuche Herrn Dr. Haida, was ich von ihm zu erfahren wünſche: ich habe hiebei gemiſchtſprachige Bezirke bereiſt dort habe ich die Klagen beider Nationen gehört; nun möchte ich wiſſen, wie die Tſchechen unter ſich leben, welche Parteien ſie unter ſich bilden und wie die Selbſtverwaltung ausſieht. Auch das möchte ich ſehen, wie ein tſchechiſches Bezirk die finanziellen Agenden verwaltet.

Dr. Haida erwiderte: Wie Sie richtig vermuten, treten bei uns die ſozialen Gegenſätze an Stelle der nationalen. Unſer Bezirk beſitzt einen recht anſehnlichen Mittelſtand, der ſich hauptſächlich aus Handwerkern rekrutiert. Die Senfinduſtrie in Tabor iſt unbedeutend. Die Arbeiter gehören zwei Organiſationen an: der ſozialdemokratiſchen und der Nationalſozialen. Den Hauptorgan der Sozialdemokraten iſt das »Právo Lidu«, dieſe beginnen aber ihren Einfluß zu verlieren und an die Nationalſozialen abzutreten. In Tabor allerdings iſt die ſozialdemokratiſche Gruppe die überwiegende, weil die Tabakfabrik, die Getreſerei und die Brauerei ein gewiſſes Arbeiterkontingent ſtellen. Auch eine chemiſche Fabrik iſt da, welche der Reingewinnung ihr Aufblühen verdankt, ferner eine Wirkwarenfabrik und an den Flüſſen einige Senfmühlen. Der Bezirk iſt aber vorwiegend agrariſch. In der Gemeinde iſt es dem Bürgermeiſter Dr. Koß gelungen, die verſchiedenen Parteien

so unter einen Hut zu bringen, daß sie sich gut vertragen, und zwar im Bezirkswirtschaftsrat, im Gemeindewirtschaftsrat, in den verschiedenen Appretsionierungsstellen usw. Zu der Bezirksappretsionierungshalle, die man der Gemeinde geführt wird haben alle Parteien Sitz und Stimme.

Die führende Persönlichkeit bei den Sozialisten ist Šada, der Leiter des Arbeiterkonsumvereines und überhaupt der Vertrauensmann der sozialdemokratischen Parteisener der Nationalsozialen ist der Gemeindekommis Heršmorek.

Den Bürgermeister Dr. Koß beschreibt mir Dr. Haida als einen modern denkenden Mann von etwa sechsundvierzig Jahren, einen sehr umsichtigen, sachlichen Herrn, der in seiner Sache etwas überstürzt.

Minutenweise erscheint dieser persönlich in der Bezirkshauptmannschaft. Die Beschreibung scheint mir sehr zu stimmen, besonders fällt mir der nüchterne, sachliche Sinn des Bürgermeisters auf. Er gefällt sich zu uns, gleich darauf kommt ein weiterer Besuch, ein junger Herr von der politischen Behörde, Ministerialsekretär Dr. Popelka, der dem Bezirkshauptmann seine Aufwartung macht. Dr. Haida lädt uns in jovialer Weise ein, die Sitze in der Runde einzunehmen und es entwickelt sich eine lebhafte Konversation zu Dreien in deutscher Sprache, niemand der das Zimmer zufällig betreten hätte, würde ahnen, daß wir im kernböhmischen Gebiet, im Brennpunkte des Hussitenzeit sitzen, wenn auch die nationalistischen Hetzschriften Gesinnung der Herren bald stark zutage tritt.

Der Bürgermeister erzählt: Die Deutschen liefern uns zu wenig Kohle! Industrieartikel bekommen wir überhaupt nur unter der Hand, aber das ist nicht der Grund dafür, daß wir keine Lebensmittel liefern, der einzige Grund ist der, daß wir nichts haben!

Der Statthaltereirat Dr. Haida ergänzt: Wir haben bisher eine ungesprochene Mißernte, besonders im Schlaggauer Bezirk, welcher schon im zweiten Jahre von Hagelschlag betroffen wurde. Wir leben derzeit überwiegend gerade vom eingelagerten Teil unseres Bezirkes, weil dieser infolge seiner höheren Lage diesmal vom Mißgeschick weniger zu leiden hatte. Die heurige Ernte wird auf ein Viertel des Normalen geschätzt, die erste Hälfte des Sommers war eine furchtbare Dürre, dann wieder ein Überfluß an Feuchtigkeit. Tabor ist ein Überschußgebiet, aber es wird nun zu viel verlangt. Wir haben eine Getreideanbaufläche von 30.000 Hektar und 6000 Hektar Kartoffeln, die übrige Fläche ist Wald. Bis jetzt, Mitte August haben wir noch kein Brot zugewiesen, wir verteilen erst in dieser Woche Mehl.

Ministerialsekretär Dr. Popelka bemerkt: Die unfruchtbaren Gegenden sind besser daran, weil diesen die Überschüsse zugewiesen werden.

Dr. Haida erzählt, die Leute in Tabor bekämen 50 Gramm Brot. Bitte, in einem Getreideaufbringebezirk gibt ihnen der Bürgermeister 50 Gramm pro Kopf! Wir haben eine Bevölkerung von 80.000 Einwohnern, davon 40 000 Selbstversorger. Wie haben den Leuten jetzt das letzte, was sie hatten, weggenommen unter dem Versprechen, es ihnen aus der Ukraine wieder zu ersetzen. Davon wird man aber kaum wieder etwas sehen! Hier erinnert sich Dr. Haida eines Artikels, den er einst als Polemik gegen einen antisemitischen Artikel in der „Zeit" verfaßt hatte.

Digitalisiert durch Google

Warten Sie, ich hab's in der Lade!

Dr Hoida holt das Manuskript hervor und liest es mit in seiner Sonze vor

Drr junge Politische bemerkt: Zu Sobloz hatte man mehr zu essen als in Tabor. Hier sagt man: Nehmt euch von der Landbevölkerung was ihr braucht Dadurch wird die Spannung zwischen Stadt und Land ins Ungemessene gesteigert.

Dr Hoida versichert, die südböhmische Bevölkerung sei bieder und zuvorkommend, die Preistreiberei gehe hauptsächlich von den Pächtern aus. Die Regierung hat angeordnet, die Geschäftsleute dürfen keine Brotkarten bekommen, weil sie ohnehin von den Landleuten mit Lebensmitteln versehen werden, dadurch sei der Schleichhandel geradezu saukommen worden, sie würden direkt auf den Tauschhandel verwiesen

Diese Maßregel ist zwar gesetzwidrig, allein sie scheint mit der wahren Sachlage zu entsprechen Die Welt ist nicht auf den Krieg eingerichtet was immer geschehe, wird noch irgend einer Seite fehlen sein Ich frage Dr Hoida, wer die Vorratsaufnahmen besorgt

Dr Hoida gibt Bescheid: Die Aufnahmen und Schätzungen werden niemals durch Gemeindeorgane besorgt, sondern stets unter der Aufsicht der politischen Behörde durch Leute, welche von den notwendigen Stellen unabhängig sind Bei einer gründlichen Flächenanbaustatistik sei es ein Kinderspiel, die Ernte sicherzustellen da man beispielsweise den Kartoffelertrag pro Hektar leicht berechnen kann Heute werden die Landwirte mit Geld bis zur Bewußtlosigkeit vollgestopft

Dr Hoida kommt dann auf seine Lieblingsidee zu sprechen, welche er publizistisch vertreten hat Man möge die Hunde und Katzen ausrotten, die am Nahrungsvorrate zehren Er habe berechnet, wieviele Menschen man damit vor dem Verhungern retten könnte. Zwei Drittel des Viehstandes im Bezirk sind bereits requiriert, die zurückgebliebene Qualität ist elend, man habe kein Kraftfutter zur Verfügung, daher tauge auch der Dünger nichts

So wird sodann erzählt, was die Bauern mit dem überschüssigen Gelde alles treiben. Ein Bauer kaufte z B gleich auf einmal zwei Pianos, eine silberne Zuckerzange und einen Nußknacker, dann erst fragte er wozu diese Sachen dienlich seien Besondere aufgefallen seien die Bauern auf kosmetische Artikel, für welche sie jeden Preis bezahlen Die enorme Bereicherung der Landwirte habe den meisten dazu beigetragen das tschechische Selbstgefühl zu steigern

Das Gespräch wendet sich nunmehr der Kreiseinteilung zu, zu welcher in jenen Tagen gerade die erstmalige Ausführungsgesetze gemacht wurden Wenn ich heute dieses Gespräches gedenke, so muß ich mich nachträglich wundern, mit wenig die Tschechen selbst in Tabor damals noch die große Umwälzung geahnt haben. die einige Wochen später eintreten sollte Sicherlich hätten sie sich gut die Kreiseinteilung nicht so interessieren können, wenn sie die geringe Wichtigkeit dieser Dinge damals schon vorausgesehen hätten Für mich ist dies schon ein Beweis daß die späteren Vorgänge auch für die Tschechen selbst zweifach überraschend gekommen sind, so groß auch ihre Bereitschaft für alle Fälle gewesen sein mag Damals konnte aber noch niemand vermuten, daß der deutsche Rückzug an der Westfront der inzwischen schon deutlich zu Erscheinung getreten war, zu einem solchen Debakel auswarten werde.

Die Herren erzählten einander ohne die Genugtuung des politischen Gegners vor mir zu verbergen welche Schwierigkeiten die Aufstellung des neuen Kreises, so z. B. in Leitmeritz, dem technisch bereite. Schon die räumliche Installierung den Ämtern in den Kleinstädten gestalte sich anfangs komplizierter. Handle es sich doch darum, für Dutzende von Beamten und ihre Familien Wohnungen auszutreiben, was im Kriege keine einfache Sache ist. Die Personalfrage sei auch sonst sehr schwer zu lösen, es zeige sich daß die Deutschen sich die Durchführung nicht so klar ausgedacht hätten. Das neue Kreisamt in Leitmeritz benötigt, daß dreiundzwanzig Beamte der Statthalterei in Prag entnommen werden. Dort erklärt man aber die Beamten für unabkömmlich, weil durch das Ausscheiden eines Kreisamtes bei der Statthalterei nicht sofort eine entsprechende Entlastung von Agenden eintrete.

Dr. Haida meint, es wäre praktischer gewesen, wenn überhaupt, so alle Kreise auf einmal zu errichten, aber nicht „tropfenweise", weil sich dann sofort eine Entlastung bei der Statthalterei fühlbar gemacht hätte. So aber werde die Statthalterei dezimiert und die Kreisämter hatten doch Neuformangel.

In Tabor wurde bei Errichtung eines Kreisamtes für hundert Familien Raum zu beschaffen sein.

Bei Errichtung der Kreisämter mußten übrigens auch die Gerichtsbezirke geändert werden, und ob dazu das Ministerium kompetent sei, wäre sehr die Frage. Die Tschechen bestreiten es. Von unparteiischen oder auch nur genügenden Ortskenntnissen sei keine Rede. Der Kreis Tabor wird vollständig einsprachig sein, es wird im ganzen Kreis keinen Deutschen geben.

Ich interessierte mich für den internen Betrieb der Bezirkshauptmannschaft und fragte ob die Beamten auf die deutsche Sprache geprüft werden?

Die Antwort war neu, aber die politische Prüfung wird in deutscher Sprache abgelegt.

Ich frage Dr. Haida, ob er mir den böhmischen Beamten dienstlich in deutscher Sprache verkehre?

Dr. Haida erwidert lachend. Fällt mir gar nicht ein!

Da ich verlange Akten zu sehen, um mich zu überzeugen, wie die Sprachen dabei in Anwendung kommen, bringt mir Dr. Haida eigenhändig einen Fragzettel mit einem Akt betreffend eine Kanalisierung. Das Register ist deutsch, der Akt selbst ist aber so buntscheckig in beiden Sprachen gemischt, daß kaum zwei aufeinanderfolgende Blätter in der gleichen Sprache konzipiert sind. In auf einem und demselben Blatte sind Randbemerkungen und Einschiebsel in beiden Sprachen nebeneinander. Dr. Haida macht mich dennoch aufmerksam, wie aufregend das für einen Referenten ist, der nicht nur beide Sprachen beherrschen, sondern in beiden Sprachen denken können muß. Niemals ist mir die Anforderung, welche an den tschechischen Volk durch den deutschen Staat gestellt wurde, so sinnfällig vor Augen getreten wie beim Anblick dieses Aktes, der in einem rein tschechischen Bezirk geführt, in rein deutschen Bestandteilen durchsetzt und durchschossen war.

Dr. Haida hebt hervor, daß es eine Menge Agenden gibt die rein deutsch geführt werden, wie die Militärischen. Die Statthalterei in Prag korrespondiert

Kirche in Kloſter bei Tabor

mit Tabor ausſchließlich deutſch, ſo daß man daſelbſt gezwungen iſt, die tſchechiſche Überſetzung anzufertigen. Viele der Geſuche gehen gleichlautend an eine Mehrzahl böhmiſcher Bezirkshauptmannſchaften, was ganz unökonomiſch iſt, denn ſtatt daß ſie gleich in Prag, an der Quelle ins Tſchechiſche überſetzt würden, wo es mit einer einmaligen Arbeit abgetan wäre, müſſen jetzt vielleicht ein Dutzend Ämter ſich jedes für ſich der gleichen Arbeit unterziehen, es muß alſo ein Vielfaches der Arbeit geleiſtet werden, bloß, weil es die Statthalterei aus Gründen des deutſchen Preſtiges ſo will. Wird aber ſchon einmal eine Überſetzung beigelegt ſo tritt dieſe als ſoemloſes Beiblatt ohne Kopf und Überſchrift auf, als ein „Wiſch", gerade ſo als ob es darauf abgeſehen wäre, das Gefühl der Tſchechen zu beleidigen. Dr. Haida zeigt mir ein ſolchen Blatt, welches wie eine Durchſchlagskopie ausſieht. (Die tſchechiſche Regierung hat, wie man mir erzählt, nach der Revolution etwas ganz Ähnliches angeordnet.)

Die tſchechiſchen Ämter ſeien alſo gezwungen, das Deutſche zu beherrſchen, während es den deutſchen Beamten im gemiſchtſprachigen Gebiet geradezu zur Empfehlung gereiche wenn ſie kein Tſchechiſch verſtehen. Sie gelten für politiſch zuverläſſig und haben weniger zu tun, denn mit jedem Akt, wo auch nur ein tſchechiſches Wort vorkommt, kommt ein ſolcher zum Chef und ſtellt den Akt zurück.

Dr. Popelka erzählt, wie der Reichenberger Magiſtrat der Statthalterei, ſeiner vorgeſetzten Behörde, ein Stück mit tſchechiſchem Text zurückgeſandt habe mit dem

Vermerk „Zurück zur Übersetzung". Desgleichen schickt der Magistrat alles als unbestellbar zurück wo Reichenberg als Liberec bezeichnet wird, auch wenn die Absender ländliche Poeteien sind

Da Halda bekennet die Tschechen hatten alle gewalttätigen Methoden erst von den Deutschen gelernt Im Jahre 1897 sei die Regierung in Asch auf der deutschen Gewalt zurückgewichen damals mußte der von der Regierung entsendete Beamte im Militärkasino speisen, so behandelten die Deutschen ihre eigenen Leute

Dann sich selbst erzählt Dr Halda er habe im deutschen Gymnasium in Prag studiert, die meisten Tschechen können Deutsch, und müßte man es ihnen seelen Entschlüsse überlassen, so würden es noch mehr lernen, denn jedem wird daran liegen die Sprache der siebzig Millionen zu kennen

Zum Schlusse plaudern wir noch gemütlich Dr Halda macht mich aufmerksam, was für prächtige Weiblichkeit in Böhmen zu Hause ist Ich erwidere ihm daß es mir schon aufgefallen sei, am meisten in Pilsen und Prag Dr Halda beschenkt mich zuletzt mit seiner Photographie auf deren Rückseite er seinen Namenszug setzt Er sieht in Wirklichkeit aber bedeutend jünger und unternehmender aus als im Bild Einige Tage später sollte ich über Dr Haldas Vorgeschichte und politische Vergangenheit noch interessante Dinge hören, wie der Leser im folgenden Kapitel ersehen wird.

4.

Auf dem Hauptplatz von Tabor steht das historische Museum, welches dem Rathaus benachbart ist und mit demselben in Verbindung steht.

Es ist daselbst viel sehr interessantes Urväterhausrat zu sehen, Geräte, Möbel kunstgewerbliche Gegenstände, historische Dokumente alte Buchdrucke und Urkunden. Ganz entzückend sind die bemalten Stiefel wie sie in der Aurorafeier hergestellt werden In den reichsten und schönsten Farben, auch Art der Ostereier, aber mit einer ganz erstaunlichen maleerisch-zeichnerischen Sicherheit Hochinteressant besonders die Arbeiten aus Tabor, kein Stiefel gleicht dem andern um eine alte Redewart Lügen zu strafen Man sieht förmlich die Hausgenossen an langen Winterabenden sitzen und Stück für Stück liebevoll beginnen

Dann gibt es bemalte Krüge Hauben, mit Flinserln besetzt Gürtel, Buchdeckel mit eingelegten Halbedelsteinen, geschliffene Gläser im Biedermeierstil, und man erinnert sich rechtzeitig, daß ja Böhmen die klassische Heimat der Glaskunst ist In einer Glasvitrine begegnen wir einer verblichenen Nummer der „Národní Noviny" aus dem Jahre 1848 noch von dem berühmten Slawisten Hanslezek als Redakteur gezeichnet

In Glaskasten begrüßen uns die Originale von Majestätsbriefen von König Sigmund (1437), Goldene Bulle, dem römischen König Friedrich (1447), Hussa zu Pudschead (1463), Ladislaus (1454) Wladislaw (1472) Ferdinand I (1547), große Pergamente, von denen die schweren Siegel herabhangen. Denn ist die Zahl der Urkunden aus Konstanz und in unzähligen Variationen und Auffassungen treten uns bildliche Darstellungen der Verbrennung des Johann Huß entgegen,

deren ungeheuere Eindruck im Lande Böhmen geradezu die Kreuzigung Christi verdunkelt. Es war, als wäre aus Hußens Asche die tschechische Nation recht eigentlich geboren worden.

Eine eigene Abteilung des Museums veranschaulicht den Mineralreichtum Böhmens in zahlreichen Systemaproben, eine andere die Fauna von Tabor, der es an seltenem Getier und wunderlichen Exemplaren nun der Vorzeit und Gegenwart nicht fehlt.

In der Nähe von Tabor, als ich gerade mit meinem photographischen Reisebegleiter stand und das alte Gemäuer betrachtete, sahen wir einen etwa fünfzehnjährigen Jungen den Wagen kommen, den wir anriefen und um einige Details befragten. Derselbe sprach nur tschechisch und Skotonek mußte übersetzen. Der junge, muntere Bursch erwies sich als ein wohlbeschlagener Ciceron und auch in der Geschichte wohl bewandert, so daß wir ihn einluden, an unserer Seite zu bleiben und nun zu führen. Jetzt erst fiel mir die ungewöhnliche Schönheit des Jungen auf, der energische und doch liebenswürdige Ausdruck seiner Züge. Unwillkürlich gedachte ich des kleinen Reisegefährten, der als Hirtenknabe einem Maler als Modell gedient hatte, lange, bevor seine eigentliche Begabung entdeckt wurde. — Ich fragte, wer er sei und erfuhr, er ist geboren in Hsinec, also ein engerer Landsmann des Johann Huß, derzeit in Klokot bei einer Bäuerin als landwirtschaftlicher Gehilfe angestellt. Wir vereinbarten, daß wir ihn am nächsten Tage besuchen und sein Bild aufnehmen wollten, er möge sich aber ja nicht in Sonntagskleider werfen, sondern in seiner Alltagstracht bleiben.

Am nächsten Morgen wanderten wir mit dem Apparat nach dem nahe gelegenen Klokot, welches nach Tabor herübergrüßt, wie das Schloß auf dem Leopoldsberge nach Wien. — Durch eine herrliche Lindenallee stiegen wir nun zur Wallfahrtskirche. Da hat sich das traumfinstere Tabor, eng zusammengeschoben, in einem wundervollen Prospekt wieder in ganz anderer Gestalt dem Blicke dar.

Die Wallfahrtskirche ist ein großer Komplex auf der Höhe des Hügels, von Mauern umbenannt. Drei Tore durch einen Arkadengang verbunden, umschließen quadratisch einen Hof, in dessen Mitte die Kapelle steht. Der Pfarrhof ist in die Arkadenmauer eingebaut. Von Inneren der Kapelle ist hell und freundlich einige sehr schöne Gemälde bekunden einen guten Geschmack. Vom Hof bietet sich ein Blick auf den Friedhof durch eine Tür in der Mauer, Büsche und bunte Sandblumen winken herein. Der Friedhof in seiner hohen Lage mit dem Blick auf die Umgebung hinunter hat eine ergreifende Heimeligkeit. In den Bäumen singt der Wind. Wir setzen uns auf die niedere Mauer und blicken die steile Böschung hinab, wo die hohen Gräser wehen.

Wir begeben nun dann in das eigentliche Dorf, welches großer ist als wir gedacht. Trotz des August bläst ein angenehmlicher, beinahe eisiger Wind. Große Heerden von Gänsen blitzen überall auf. Wir finden schließlich auch die Wirtschaft, wo unser Junge in Diensten steht, aber der Empfang ist kühl. Die Bäuerin, der

ſteht nicht recht was wir begehren und kann daher auch nicht bewogen werden, den Jungen vom Feld hereinzurufen. Vielleicht iſt ſie auf das Intereſſe, welches ein bei ihr in Arbeit ſtehender Knabe erweckt, eiferſüchtig. Kurz, wie müſſen unverrichteter Dinge abziehen und kommen dadurch um das Vergnügen, unſere Sammlung um ein ſchönes Menſchenbild zu bereichern.

6

Hier der Theaterzettel von Tabor am 17. Auguſt 1918.

Městské divadlo v Táboře 3 představení východočeské činohry. V malém domku (von Rittner), Nora (Ibſen) Děti („Kinder" von Hermann Bahr).

Beneſchau.

1

Als ich, in die Nähe von Beneſchau kommend, im ſonnigſten Lage Anſtalten machte auszuſteigen bemerkte ich bei meinen Mitreiſenden ein gewiſſes Geſtannen, welches mir räſelhaft war

— Erlauben Sie mir, ich möchte in Beneſchau ausſteigen. Die Leute ſahen einander lächelnd an, als ob ich etwas ganz Unglaubwürdiges geſagt hätte, als ich dann wiederholt in der Station den Wagen verließ erſchien ich den Mitreiſenden ſehr geheimnisvoll. Als ich aber die Stadt betrat, verſtand ich das ſonderbare Kopfſchütteln.

Nie im Leben hatte ich eine ſo proſaiſche, nüchterne Stadt angetroffen. Die endloſe Straße vom Bahnhof zum Stadtzentrum war geradezu eine Sehenswürdigkeit der Häßlichkeit. Man ſtelle ſich vor faſt ausnahmslos ebenerdige, graue, ſchmutzige Lehmhütten, wie ſie ſelbſt das elendeſte, armſeligſte Bauernderf nicht kennt, hie und da ein Haus mit Stockwerk, aber ſo blutarm, winkſchief, eckig, als wäre hier jeder Sinn für Schönheit erloſchen. Nicht ein erfreuliches Bemerkt. Auf dem Hauptplatz ſteht allerdings eine ſchöne, ſtattliche Kirche. Dieſe iſt aber auch das einzige, was das Auge verübergehend anziehen kann. Die Häuſer, welche den Platz umrahmen, ſind von der ordinärſten Architektur, jetzt begreift ich warum die Leute nicht verſtanden, was ein deutſcher Reiſender in Beneſchau ſuchen könne. Hierher zu kommen, konnte nur ein ganz beſtimmter, praktiſcher Anlaß einen Menſchen beſtimmen. Und dennoch, wie nahe lag gerade hier wieder die Heerſtraße und Schönheit Konopiſcht! Am erſten Abend meiner Ankunft ſah ich aber nur eine in Staub getauchte Stadt, die abendlich noch von Mitzlät überfüllt war, ſeltſamerweiſe ein Regiment Ulanen. Kaffeegäſte. Das Hotel, in welchem ich abſtieg, ein finſteres, weitläufiges Gebäude, einer alten Kaſerne ſehr ähnlich, mit ſchlecht beleuchteten Gängen hatte gleichwohl eine anziehende Eigenſchaft, die mir gleich beim Betreten auffiel. So auch intenſive nach Selchfleiſch und Knödeln. Dies war in jenen Zeiten immerhin ein Poeſieerſatz, der meine niedergeſchlagene Stimmung wieder aufrichtete. Und in der Tat, es gab im Gaſthof erſtaunlich gute Koſt, leckere Weinen wie allem wie ich ſie ſchon ſeit Friedenszeiten in dieſer Serie und Zubereitung nicht mehr zu Geſichte bekommen hatte, und eine ſehr zuvorkommende Bedienung, die mir mit Rat und Tat zur Seite ſtand. Nein, es iſt mir unmöglich, Beneſchau anders als mit herzlicher Sympathie zu gedenken, und gerne glaube ich, daß dieſe Stadt in normalen Zeiten ein wahres Paradies billiger Verpflegung iſt

Als ich am Morgen beim Frühstück erschien fiel mir der lebhafte Betrieb auf, die geschäftige Bewegung unter den zahlreichen Gästen, die auf etwas Besonderes deutete. Bald erfuhr ich den Anlaß, es war gerade an jenem Tage Pferdemarkt. Ich eilte sofort auf die Straße auf den Platz, den man mir bezeichnet hatte, und genoß ein Schauspiel, zu dem man nicht alle Tage kommt. Auf einer ausgedehnten Wiesenlandschaft — man hörte schon vom Weiten ein ununterbrochenes Wiehern, das gar lieblich und fröhlich klang — waren da in unzähligen Gruppen Pferde versammelt, um welche wieder Bauern, Fuhrwerker, Händler und Männer verschiedener Stände herumspazierten oder promenierten, die Pfeife im Munde schwenkend herumschlenderten oder mit einer Frage nähertraten. Zum ersten Male fiel mir auf, wie verschieden Pferde in Größe und Gestalt sein können. Da waren kleine, mollige Ponnies, braun, weiß, schwarz, mit krummen Augen und einwärts gekämmtem Haar, gleich daneben Riesenviere, wie aus Heldendenkmälern herumgegangenen, ausgefütterte und massige. Alle erdenklichen Fleckungen und Zeichnungen des Felles und alle Bestimmungen zum Laufpferd bis zum Schnellläufer und Luxustier, es lag eine eigentümliche helle und lustige Stimmung über der ganzen Szene, und als gar die langentbehrte Sonne hervorbrach und auf den Rasen strahlte, war jedermann in ausgelassener Laune.

Kam ein ernster Käufer zur Stelle, dann nahm der Roßtauscher das Tier am Zügel und lief einige Schritte im Halbkreis. Der Kenner sah sachverständig zu und entschied sich alsbald. Ein ganz junges Mädchen wie einer Lederesche verkaufte gleich mehrere Pferde und nahm die blauen Tausenderscheine ganz gelassen in Empfang. Ihre Miene war zum trockensten Geschäftsernste gestraffe, die Käufer behandelten sie ganz als Dame, ohne die geringste Koketterie oder gemütliche Annäherung, obwohl sie eine anziehende Erscheinung war.

Alle diese Pferde waren wie man mir sagte, ausnahmslos böhmischer Zucht und gaben einen Begriff von der reichen Erzeugung des Landes, die auch so viel militärischen Requisitionen noch immer so viel neue Ware zu bringen in der Lage war.

Mir war für Benešchau ein Mann genannt worden, von welchem interessante Aufschlüsse zu erwarten seien. Es war dies der Advokat Dr. Franciscek Veselý, ehemaliges Mitglied der jungtschechischen Partei, jetzt fortschrittlicher Realist. Nach der Revolution hat Dr. Veselý über die geheime Geschichte der Vorbereitungszeit, Dr. Benes' Flucht und Masaryks Auslandsagitation Einiges bekannt werden lassen, er war also ein Eingeweihter.

Dr. Veselý, ein alter Herr von wahltuender Ruhe und Schlichtheit, ein wahres Bild der Einfachheit und Bescheidenheit, empfing mich überaus kollegial. Ich erfahre von ihm die interessante Tatsache, daß Statthaltereirat Dr. Haida, den ich zwei Tage vorher gesprochen hatte, ehe er nach Tabor kam, in Benešchau Bezirkshauptmann gewesen ist, und zwar eben zu jener Zeit, als der Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este im nahen Konopischt residierte. Dr. Haida hat in

Beneschau eine große Rolle gespielt, ja es stand eine Zeitlang im Mittelpunkt aller Dinge und Ereignisse, viel mehr als zu Tabor. In meinem Erstaunen höre ich, daß der zu Tabor oberste Hetmann und fanatische Mann in seiner Beneschauer Zeit ein Tyrann, ja ein ein Scheusal geschrieben war. Dr. Děšický weiß es am beste, denn er hat mit Dr Haida gerade zu einen Kampf auf Leben und Tod geführt.

Jetzt sei Dr Haida freilich ein anderer geworden, habe seine Gesinnung, seinen Charakter sein ganzes Wesen förmlich ausgewechselt, sei mit einem Worte ein Mensch geworden und habe ganz andere Saiten aufgezogen, eben auf Grund seiner Erfahrungen und gerade zu tragischen Erlebnisse zu Beneschau. Das war nämlich so.

Ich stand — erzählte Dr Děšický — in einem schraffen Gegensatz zu Dr. Haida. Dr Haida war damals streng Katholisch, und zwar unter dem Einflusse des Erzherzogs der ihn auf das Schloß gezogen hatte und ihn zu seinem Werkzeug machte. Dem Dr. Haida schmeichelte es natürlich, in der großen Gesellschaft von Kavalier zu verkehren zu dürfen, und er hat sicherlich gemeint daß er auf dem Sprungbrett einer glänzenden Karriere stehe. Darum war er gefällig, ja übereifrig im Dienste seines Herrn, der selbst von einer Härte und Strenge war, die man sich nicht vorstellen kann, wenn man sie nicht aus der Nähe gesehen hat. Dr Haida war kein Klerikaler, als er nach Beneschau kam, er wurde es erst unter dem Einfluß dieser Großmacht, als politischer Beamter hielt er es für seine Pflicht, der Domäne zu dienen. Dr Děšický war Anhänger der Fortschrittspartei an deren Spitze Masaryk stand. Damals wurde in Beneschau die Anregung gegeben eine freie Schule zu gründen und unentgeltliche volkstümliche Vorlesungen zu halten, also ziemlich harmlose Unternehmungen. Dr Děšický nahm sich der Sache an, auch seine Frau. Die bezügliche Eingabe an die Bezirkshauptmannschaft hat Dr Děšický gefertigt, und das war der Anfang der Feindschaft. Dann gab es im Bezirke einen Priester, einen gewissen Dr Kolar, Kaplan am Gymnasium und Kaplan auf Kaupitzky. Dieser war sehr erregt, als er von den neuen Bestrebungen hörte, und glaubte es handle sich um die Errichtung einer Freimaurerloge, und eröffnete einen erbitterten Kampf gegen Dr Děšický. Die Gründung der freien Schule wurde untersagt mit Berufung auf das Versammlungsrecht. Die Beschwerde beim Reichsgericht hatte keinen Erfolg, die Untersagung wurde mit nichtigen Gründen bestätigt. Diesen allen trug sich bei Lebzeiten Franz Ferdinands zu. Vor Zustellung des abweisenden Bescheides durch die Bezirkshauptmannschaft erschien im „Čech", dem klerikalen Organ in Prag, eine Zuschrift aus Beneschau, worin gegen Dr. Děšický Beschwerde geführt wurde. — Dann hat mich Dr Haida wegen Ehrenbeleidigung angezeigt weil ich der klerikalen Organisation der Fortschrittspartei angehörte. Er glaubte mich terrorisieren zu können, er gedächte auf diesem Wege sicher Karriere zu machen, allein die Herrschaft verlangte immer härtere Dienste, immer schärferes Vorgehen gegen die Bevölkerung, und es kam der Tag, wo selbst der willige Diener sich sträubte. Damals aber ließ er sich noch scharf machen. Er war ein unglaublich strenger Beamter, es kam vor, daß er auf der Straße zufällig einen sah, wen ihm nicht recht war, sofort schrieb er sich's auf und leitete die Verfolgung ein. Er war unnachsichtlich und hatte die Manie den Polizeidienst persönlich zu leiten.

Von all diesen schlimmen Gewohnheiten ist er heute gänzlich abgekommen er ist wieder vernünftig, und darum hat er es auch in Tabor viel besser Er hat eingesehen, daß er auf dem falschen Wege war

Der Erzherzog Franz Ferdinand war äußerst unpopulär in Benešchau Er hat es nicht stillen können, wenn sich die Leute auf seinem Grunde bewegten und hat ununterbrochen darüber nachgesonnen, wie er der Bevölkerung von Benešchau das Betreten seiner Parks verleiden könne Das fiel dann dem Bezirkshauptmann zur Last Der mußte die Leute bestrafen die sich beispielsweise auf den Rasen setzten Er verfolgte das ganz ungesetzlich als Waldfrevel mit der Begründung, daß dort in der Nähe auch Bäume stehen In einem einzigen Monat sind manchmal zwanzig bis dreißig Straferkenntnisse erflossen Der Erzherzog schonte sich nicht einzelne auch persönlich zu verfolgen. So kam es eines Tages vor daß er einen Knaben im Walde ertappte der sich zur Weihnachtszeit ein Bäumchen aneignen wollte Der Erzherzog nahm ihn fest, setzte ihn auf seinen Wagen und fuhr mit dem Jungen zur Gendarmerie, der er den Missetäter übergab Aber damit begnügte er sich nicht sondern er bestand auf der Bestrafung und überzeugte sich auch persönlich von der Durchführung des Arrestes i

Schließlich plante er die Verlegung der Waldstraße die durch den Park von Konopischt zieht. Das hätte ungeheure Kosten verursacht ein ganzes Dorf hätte aufgekauft werden müssen und die Leute von Benešchau hätten dann einen Umweg von einer vollen Stunde zu machen gehabt Trotzdem verfolgte der Erzherzog hartnäckig seinen Plan dessen Kosten er auf den Staat zu überwälzen suchte Die Pläne waren schon fertig als ihn der Tod ereilte Alles das erzeugte eine feindschaft Erbitterung in der Bevölkerung welche ihren Niederschlag natürlich auch in der Lokalpresse fand Das tschechische Volk hat den Erzherzog nicht zu den Ihrigen gezählt, hat er doch nicht einmal ein tschechisches Wort gekannt Bewiis dessen eine Anekdote, die mir von anderer Seite erzählt wurde Eines Tages fuhr der Erzherzog mit der Fürstin Hohenberg und seinen Kindern im Wagen aus als sein jüngster plötzlich vom Bauchweh befallen wurde Der Erzherzog sprang aus dem Wagen, rief in einem nahen Bauernhaus einen bezüglichen Bedürfnisartikel zu requirieren, konnte sich aber nicht schnell genug verständlich machen, weil ihm das Tschechische nicht geläufig war Als er mit dem benötigten Gegenstand endlich zurückkam war die Katastrophe bereits eingetreten Die Fürstin soll sich in der ersten Erregung gegen den Erzherzog sehr despektierlich geäußert haben

Der Erzherzog duldete nicht, daß in seiner Gegenwart tschechisch gesprochen wurde Sämtliche Aufschriften im Park von Konopischt sind deutsch nur die Verbote sind in tschechischer Sprache abgefaßt

Nach dem Tode des Erzherzogs verschärften sich die Verhältnisse in Konopischt Die Herrschaften verlangten von dem Bezirkshauptmann immer größere und schwierigere Dienste so daß dieser nicht mehr entgegenkommen konnte Man war z B. damit unzufrieden, daß er nicht für eine größere Anzahl von Forstgehilfen Enthebungen vom Militärdienste durchgesetzt hatte Dr Haidu hatte zuletzt einen Auftritt mit dem Vormund der Kinder, Grafen Jaroslav Thun, und wenige Tage

darauf war er nach Tabor versetzt. Von diesem Augenblick an war er bekehrt, und da setzte die Wendung in seinem Leben und in seiner Haltung ein.

Dr. Děšický erzählt dann weiter von den Kampfjahren. Die Masaryk-Partei war als freisinnig der Regierung angenehm und zu Anfang des Krieges wurde bei den Anhängern der Partei eine Hausdurchsuchung durchgeführt. Die Realisten haben eine Lokalzeitung in Tabor herausgegeben, „Jiskra", davon wurden die Verhaftungen in Benešchan behandelt. Wie schreiben über die Beziehungshauptmannschaft, weil die ganze Bevölkerung erregt war. Meine Frau war Präsidentin einen Vereines zur Unterstützung der armen Schuljugend, die Damen kochten Suppe einmal in der Woche. Weil aber meine Frau an der Spitze stand, mußte der Verein vernichtet werden. Meine Frau hielt einen Vortrag über die Frauenfrage und andere sehr harmlose Themen. Das war bereits ein genügender Anlaß gegen sie einzuschreiten. Sie machte gegen eine Bemerkung gegen den Militarismus, sofort wurde sie angezeigt, sie erhielt eine Warnung, und die Behörde dachte mit der Auflösung des Vereines. Die Damen Kanopisch strich die Unterstützung, welche sie bis dahin dem Verein gespendet hatte und ein Tanzverein der christlichen Frauen wurde gegründet, an dessen Spitze sich die Bezirkshauptmanns stellte. In solchen kleinlichen, schmählichen Verhältnissen lebten wir einige Jahre!

Dr. Děšický war Mitglied der Exekutivkomitees ohne eine besondere Tätigkeit in der Partei zu entfalten, er war Redner der S. d. h. P., welche das Tagblatt der Partei, den „Čas", herausgegeben hat. Das war dem Bezirkshauptmann angenehm. Im übrigen war die Tätigkeit Dr. Děšický mehr finanzieller Natur, er hatte die Aufgabe das Geld zusammenzubringen. — Da haben sich verschiedene Personen in Angelegenheit des „Čas" besucht wie Masaryk, Drtina, Bouček, das war den Herren angenehm.

— Unsere (die Realistenpartei) hat strenge nach den Grundsätzen der Partei gearbeitet. Es sind dieselben Bestrebungen wie sie die Jungtschechen haben, nur mit dem Unterschied daß diese es bei der Ausführung oft fehlen lassen. Wir aber machen keine Kompromisse. Wir sind keine Gegner des böhmischen Staatsrechtes, aber wir haben hauptsächlich das Naturrecht betont. Jede Nation hat ein natürliches Recht auf Selbständigkeit. Aus diesem Grunde war ein großer Kampf zwischen Masaryk und Kramář.

Ich richte an Dr. Děšický die Frage: Welcher Zustand würde Sie befriedigen?

Dr. Děšický erwidert: Die nationale Selbständigkeit, die Selbstbestimmung.

Ich bemerke: Das kann viel bedeuten und Vieles!

— Die Partei verlangt die Selbständigkeit innerhalb der Grenzen des historischen Staates Böhmen, Mähren, Schlesien und natürlich auch der Slowakei. Masaryk hat immer gesagt: Was wollt ihr mit der tschechischen Minorität in Wien anfangen? Das bloße Staatsrecht würde dazu führen daß die tschechische Minorität verloren ist. Wir müssen doch wenigstens Schulen unterhalten, die Slowaken, dann sind zwei Millionen Tschechen dürfen wir nicht verlieren. Mit dem böhmischen Staatsrecht kommt man also nicht aus. Das Staatsrecht ist ein Schlagwort der Bauernpartei wie haben uns vom Anfang an als Volkspartei gefühlt.

Die Jungtschechen sind überwiegend eine Bourgeoispartei, nie ganz richtig gesagt wurde der Kapitalismus

In der Sprachenfrage unterscheidet man zwei Theorien der Gleichberechtigung: Die einsprachige und die zweisprachige. Soll jeder einzelne Beamte zweisprachig sein, oder nur jede Behörde zweisprachig amtieren? Wir die realistische Partei, wollten die Einsprachigkeit einführen. Die Deutschen sollen ihre Gerichte besetzen wie sie wollen, nur soll bei jedem Gerichte ein Beamter sein, der auch tschechisch verhören kann.

In politischer Beziehung haben wir das Programm vom 30 Mai akzeptiert, aber nur in großen Linien, ohne es genauer durchzuarbeiten. Wir gehen mit der tschechischen sozialistischen Partei Hand in Hand, während die Jungtschechen die Bourgeoisie vertreten.

- Ich wende ein, daß die Bourgeoisie den selbständigen tschechischen Staat nicht werde durchsetzen können, wenn sie sich nicht mit den Sozialisten vereinige.

Dr Dészy erwidert: Der Einfluß der Intellektuellen nimmt bei uns ab, sowohl bei den Deutschen als auch bei den Tschechen. Unsere Bourgeoisie ist keine so reiche wie in Wien oder in Paris, auch in Reichenberg gibt es eine deutsche Bourgeoisie, bei uns in den tschechischen Gebieten nicht. Ich war eben dagegen, daß man wie der Bourgeoisie arbeite und dadurch ist es zur Zersplitterung gekommen. Ein Teil von uns ist zur staatsrechtlichen Demokratie übergegangen und ein anderer Teil hat sich der Sozialdemokratie angeschlossen.

Ich frage: Existiert Ihre Partei als solche gar nicht mehr?

— Oh, doch, aber es sind einige Herren ausgeschieden. Za den Jungtschechen sind die Wahlhabenden sonderbarerweise übergegangen, Professor Drtina z. B., wir aber, die Armeren, die Proletarier, sind in unserer Partei geblieben und kämpferen mit der tschechischen Sozialistenpartei. Mir persönlich war sehr sympathisch die sozialpolitische Partei in Wien. Ich war Abonnent und Leser der Wochenschrift „Die Zeit", das war eine wertvolle Schule für mich, schade um die Wochenschrift und schade, daß die Deutschen keine solche Wochenschrift seit jener Zeit mehr haben!

Ein so ungeheurer Gegensatz zwischen beiden Nationen ist nicht notwendig, es hänge alles von den Deutschen ab. Wenn Wien und die Deutschen uns als gleichberechtigte Nation behandeln, so können wir sehr angenehm nebeneinander leben. Derzeit sind wir so mesig informiert, wie sich die Dinge in der Welt gestalten werden. Es war ein großer Fehler von der Wiener Regierung, daß sie so gegen das tschechische Volk vorgegangen ist, wie es geschehen ist.

Ich bemerke: Aber eure schärfste Opposition hat nach der Amnestie eingesetzt.

— O nein, o nein, Herr Doktor! Die Stimmung war schon vorher da, nur durfte man sie nicht bekennen. Seit der Amnestie durfte man sie endlich aussprechen. Die Amnestie war eine gute Tat des Kaisers. Bis dahin haben wir im Kerker geerbt. Ich selbst, bemerkte Dr Dészy, habe mich ein ganzes Jahr lang jeden Abend vor dem Schlafengehen gefragt: werde ich morgen als freier Mann erwachen? Solange Dr Hruba in Benrschau war, fühlte ich mich sehr bedroht, obwohl ich kein besonders aktiver Politiker war. Denunzianten hat es allerdings gegeben.

Ich traf Dr. Beſely noch ein zweiten Mal und zwar abends im Gaſthaus, wo wir noch einmal gemütlich plauderten.

Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang in die Umgebung von Beueſchnu und kam in den ſogenannten Schwarzwald, einen etwas düſteren Forſt mit breiten Waldſtraßen und vielen eingezäunten Beſtänden. Das alles gehörte gleichfalls zu den Beſitzungen des Erzherzogs.

Auf einmal erblickte ich ein Jagdſchloß, welches ausgezeichnet in der Mitte eines Parkes lag. Sein rötlicher Gemäuer war von hohem Efeu umrankt. Es ſchien ganz unbewohnt, dabei war es aber auffallend ſauber und wohlgepflegt gehalten und doch wieder wie ausgeſtorben und verwunſchen. Etwas unausſprechlich Trauriges, beinahe Eſſiges ſchnürte das Herz zuſammen, eine rätſelhafte Bangigkeit, welche ich mir aus dem wunderlichen Gegenſatz von Schönheit und Verlaſſenheit, Gepflegtheit und Öde erklärte. Es war Abend, die Sonne ſtand ſchief, und das Jagdſchloß erglühte geheimnisvoll. Ich ſetzte mich auf einen Baumſtamm und gab mich der tiefen Wehmut hin, welche dieſen Ort umwehte.

Am folgenden Tage erkundigte ich mich nach Namen und Bedeutung des verwunſchenen Schloſſes und erfuhr:

Es war das Jagdſchloß im Schwarzwald, das Eigentum von weiland Erzherzog Franz Ferdinand. In dieſem Hauſe war der Erzherzog zum erſten Male im Arm der Gräfin Sophie Chotek, ſeiner nachmaligen Frau, begegnet. Hier hat er die glückſeligſten Wochen genoſſen. Das Schloß hat aber noch eine weitere Hiſtorie. An einem Donnerstag im Jahre 1914 kam Kaiſer Wilhelm als Gaſt nach Konopiſcht. Freitag fanden große Beratungen ſtatt, an welchen Admiral Tirpitz und die beiden Kriegsminiſter teilnahmen; erſt am Sonntag wurden die übrigen Gäſte zugelaſſen; die ganze hohe Adelsgeſellſchaft. Im Jagdſchloß ſandten Feſtlichkeiten ſtatt; im Park ſpielte eine Militärkapelle, dort hatten ſich die Herrſchaften nach den anſtrengenden Beratungen unterhalten. An dieſer Stelle wurde der Schlußſteig zu den geheimen Beratungen gelegt und wir allgemein angenommen wird, der Weltkrieg beſchloſſen.

4.

Der 22. Auguſt 1918 war ein heller, blauer Sommertag, es war ein beſonderes Reiſeglück in dieſem überfeuchten Sommer gerade an einem ſolchen hochgemuten Tag Konopiſcht anzutreffen. Man geht aus der Stadt hinaus, überſchreitet das Geleiſe der Bahn und wandert dann auf einer ſauberen Landſtraße, an deren linke Seite ſich alsbald dichte Wälder heranzudrängen, welche durch die ausgeprägte Individualität und Wohlgepflegtheit der Bäume vergeſſen, daß ſie einer höheren Kultur entpreſſen ſind. Dann tritt man in eine kühle Waldſtraße, die immer mehr den Charakter einer herrſchaftlichen Zufahrt annimmt. Es iſt eine gemauerte Straße. Auf einmal tauchen hinter den Tannen rieſige Roſenſtöcken auf, ſattgrüne Matten mit mächtigen Seelen, deren hellgrünes Laub die Sonne weißblendend reflektiert. Mitten im Laubbeſtand ſtellen Tuſen und Weiden auf, Eichen miſchen ſich darein und in der tiefen Waldfriſche huſcht ein ſcheues Häslein durch die Büſche.

Eine großartige breite Sommerparkſtimmung herrſchaftlich prächtige, reiche, vielſtimmige, feudale Flora laſſen uns fühlen wir ſind am Sitze einer kulturalen Macht, die hier gehauſt, gejagt gepflanzt und ſich ſelbſt genaſſen hat.

Eine heidniſche Plaſtik ſchimmert durch die Bäume. Es iſt ein Neptun der noch von Italiens Sonne zu ghigeru ſchemt. Das iſt zur Rechten zur Linken ohne fugt eine Grotte aus dem Wald darſtellend eine Lourdes-Kapelle, mit einem kleinen ſie umkreiſenden Kalvarienberg. Die eingelnen Blicke ſind von einer nicht gewöhnlichen Schönheit.

Wir treten aus der Waldſtraße auf freieren Parkett. Alle Bäumarten von vornehmer Blüſſe begrüßen uns. Aus Wachholderbuſchen funkeln rote Beeren. Exotiſcher Buche in kugelrunden Büſchen, von Eſeu bis zur Krone umſponnener Ahorn, ſeltene Akazien. Rahmen genannt, lockten uns tiefer hinein.

Da eine Überraſchung! Ein weiter Waſſerſpiegel, wo ſonſtern Hügeln und Wald eingefaßt faſt ſchon ein See zu nennen, breitet ſich zur Linken. Ungezählte kleine Punkte wiegen ſich darauf, es ſind Schwärme von Enten, die ſich ſonnen und baden. Noch immer kein menſchliches Weſen, aber die runden Türme des Schloſſes ragen bereits in das Bild. Aber tiefſte Stille brütet, tönt Haſenvergnügen Ruf bedrückt das Gemüt. Die Zeitgeſchichte begleitet unſere Schritte mehr denn je, wir können uns hier wie dort von ihrer beklemmenden Spannung nicht befreien.

Aber da zeigen ſich ſchon Häuſer! Was für eine ſchaue, bis zum Dach mit Eſeu bedeckte Villa! Sie gehört dem Schloßverwalter. Herrn Hedy, an den wollen wir uns wenden. Im Flur des Hauſes hängen ungezählte Hirſch- und Rehgeweihe und bilden ein wahres Gegitter von Äſten. Welche Symmetrie, welche Ordnung, was für Ungeheuer von Zacken!

Herr Dr. Hedy, ein Mann von höchſtens vierzig Jahren, voll Kraft und militäriſchet Männlichkeit, nach allem, was man ſieht und hört, ein wahren Sonntagskind, iſt der Herr des Hauſes und des Reviere, der Verwalter der ganzen Herrſchaft in ökonomiſcher und äſthetiſcher Beziehung mit allem befaßt, was du nottut. Ihm obliegt die Schaltung und Pflege des Schloſſes, er ſieht darauf daß die Böden gebahnt werden, verwaltet den Forſt und die prachtvollen Anlagen baut den Kindern des Erzherzogs gelegentlich eine Bachhütte oder einen Hühnerſtall, errichtet die Werkſtätten der Arbeiter, welche für die Reparaturen im Schloſſe voll beſchäftigt ſind und hat achtzehn Meiſterhüfe unter ſich. Beim erſten Morgenſtrahl ſteht er auf und beſucht bald die Betriebe, bald die Parkanlagen, bald die Stallhäuſer, ſchießt dann wieder ein Reh oder erforſcht über die Angelegenheiten der Ökonomie.

Der Verwalter erklärt ſich in liebenswürdiger Weiſe bereit, uns perſönlich zu führen. Zuerſt in den Park, zu dem Ufer des Teiches, wo ein mächtiger Anker gleich einem Denkmal hingeſetzt iſt. Dicker wollter Roſe bedeckt Anker und Kronz. Es iſt mit maleriſchem Geſchmack genau ſo angepflanzt daß er die Landſchaft harmoniſch teilt. Das Siſtrumm iſt dreihundert Jahre lang im Meer verſenkt gelegen, bis es S. M. S. Tegetthoff bei einer Übung an der ſtrianiſchen Küſte fiſchte und zu Tage brachte. Jetzt liegt es in der Sonne wie ein Stück einer Ballade.

Schloß Konopischt

Im Park gibt es eine Fülle von Säulen und Figuren, die Mehrzahl aus Italien stammend. Der Erzherzog hatte dieserhalb Differenzen mit der italienischen Regierung, welche gegen die Wegführung dieser Schätze Einsprache erhob. Hier wirken sie außerordentlich belebend und bringen ein Stück fremderen Südens in die nordische Landschaft. Auch in der Vegetation ist allen aufgeboten, die Mannigfaltigkeit und Feinheit südlicher Formen erklingen zu lassen, und mit Erfolg.

Wir steigen zum Schloß hinauf. — Es ist wahrscheinlich noch in der heidnischen Zeit erbaut, vermutlich in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, später wiederholt restauriert, so insbesondere von Benes, dem Gründer von Beneschau. Hier im Wenzelsturm wurde König Wenzel IV. von seinem Bruder Sigismund, dem König von Ungarn, im Jahre 1389 gefangen gehalten. (Im Jahre 1419 war die Gründung der Universität in Leipzig.) Im Schlosse gibt es mannigfache Rüstsammlungen und eine wertvolle Bibliothek, welche aber derzeit kein Bibliothekar betreut. Wir beschauen uns den Boo von der hohen Terrasse aus, von wo auch ein Blick in die Waldlandschaft geht. Herr Hrdy erzählt geschichtliche Erinnerungen aus dem dreißigjährigen Krieg. [illegible] Wir sonnen uns und gönnen uns einige Augenblicke Ruhe.

Dann steigen wir wieder hinab und begeben uns in den botanischen Garten, in jenen Parterre, wo einst der berühmte Rosengarten blühte und flammte. Die

Baumenpflanzungen ſind im Kriege bedeutend vernachläſſigt worden ſtellenweiſe möchte ſchon die natürliche Flora durch ein Symbol der nahenden Revolution. Der Oberförſter übergibt dann die Führung dem Gärtner einem gebildeten Salzburger, einem ſehr ernſten Manne der hier an die zwanzig Jahre gearbeitet hat und alle die Zeit ſo oft der Erzherzog in Konſpekt Aufenthalt nahm faſt täglich an ſeiner Seite ſchritt. Dem Erzherzog lag namentlich die Pflege des Parkes ganz gewaltig am Herzen. Bäume pflanzen war ſeine Liebhaberei, ſo wahre Leidenſchaft. Mit einem Einſpänner fuhr er herum und ſann ſtundlich nach, wie man an dieſem Platz, an jener Lichtung, eine Silberpeitſche, eine Blautanne oder Birkbuche ſo pflanzen könne daß ſie im Frühjahr oder im Herbſt ihre Farbe zur allgemeinen Schönheit und Harmonie hergeben muß. „Der Erzherzog war ein Baum, der nie eine Minute müßig ſein konnte“, bemerkt der Gärtner. Immerfort mußte etwas zum Nutzen oder zur Verſchönerung geſchehen. Die Auswahl der Bäume erfolgte überwiegend im Hinblick auf die Herbſtfärbung, welche einem Höhepunkt des Farbenreichen zugeführt wurde. Mit dem Monat November ſinken und ſtimmen die Anlagen bedeuten 400 Hektar. Mächtig große Wieſenflächen ſind ausgeſpart. Kleine Gruppen von Buchen, dann wieder zerſtreuten Bäumen ſind mit Raſſinement verteilt lauern in Seitenwellen, ſchmetterten in hellen Tönen eine dunkler Fülle. Da iſt querens rubra, die amerikaniſche Roteiche, da ſtehen Hycomidentuchen, die von Natur aus wie unter künſtlichem Zwang das Laub zuſammenballen, deſſen, bis ſpäteſtens Sichten in allen erdenklichen Formen und Farbtönen daß man die Entſtehung Eiche kann noch erkennt, zehn Lindengattungen, die von Anfang Juni bis Ende Juli ununterbrochen blühen, wie die runde Silberlinde, die mutterſeelenallein auf dem Raſen träumt, da gibt es Sumpfeichen die ſich im Herbſt hellzinnoberrot färben, Rinteichen und gelbe Schlehdorn, Blauſichten in ganzen Gruppen die im Frühjahr mit blonden Silber ſchimmern Hängebuchen, die kanadiſche Scheinlinde, die ſich im Herbſt braun färbt wie Laub, ſie trägt entzückende Zäpfchen, die fornblätterige Eiche, die aus Südeuropa importierte Krummlinde, die Douglaswelche aus Amerika die ſabelhaft ſchnell wächſt und dabei ein unſerer Eiche gleichkommendes Holz liefert, da lauern in dichten Beeten Mahonien mit traubigen tiefdunkelblauen Beeren, die Blüte iſt goldgelb, ein meterer Ahorn, deſſen Blätter in der Sonne fröhlich flimmern, ganze Beſtände von Blutbuchen, Tuſen und Wachholder, originelle tellerförmige Eichen, pannaſchierter Ahorn, Eſchen und Kornuſſe. Unvergeſſen bleiben mir auch die japaniſchen Heckenroſen mit ihren fleiſchigen roten Früchten.

Manchmal verbreitet ſich ein ſonnenſatter Duft von Kaffeebohnen, daß man unwillkürlich Halt macht und tiefer atmet, als könnte man ein Stück Sommerglut in die Erinnerung hinüberretten und in den Winter tragen. Rieſige Entenſchwärme ziehen in großer Höhe durch die Luft und ein Faſan flattert mit hellem Geſtecher auf, einer der Überlebenden von den Zehntauſend, die nach dem Tode des Erzherzogs abgeſchoſſen wurden. Eine Feder iſt ſeinen Schwingen entfallen und ſchmückt mit honduet Blättern aus der überreichen Flora heute unſer Glas und Rahmen ein Erinnerungsbild.

Noch sei des lieblichen Wassergartens gedacht, wo neben Sandstein- und Marmorgöttern weiße, rote und grellgelbe Seerosen blühen und ihre flachen Blätter schlaffig auf den Spiegel breiten. Diese da lieben keinen Wellenschlag, sind gerne ganz träge und lassen sich's am Sein genügen.

Durch eine riesenlange Allee, die Siberna genannt, verlasse ich die Wunderpracht, die sich fürstlicher Machtwille errichtet, aber all der Eigensinn und tyrannische Wille ist hier in Purpur und Gold zurückverwandelt, der auch in späteren Zeiten noch leuchten wird, wie sich's gehört, auf daß ein Gesang es werde künftigen Geschlechtern.

Kolin

1

Meinem eigensinnigen Reiseprogramm getreu — ich wollte eigentlich die ganze Spenchgrenze in Böhmen in einer Spirale bereisen, aber dazu hatten selbst sechs Monate nicht angereicht — setzte ich mich auf die Bahn, um das nächste Ziel Kolin zu erreichen. Es war just in jenen Zeiten kein Spaß, die Radiallinien zu schneiden den kaum eroberten Platz auf den Umriegestellen zu verlassen und die Fahrt auf einer Transversalen fortzusetzen. Mit den Anschlüssen war es manchmal so sehr schlimm bestellt, aber diesmal ging es viel glatter als ich gehofft hatte. Etwa um die Mittagstunde ging der Zug von Beneschau in der Richtung nach Prag ab. Es war ein glutvoller Tag. Eine Menge junger Leute sehr frischer Lentnanta mit ihren Damen stieg ein, um nach dem nächstgelegenen Badeort an der Sazawa zu fahren. Im Vorgefühl des köstlichen Bades, welchen sie erwartete, waren sie alle sehr wohlgelaunt, fast übermütig, flirteten verwegen und hingen zusammen wie ein Bienenschwarm. Es war erfrischend, die fröhliche Jugend dem Vollgefühle ihrer Lebenskraft hingegeben zu sehen. Als jene am Ziel waren, trümmten sie unter Geschwätz und Gelächter über die Wiese zum lockenden Ufer, wohin ich ihnen nur zu gerne gefolgt wäre. Fast nicht so sehr als um ihre Jugend beneidete ich sie um das Bad. Eine junge Dame hatte im unbekümmerten Davonstürmen eine blaue Gürtelschleife im Kupee vergessen, welche ich ihr gleich das Waggonfenster nachwarf. Das Seidenband flatterte, die Jugend eilte von dannen und ich blieb im Kupee zurück.

Wie ein anderes Seidenband schlang sich die Sazawa durch Wald und Hügel. Da gab es Städte mit altertümlichen Türmen, auf Felsen gebaut, wie Schießscharten, um welche der blanke Fluß eine Schlinge machte; Herden von Rindern weideten am Ufer, denn wieder wimmelte es von eifrigen Menschenbienen. Haferfelder schlossen grenzenlos, tiefgelb gebacken, schnitten vom blauen Himmel ab, Weizen-, Rüben- und Kohlfelder von solchem Größe und Üppigkeit, daß der viel berufene Hunger wie eine närrische Sage erschien, in einem Meere von Fruchtbarkeit die kleine, gedrängte Insel der Menschen, die selbst in solcher Überfülle den Tisch nicht decken können; ein überschwenglicher Segen den ein geheimnisvoller Fluch in ein Phantom verwandelt hat. Wer ist es, der all den goldenen Reichtum wieder zerstampft? Es ist Österreich welchen ich zum letzten Male in diesem Kriege, zum letzten Male unter diesem Namen um sein ewiges Rätsel befrage.

Kalin ist eine tschechische Stadt. Sie liegt an der Elbe, die dort eine beträchtliche Breite erreicht, aber noch nicht schiffbar ist. Der Bahnhof, in welchem ich abstieg, hatte eine sehr schöne Terrasse mit einem Blick auf den Strom; unten geht die Eisenbahn vorbei, viele Fernzüge, mit Spezialwagen für Schlafen und der Kaiserl. Speisewaggonerie, über die Unruhe zu unseren Füßen wölbt sich ein duftiger Wasserspiegel, beruhigtes Panorama, überragt von einem hohen finsteren Turm im Hintergrund am jenseitigen Ufer. Häuser unbestimmten ägyptischen Charakters lassen uns ahnen, daß wir hier der ältesten Ansiedelung gegenüber sind.

Der Hauptplatz ist der typisch gotische der böhmischen Provinzstädte, mit seinen Geschäften und öffentlichen Bauten, aber auch einem Monument von grotesker, unheimlicher Gestalt. Ein Riesenstandbild mit Buchern unter dem Arm und schmerzvoll gewendetem Antlitz. Steinerne Flammen lecken zu ihm empor. Es ist Johannes Huß. Die enormen Dimensionen des Denkmals, welches in keiner richtigen Harmonie zu dem im übrigen wuchtenden Platze steht, werden damit erklärt, daß es ursprünglich bestimmt war, im Freien auf einer Bergeshöhe aufgestellt zu werden, wo es jedenfalls mächtig wirken mußte. Aber auch hier fesselten den Blick in der Dämmerung besonders wenn man sonst zum ersten Male aufsieht, wird hat es einen romantischen Reiz.

Das erste Abendessen auf der Terrasse war sehr befriedigend. Der Wirt war der einzige in der Stadt, der nach einige Vorsicht besaß und tat sein Bestes. Die Kellner des „Goldenen Engel", dies der Name des Gasthofes, waren von einer Zuvorkommenheit und freundlichen Beflissenheit, die an Zärtlichkeit grenzte. Auch an den folgenden Tagen unterschrieb sie mich schon am frühen Morgen von den benachbarten Genüssen des Tages und berieten mich eingehend und treu, so daß ich mich bald als braungezogener Gast fühlte.

Meine Neugierde, die Stadt zu sehen, veranlaßte mich gleich am ersten Abend, als es schon finster war und der Vollmond hervortrat zu einem Spaziergang durch die Straßen. Ich hatte bei meiner Ankunft die Spitzen eines mächtigen Domes winken gesehen und strebte zu jenem Platze, zu welchem man durch enge Gassen aufstieg. Als ich den Platz betrat, war ich wie vom Donner gerührt. Im vollflutenden Mondlicht stand der Dom in so erschütternder Majestät und hehrer Schönheit, daß seine Mauerschatten im Gemäuer mit den in feierlicher Reihe absprengenden finsterklaren Steinrippen wie ein Gespenst aus einer anderen Welt. Ein zweiter spitzerer Turm dicht daneben, gab dem Schauspiel etwas Drohendes. Durchbrochenes. Der enge Platz, von schmalen vermitterten, sehr niedrigen Häusern umstellt, hatte mit der etwas Ahnungsvolles. Ein einziges Fenster bekundete Menschennähe und grelite halb traulich, halb geheimnisvoll in die verschwiegene Nacht. Nie habe ich die herbe Gewalt der Kirche so solcher Wucht empfunden. Es war, als recke sich ein Jahrtausend in die Gegenwart und darüber hinaus in die Zukunft, uralte Rechte reklamierend auf seine unzerbrechliche Macht pochend und alle Zerstörlichkeit spottend. Jesuitenluft umwehte diese Quadern in beispielloser Herrscherkälte. Es war die Kirche in ihrer düstersten Majestät, eine zerdrückende sah ich nie.

Fraßreind bis ins Mark hinein, immer wieder im trauten Lampenschein des einen Fensters Verborgenheit und Trost suchend und doch wieder wunderbar gefesselt, umging ich den hohen auf einem Steinplateau ruhenden Bau, ohne für diesmal das Grausen zu bezwingen.

Am hellen Tage, bei Sonnenschein war der Eindruck freilich bei weitem milder, wenn auch immer noch erhaben, aber weniger angstvoll, wie so oft, hatte die erste Begegnung die stärkste, unwiederholbare Sensation ausgelöst.

Neugierig genug war ich gleich am folgenden Morgen wieder dahingeeilt. Ich betrat das Innere und erfuhr vom Küster, einem äußerst lebendigen Mann mit dicken Künstlerlocken die Geschichte. Er erzählte sie mir mit einem Feuer, als hätte es zum ersten Male in seinem Leben Gelegenheit, einem Fremden das alles zu zeigen und zu sagen. Das Deutsche machte ihm Mühe, doch überwand sein Eifer alle Schwierigkeiten, zumal ich viel aus seinen Gebärden erriet und mein kleines Taschenlexikon gute Dienste leistete.

Die Kirche besteht aus zwei Teilen, der ältere ist über siebenhundert Jahre alt und von Przemysl Ottokar erbaut, der zweite (vordere Teil) von Karl IV. Der Baumeister war Peter Parlesch von Gmünd. Die Kirche enthält seine und des Kaiserkönigs Büste. Der ältere Teil ist noch alter Manier, romanisch-gotisch, der neue Teil rein gotisch. Die Kirche ist erst kürzlich, im Jahre 1908, renoviert worden, die Renovierung hat 250.000 Kronen gekostet. Die farbigen Glasscheiben sind moderne böhmische Arbeit.

Im 18. Jahrhundert brach ein Brand aus, dem merkwürdigerweise fast der linke Schächer zum Opfer fiel. Alle Glasfenster sind von Urban, eines von Klosacek, ein ganz kleines altes Glasfenster stammt noch von Karl IV. Der Küster erzählt, zwei englische Kunstliebhaber seien darauf versessen gewesen, dieses kleine Glasfenster zu erwerben und hätten sich erbötig gemacht, als Gegenleistung die ganze Kirche neu herzurichten. Die Kirche ist dem heiligen Bartholomäus geweiht, und es war just die Bartholomäusnacht, als ich sie zum ersten Male erblickt hatte, heute war Bartholomäustag und daher ein Kirchweihfest, „heute Nachmittag ist schwarze Messe" sagt der Küster in seiner Unschuld, er meinte natürlich Trauermesse. Das kleine Hauschen neben der Kirche ist sein Eigentum.

Ich hörte in der Kirche eine Predigt, welche ausserordentlich schwach besucht war. Einige Worte verstand ich nunmehr schon dank meinem mehrmöchigen Aufenthalt in Böhmen, wol konnte die Worte im Gehör ganz gut artikulieren.

3

Kolin ist eine Fabrikstadt, aber das Agrarische ist so dicht darein verwoben und der Zusammenhang ein so starker, daß er mit Händen zu greifen ist. Auf der Elbebrücke bietet sich dem Beschauer eine solche Mannigfaltigkeit, ein solches Beieinandersein des Verschiedenartigsten, eine solche Fülle an Einzelheiten, wie in einem Bilderbuch, aus dem ein Kind sämtliche Grundbegriffe des bürgerlichen Lebens lernen soll. Etwas Buntgemischteres kann selbst der Orient nicht bieten.

Hafen von Kalk

Ein Blick auf den im Bau begriffenen Hafen, Bagger, Gerüſte, Gerölle, Maſchinen, kleine Hütten, ein Blick in den Hintergrund: ein Wald von Schornſteinen, im Vordergrund ſchwere Wagen mit Säcken, mit Tonnen, mit Kränen, Radfahrer ſauſen vorbei mit den unglaublichſten Laſten bebürdet, Handwerker aller Berufe, geſchäftige Handelnreiſende eine Frau mit einem Henkorb auf der Achſel, der ſie ſchier niederdrückt, eine andere einen Karren vor ſich ſchiebend, Soldaten, barfüßige Kinder, dazwiſchen unvermutet elegante, heliogelbe Herrſchaftsequipagen, jede Sekunde ein anderer Paſſant, aber alle von Geſchäften, Laſten und Arbeit getrieben, eilig und trocken, aber gar nicht eintönig, ſondern jeder vom anderen grotesk verſchieden, mit ſeltſamſten, nicht wiederkehrenden Attributen, ein Reigen der Mächtigkeit und mannigfaltigſten Beſchäftigung, eine Camera obscura von Typen.

4.

Ich begab mich zum Bürgermeiſter Dr. Jellinek und bat ihn um eine Ausſprache. Er empfängt mich zuerſt etwas reſerviert, entſchuldigt ſich mit Überbürdung und beſtellt mich zuletzt auf den folgenden Tag. Ich möge einige Fragen aufſchreiben, für welche inzwiſchen die Daten zuſammengeſtellt würden. Am folgenden Tage iſt der Empfang ſchon um eine Nuance wärmer. Dr. Jellinek iſt ein ſchlanker Herr von etwa fünfzig Jahren, diſtinguiert, etwas ſkeptiſch, mit einem leiſen Nebenton

von Bitterkeit, als hätten ihm die Erfahrungen seines Amtes im Kriege die Lebensfreude geraubt. Meine Fragen werden wie folgt beantwortet:

Köln hatte vor dem Kriege gegen 17.000 Einwohner davon sind 9000 Arbeiter, Industrie der Eisenbahnbediensteten, größtenteils Sozialdemokraten, nur ein kleiner Teil nationalsozial. Die Nationalität ist ausnahmslos böhmisch.

Auf meine Frage, welche wirtschaftliche Projekte derzeit im Vordergrunde stehen, heißt es: Wir planen eine gemeinnützige Versorgung mit Elektrizität und bauen zu diesem Zweck Kammerschleusen auf der Elbe ein genaues Netz im ganzen Bezirk für Landwirte ist angelegt, mittels welchem die landwirtschaftlichen Maschinen betrieben werden können. Das alles ist von Köln, als dem Zentrum, ausgegangen. Es bestehe die Absicht, die Elbe von Köln an schiffbar zu machen. Die Schiffbarmachung hätte im Jahre 1918 durchgeführt sein können, wenn man rechtzeitig daran gedacht hätte, die russischen Kriegsgefangenen, die so lange Zeit müßig in den Lagern herumlungerten, heranzuziehen. Das wäre eine Buge Ökonomie! seufzte Dr Zeilinek sarkastisch.

Von großer Dringlichkeit wäre die Ausgestaltung und Erweiterung des Bahnhofes, der entsetzlich beengt und überfüllt ist. (Ich hatte später Gelegenheit mich von den furchtbar drangvollen Zuständen selbst zu überzeugen.) Dr Trnka hat in seiner Eigenschaft als Staatsbahndirektor wiederholt darauf gedrungen, daß der Bahnhof ausgebaut werde, aber bei Ausbruch des Krieges sind diese Pläne durchgefallen.

An Industrie hat Köln: 2 Zuckere, 1 Schokolade, 1 Zichorie, 1 Papier, 2 Spiritus, 1 große chemische, 1 Wagenfabrik, 1 Kalmerei, 1 Petroleumraffinerie (trotzdem hat die Stadt Mangel an Petroleum), 1 Tonabenzucker, 3 Maschinenfabriken, 1 große Elektrizitätszentrale, 2 Schuhfabriken, mehrere Ziegelöfen, 2 Getreidemühlen, 1 Fabrik für schäumende Getränke, 1 Bierbrauerei, 1 Öl-, 1 Obstkonservenund 1 Fleischkonservenfabrik (letztere im Kriege entstanden).

Die Verpflegung im Kriege ist mangelhaft, es wurden, wie Dr Zeilinek meint, übertriebene Kontingente zugeschrieben, ohne Rücksicht auf den Landboden am rechten Elbufer, der wenig ergiebig ist. Infolgedessen mußte sogar das zugeführte Getreide durch die Einfuhr von Mehl aus anderen Bezirken ersetzt werden. Kartoffeln wurden 1918 überhaupt nicht zugeteilt, so daß die Bevölkerung auf den Kartoffelverkehr angewiesen war und die Kartoffeln im Tausch gegen Kleider, Wäsche u. s. w. beschafft werden mußten. Infolge des hohen Kontingentes an Schlachtvieh ist der Viehstand so herabgesunken, daß jetzt (August 1918) für den ganzen Bezirk von 45.000 Einwohnern 84 Stück Rindvieh mit durchschnittlich 730 Kilogramm Lebendgewicht zugewiesen sind und die Stadtbevölkerung pro Woche 12 bis 15 Dekagramm Rindfleisch zugemessen bekommt gegen 25 bis 30 in Wien.

Die Approvisionierung führt die Stadtverwaltung, welche den Konsum für 5200 dem Kriegsdienstleistungsgesetz unterstellte Arbeiter und die Eisenbahnbediensteten besorgt. Die Kriegsküche teilt 3600 Portionen Essen um eine Krone täglich aus, die Volksküche Mittagessen für sechzig Heller und sie nehme Kinder unentgeltlich.

Die Kohlenzufuhr ist besonders mangelhaft, zuletzt sank sie auf Null herab. Die

zugewiesenen 1310 Waggon blieben auf dem Papier, es wurden nur 384 Waggon geliefert, das ist 21 8 Prozent, so daß auf den Haushalt nicht einmal fünf Kilogramm pro Woche entfallen und die ärmere Bevölkerung geradezu auf den Diebstahl angewiesen ist.

Der Bürgermeister lächelt bitter. Wollen Sie etwas ganz Originelles sehen? Sie sollten es sogar photographieren! In einer bestimmten Tageszeit, so ungefähr um zwei Uhr nachmittags, hält jeden Tag ein Kohlenzug eine kleine Strecke außerhalb der Station, der seine Fracht durchsiebt. Der wird von den Kindern, die den Zug schon erwarten, mit Säcken und Körben gestürmt und ausgeplündert, dann erst darf er seine Fahrt fortsetzen. Die ehrliche Bevölkerung, die es verschmäht, sich durch Diebstahl einzudecken, kauft von den Buben die Kohle, damit sie aber nicht überhalten wird, haben wir behördlich einen Höchstpreis festgesetzt, zu welchem die Beute weitergegeben werden muß, das ist unsere Methode der Kohlenversorgung.

Fett und Butter sind unerschwinglich im Schleichhandel zu haben, zu siebzig bis achtzig Kronen das Kilo. In diesem so obst- und gemüsereichen Jahre sind die Obstpreise enorm hoch (auf der ganzen Fahrt hatte ich meilenweit die fruchtschweren Bäume gesehen!) weil alles im Bezirk zu wahnsinnigen Preisen unter der Hand gekauft und exportiert wird. Die „Stone" und die Obstsyndikate haben die Bevölkerung grausam gebrandschatzt. Jetzt verkaufen sie das Obst unreif und reißen es unreifig von den Bäumen, weil sie es zu teuer aufgekauft haben und fürchten, es mit Schaden abgeben zu müssen. Da liefern sie es lieber den Marmeladefabriken, natürlich zu Wucherpreisen. Der Maximalpreis für das Obst wurde prompt gleich nachdem die Bauern das Obst bereits zu horrenden Preisen an die Händler verkauft hatten.

Da haben wir dann lächerliche Rückwirkungen. Ein Pächter zum Beispiel, der für ein Grundstück 30.000 Kronen Pacht zahlte, erzielte für Kirschen allein 54.000 Kronen Erlös! Dieser Preis wurde verlangt und gezahlt mit der Begründung, daß laut Information in Wien für das Kilo acht Kronen gezahlt werden. Die Marmeladenfabriken kaufen unter der Hand alles auf, weil sie mit mädchenhaften Gewinnen arbeiten.

Die Geschäftssprache im Bezirke ist die böhmische. Die Beamten beherrschen zum Teil das Deutsche aber unvollkommen. Es gibt keine deutsche Minorität.

Von den Fabrikunternehmungen sind deutsch nur zwei Aktiengesellschaften: die Spiritus- und Pottasche-Fabrik und die Kalkwerke der Kalk-Aktiengesellschaft. (Deutsches Patent.)

Geplant wird außer der Siedevergällung (Schiffbarmachung bis Kolin) der Bau einer neuen Elbebrücke vom Zwot aus, diese sollte schon 1918 beendet sein. Ferner eine städtische Handelsakademie, eine Bürgerschule in der Elbevorstadt, ein neues Sparkassengebäude, für welches bereits der Grund gekauft ist, zur Beschäftigung der Heimkehrer.

Sämtliche Parteien im Kolliner Bezirk haben sich auf dem Boden der Deklaration vom 20. Mai 1917 und vom 6. Juni 1918 geeinigt; Bürgerschule, Primatbaume,

Kaufleute (mit Ausnahme der Juden) haben ſich auf das Programm der ſtaatsrechtlichen Demokratie geeinigt.

Die Stadt iſt in Aufſchwung begriffen und erwartet ſich viel von der Schiffbarmachung der Elbe und dem Elektrizitätswerk.

Infolge des Mangels an Düngemitteln, des verwunderten Viehſtandes und ſchlechter Bodenbearbeitung iſt der Boden ſehr entartet, aber die finanzielle Lage der Landwirte iſt glänzend, d. h. ſie ſind vollſtändig entſchuldet und haben bedeutende Exſparniſſe. Der Beſitz iſt überwiegend agrariſch.

Die Stadt hat für das Rote Kreuz 225 000 Kronen für Kriegsanleihe ſieben Millionen gezeichnet, ſeit der Proklamierung des deutſchen Kurſes iſt die Beteiligung ganz zurückgegangen. Das Lokalblatt von Kolin iſt die »Kolinske Listy«, ein Theaterbauverein mit einem Vermögen von 150 000 Kronen iſt gegründet, derzeit wird das Bedürfnis von drei Theaterdilettantenvereinen befriedigt.

Auf meine Frage, ob die Stadt beſondere Wünſche habe, wird mir geſagt, die Stadt wünſcht dringend die Freigabe der in Spitzler umgewandelten Schulen, die Handwerkerſchule und das Schulgebäude ſind belegt worden, die Kinder haben ſeit Jahr hindurch nur zwei bis fünf halbe Tage in der Woche Unterricht genoſſen und ſind arg vernachläſſigt worden, da die Eltern zumeiſt Arbeiter ſind.

Dieſe Wünſche haben ſeither die Ereigniſſe erfüllt. Dieſer trockene Bericht, der das Elend und die vom Kriege angerichteten Verwüſtungen in dürren Worten ſchildert, wird in ſpäterer Zeit die kleiner Anekdoten dieſer Zeit mit größerem Intereſſe geleſen werden als heute, wo jeder Einzelne aus eigener Anſchauung Ähnliches berichten kann.

Aber für die Frage, welche mir die erſte Anregung für meine Wanderung gegeben hat: warum und wieſo hat der Krieg die nationale Gereiztheit ſo geſteigert und verbittert, geben ſie einen aufſchlußreichen Beitrag. Millionen Nadelſtiche haben zuletzt jedes der Völker im Reiche in Raſerei gebracht. Hunger, Diebſtahl, Wucher, Mißgriffe der Verwaltung haben die Klammern des Reiches zerfreſſen.

4.

In Kolin reſidiert der Superintendent der proteſtantiſchen Kirche. Dušek. Er iſt gewiſſermaßen der proteſtantiſche Biſchof von ganz Böhmen. Er iſt ein Tſcheche, verſteht aber das Kirchenamt für beide Nationen. Von dieſem Manne mußten intereſſante Aufſchlüſſe zu erhalten ſein. Ich laſſe mich bei ihm anmelden und erhalte eine freundliche Einladung, die ich aber nachmittags vorſpreche, bedeutet mir die Nichte des Prieſters, der alte Herr ſei plötzlich von großer Schwäche befallen worden und liege im Bette. Er ſei gleichwohl bereit, mich zu empfangen, ich ſolle jedoch auf ſeinen Zuſtand Rückſicht nehmen.

Als ich das Gemach betrat, fand ich den Superintendenten in die Kiſſen gebettet, ähnlich dem alten Titurel. Angeheuer ſtrenge herriſche Züge, weißgeſcheiteltes Haar, weißer Vollbart, mehr ariſtokratiſch als prieſterlich. Superintendent Dušek hielt mich zuerſt für einen Engländer und mochte zu mir eine bezügliche wertvolle Bemerkung.

Trotz seiner angegriffenen Gesundheit begann der fünfundsiebzigjährige Kirchenmann das Gespräch mit einem Ausbruch unglaublicher Leidenschaft wie sie mir in Böhmen earher und nachher nicht wieder begegnet ist. Sein Gesicht rötete sich, er zog die weißen Brauen zürnend zusammen und rief:

— So sind anerhörte Schurkereien, die von niedertrachtigen Lumpen am böhmischen Volk verübt werden! Es ist eine Schmach! Die Elenden bringen schanderhafte Lügen über das böhmische Volk in Umlauf und bringen dadurch entsetzliche Mißverständnisse hervor.

Ich bat den Superintendenten, sich nicht aufzuregen und mir zu sagen, worauf sich sein heftiger Gefühlsausbruch beziehe? Der Superintendent konnte sich aber nicht so bald beruhigen. Ich entnehme nunmehr seinen Worten, daß der Zornesausbruch gegen die Deutschnationalen in Böhmen gerichtet sei, in erster Linie gegen Wolf und Genossen.

— Die Leute wie Wolf sind gar keine Österreicher, das sind Preußen! Alles soll preußisch werden!

Kein Deutscher, rief der Superintendent aus, kein Deutscher in Böhmen hat jemals den geringsten Anlaß zur Klage gehabt! Hier z. B. in Kaln lebt ein deutscher Fabrikant, der hat Böhmisch gelernt und lebt jetzt glücklich und zufrieden. Jeder Deutsche wird mit größter Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit aufgenommen. Die Tschechen wollen keinen Deutschen auspressen, keinem ein Unrecht tun! Wir geben es Ihnen schriftlich! Wir wollen nur unser Recht. Wir haben noch kein einziges deutschen Kind zur böhmischen Sprache gezwungen.

Der alte Herr zitiert wieder den bekannten Wort vom weißen Blatt, die amal als angeblichen Ausspruch Masaryks.

Aber den Deutschen ist ja gar nicht um die Gleichberechtigung zu tun, die wollen etwas anderes. Denken Sie an Wien. Stellen Sie sich eine Stadt vor mit zweihunderttausend Einwohnern — ich wende mich zweihunderttausend — nein, auf die Volkszählung ist nichts zu geben, denken Sie sich eine solche Stadt, deren Einwohner keine Schule, keine Kirche keine Verkehrssprache besitzen ist das eines Kulturvolkes würdig, ist das nicht eine Schmach für ein Volk?

Der Superintendent erzählt dann, er habe in den Sechzigerjahren in Budapest studiert und die ganze Unabhängigkeitsbewegung mitgemacht. Es war eine ungeheure Hetze von den Magyaren, die Magyaren sind die größten Lumpen!

Ich bemerke an dieser Stelle: Die Tschechen wollen jetzt ja gleichfalls aus dem Staatsverbande ausscheiden?

— O nein mit wollen nur dasselbe wie die Magyaren, wie die Polen. Wenn wir in Prag ein kleines Königreich hätten, würde deshalb die Welt gleich aus den Fugen gehen?

— Schön, aber die Herren wollen ja Deutschböhmen in ihren Staat einbeziehen!

— Gewiß natürlich sanft gäbe es ja eine Zerreißung des Landes, das wird niemand zugeben, die Deutschen selbst nicht.

— Dazu werdet ihr aber die Deutschen niemals zwingen können.

— Also, dann sollen jene aus dem Lande gehen, wenn sie sich nicht fügen

wollen. Das ist es so, daß die Deutschen die Situation niemals erkennen, wie sie ist; nicht sie, sondern wir haben die Autonomie vorzubieten, denn wir sind das historische Volk von Böhmen. Hätten die Deutschen immer rechtlich an uns gehandelt, so brauchten sie jetzt nicht zu erschrecken.

Ich spreche meine Verwunderung aus, daß ein evangelischer Kirchenmann seine Sympathien nicht dem Deutschen Reiche, sondern dem katholischen Böhmen zuwendet, und frage, wie sich Bischof Dušek zur Los-von-Rom-Bewegung stelle.

Das zornsprühende Gesicht des Priesters heiterte sich allsogleich auf und er sagte: Die Los-von-Rom-Bewegung findet unseren Beifall und unsere Sympathie.

— So sind aber doch dieselben Leute, welche die deutschradikale Bewegung leiten?

— Freilich, freilich; sie haben es auch zu weit getrieben, so darf man es nicht machen.

Ich versuche es, den eigentümlichen Widerspruch zu ergründen, in welchem sich der evangelische Kirchenfürst zu bewegen scheine, allein wir verstehen einander nicht genau, besonders da ich es vermeiden muß, den Patienten allzusehr zu bemühen, so muß ich mich denn damit begnügen, daß der Superintendent zwischen der nationalen und der unkatholischen Richtung einen Unterschied macht, also waren es zwei von einander vollständig getrennte Gruppen und Tendenzen.

Ich drücke auch darüber meine Verwunderung aus, daß der Superintendent für das evangelische Ungarn anscheinend so wenig Sympathien aufbringt.

— Da denke ich doch wiederum politisch, weil die Magyaren es schlecht machen, so Ungarn hat die Politik des Evangeliums erschlagen. Dazu ist ein dummer Kerl, er ist zwar Oberkurator unserer Kirche, aber das hilft ihm bei mir wenig.

Noch dieser Äußerung bin ich darüber orientiert, daß der hohe Herr doch in erster Linie Nationalitätsche ist, ohne aus seiner kirchlichen Stellung irgendwelche Vorurteile abzuleiten. Ich frage ihn so diesem Zusammenhange wie er mit der katholischen Geistlichkeit auskomme.

— Ausgezeichnet, wir verkehren miteinander kooziliant, viele katholische Geistliche denken ganz evangelisch, die erwarten, wie aus der vertraulichen Korrespondenz hervorgehe, eigentlich eine Auflösung, welche ihnen ein vertieftes geistiges Leben ermöglichen soll.

Mit den Deutschen im Reiche stehe der Superintendent in regem Verkehr, er geht oft hinaus nach Deutschland, er hat draußen die besten Freunde und möchte sie gerne wieder besuchen.

— In Wien weile seit einem Jahre ein günstiger Wind für die Protestanten, das ist darauf zurückzuführen, daß einige Männer, welche persönlich gute Verbindungen besitzen, eingegriffen haben.

Ich meine: Das sie vermutlich auf reichsdeutschen Einfluß zurückzuführen.

— Nein, nein, es sind persönliche Einwirkungen.

Der Superintendent erzählte sodann, er habe vor nicht zu langer Zeit mit Hussarek eine Aussprache gehabt, und mit dem Minister gemütliche Erinnerungen aus der Studentenzeit ausgetauscht. Da er nun auch mit einigen anderen Herren mit sichtlicher Sympathie spricht, kann ich die Äußerung nicht unterdrücken: Wo ist

denn dann eigentlich den böſe Wien, dem Sie, Herr Superintendent ſo grollen? Sie müſſen ſo über jeden einzelnen der leitenden Männer nur Freundliches zu ſagen!

Dieſelbe Beobachtung hatte ich ſchon wiederholt bei meinen Ausſprachen gemacht. Die Vorwürfe und Anklagen richten ſich ſtets mehr gegen ein Kollektivum oder Abſtraktum von Öſterreich. Wenn man einzelne Namen nannte, wurde manchmal mit einer Hochachtung geſprochen, welche gerade dem Wiener nicht immer verſtändlich war.

Der Gegenſatz Deutſch-Böhmiſch deckt ſich natürlich nicht mit dem Gegenſatz Proteſtantiſch-Katholiſch. In der Praxis ergeben ſich nun der Durchkreuzung der nationalen mit den konfeſſionellen Einteilungen die kompliziertesten Verhältniſſe. So erwähnte der Superintendent, daß die proteſtantiſchen Tſchechen eine Gemeinde gegründet hätten, die zur deutſchen Kirchengemeinde geſchlagen wurde. „Ich ſelbſt predige in zwei Gemeinden in deutſcher Sprache, einen Sprachſtreit gibt es da nicht."

Als ich mich verabſchiedete, empfahl mir der Superintendent wenn ich nach Leitmeritz komme, einen ſeiner Freunde daſelbſt aufzuſuchen. Dazu kam es leider nicht mehr.

Als ich nach der Revolution wieder nach Prag kam erfuhr ich daſelbſt zu meinem Bedauern, daß der Superintendent in dieſen Tagen verſchieden war. — Den ſelbſtändige Böhmen hat der alte Herr alſo noch erlebt. —

Kuttenberg

(Kutna Hora)

1

Von Kuhn nach Kuttenberg iſt nur eine kurze Strecke. Von der eigenartigen Schönheit Kuttenbergs hatte der Ruhm mich lange ſchon erreicht. Als ich die Stadt vom Bahnhof aus betrat, war ich dahin nicht wenig enttäuſcht, eine proletariſche Vorſtadt anzutreffen mit kleinen Fenſtern armſeligen Häuſern wie in einem ſchmutzigen Fabelikort. Allein ich wußte jetzt ſchon aus Erfahrung, daß die ſchönen Viertel einer Stadt nicht immer gleich an der Eingangspforte den Wanderer begrüßen. Das Hotel auf dem Hauptplatze machte gleichfalls einen ſehr gewöhnlichen Eindruck. Als ich aber dann mir zugewieſene Zimmer betrat, da entdeckte ich zu meiner lebhaften Freude, daß die Fenſter auf einen entzückenden Dachgarten hinausführten. Ich ſprang hinaus und wußte nun bei hereinbrechender Dunkelheit ein Panorama von labyrinthiſch-durcheinandergewürfelten Dächern zu meinen Füßen, darüber einen Duftthimmel, der ſich von Minute zu Minute in einem breiten Feuerſpalt öffnete. Ein lautloſes Wetterleuchten, ein Sinnbild der Weltereigniſſe, die ſich immer deutlicher ankündigten. Die letzte Auguſtwoche war angebrochen, die Wegzüge auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatze fingen an, allmählich einen bänglichen Charakter anzunehmen. Ich hatte in den letzten Tagen genug geſehen und gehört, um zu wiſſen, daß alles auf der Schneide ſtand und um die Rückwirkungen im Inlande beurteilen zu können. So betrachtete ich nachdenklich den Himmel, in dem es ohne Unterlaß von leiſen Blitzen zuckte und wabberte. Ich war zu verhängnisvoller Zeit auf die Reiſe gegangen, das war mir nun klar.

2.

Am folgenden Morgen ſchlenderte ich geraume Zeit in der Stadt herum, ehe ich den rechten Eingang in den Bezirk der Schönheit fand. Durch ein enges Gäßchen trat ich auf den Hauptexerzierplatz. Da ſtand die Kirche und das Rathaus. Mein Wunſch war, den Bürgermeiſter zu beſuchen; ich begab mich dahin in das Innere des Komplexes. Augenblicklich umfing mich mächtige Schönheit. Dicke runde Säulen ſtützten in dämmerige Hallen von ehrwürdiger Pracht. So zog mich in den Hof. Hier war Entrückung in einen tiefgrünen Traum. Vier mächtige Kaſtanien warfen traumſinſtere Schatten in einen Brunnen; dichte Weinlauben rankten ſich an den mit Erkern, Malereien und Wendeltreppen überreichen Wänden, es war ein Pläzzi voll unaussprechlicher Melancholie und wiederer edelſter Schönheit. Wen für Menſchen haben ſolch ein Haus gebaut! Wie tief konzentriert, wie ge-

sammelt und innig müssen sie gewesen sein, am einen Raum so bange und zugleich heimlich zu gestalten! So mag schwer sich nun diesee schattenkühlen Stätte loszureißen mit ihree schwermutigen Pracht und leuchtenschenden Heimlichkeit.

Den Bürgermeistee traf ich leider nicht an. Ich nahm den Weg durch die buckeligen Straßen zur alten Burg, die damals als Quartier den Stationskommandos diente, und der Anblick der Stadt wurde bei jedem Schritt prächtiger, bis der Riesenbau des ehemaligen Klosters, heute Infanteriekaserne, auf der Anhöhe erschien. Ein kolossaler weitläufigee Bau mit edlee Fassade und hohen Eckturmen, ehemals den Jesuiten gehörig, bis Kaisee Josef diesem Orden den Aufenthalt verbot. Geht man an dir Front des Klosters vorbei, so hat man zur Linken einen ausgedehnten Obstgarten, der die Verbindung mit der Landschaft herstellt. Hat man die Klosterkaserne passiert, so gibt es eine neue Überraschung: ein Platz von gewaltigen Dimensionen und maßstäblichee Architektonik empfängt nun wie eine Halle. Man ist auf einem Plateau, welches auf der einen Seite von einem mehrstöckigen Bau, der Reitschule, zur Linken von der Jesuitenkirche, zur Rechten vom Stifte eingegrenzt ist, den Parterre strotzend von herrlichen Anlagen, nach allen Richtungen mit Baum und Park reichlich gefüllt, ein überwältigendes Eindruck. Stadtliche Bewohnee von Kuttenberg, die zu allen Tages- und Jahreszeiten von diesee Rampe einen Blick in die Landschaft werfen dürfen! Ist der Anblick auch schwermütig, wie alle Schönheit im Lande Böhmen, so ist ee doch wiedee erhebend in seinee Größe.

Nachdem ich mich an diesem Panorama gesättigt hatte, begab ich mich in die Stadt zurück, um mit der lebendigen Gegenwart Fühlung zu nehmen, ja es war mir erst recht ein Bedürfnis

3.

Ich konnte niemanden in dee Stadt, ich besaß nichts als die Adresse eines Buchhaltees, hatte aber wieder eine Empfehlung, nach nach nee einen Gruß anzeichnen. Also nichts als den Namen eines Mannes, von dem ich nicht einmal wußte, ob er Deutsch verstand. Ich begab mich trotzdem unbekümmert in jenes Haus, welches unweit vom Ursulinerkloster lag. Dort traf ich eine sympathische junge Frau, eben die Gattin jenes Privatbeamten. Sie sprach fließend Deutsch — sie hatte es in einem längeren Aufenthalte in Wien in ihree Mädchenzeit gelernt — und beschied mich für Nachmittag, wo ihr Mann zu Hause sein würde in ihr kleines, bescheidenes Heim. Nachmittags empfing mich das Ehepaar, es war gerade Sonntag, in ihree sauberen Stube, die Frau machte den Dolmetsch, doch ging das Deutsche Herrn Jungmann — dies sein Name — allmählich immer geläufiger von der Zunge.

Es war das kleine Heim eines bescheidenen Wirtschaftsbeamten, dee im Frieden mit seinen Bezügen ein ruhiges Auskommen fand, im Kriege aber zu kämpfen hatte. Ich sah sofort, daß mein Besuch nicht unangenehm war. Wiedee, wie bei allen Menschen, denen ich hiehee auf dee Reise begegnet war, stellte sich eine vertrauensvolle Beziehung her

Ich ließ mir zuerst die Struktur der Stadt beschreiben. Kuttenberg hat 14 000 Einwohner, darunter 7000 Arbeiter, also eine sehr hohe Quote. Diese gehören den beiden sozialistischen Parteien an. Der Abgeordnete des Bezirkes ist De Putek, ein Jungtscheche. Die Stadt hat zwei Zuckerfabriken, ein Elektrizitätswerk, eine Brennerei, Ziegelbrüche und eine Tabakfabrik in Kuttenberg-Sedlec; eine Schuhfabrik, Dampfsäge und eine städtische Gasanstalt.

In der Stadt lag früher das 21. Infanterieregiment Czaslau, dieses kam nach Ungarn, dafür kam von Czaslau das 60. Regiment, ein magyarisches. In der ersten Zeit gab es Reibereien, später vertrug man sich ganz gut. In der Umgebung von Kuttenberg ist eine stark prozessantische Enklave, besiedelt von siebenhundert Köpfen. Diese besitzt in Kuttenberg eine eigene protestantische Kirche.

Projektiert ist eine elektrische Bahn nach Kuttenberg nach Sedlec, doch ist die Ausführung wegen Geldmangel bis auf weiteres unterblieben. Auch ein Bad soll errichtet werden.

Die Stadt Kuttenberg besitzt eine große Heeresschule in Jungwitz mit ausgedehnten Wäldern, das hindert nicht, daß die Bevölkerung an bitterem Holzmangel leidet, nur die bäuerliche Bevölkerung bekommt das Holz im Austausche gegen Lebensmittel. An Kohle fehlt es ganz und gar. „Wir haben in vier Wochen zwanzig Kilo bekommen, wir haben schrecklich gefroren im Winter." „Ein Paar Fußsocken kostet scheußlich zwanzig Kronen!"

Überhaupt sie nichten zu bekommen, nicht einmal auf dem Lande. Die Bauern geben den Städtern nichts, sie behalten alles für sich. So ist also selbst diese kleine Stadt, die mitten in einem fruchtbaren Agrarbezirke liegt, obwohl sie ganz nahe Tschechen bewohnt ist, gleichfalls dem Hunger preisgegeben. Ich habe keinen Grund an der Sennsucht der Berichten zu zweifeln, da wie die junge Frau wie aller Bekümmernis nonsensist wenn für Entbehrungen sie zu dulden haben. Der Monate lang herrschte auch hier die Teuerung, es gab in dieser Zeit nur einen halben Lord.

Wir wenden uns nun von der leidigen Misère der Politik zu Kuttenberg war eine Residenz böhmischer Könige. Hier hat es einen Landtag gegeben, hier hat König Wenzel jenen berhängnisvolle Dekret unterschrieben, welchen die Prager Universität betraf und so große Folgen nach sich zog.

Dann sich selbst erzählt mir Herr Jungmann dann einiges. Er hat zwei Brüder, die sehr gut deutsch sprechen: der eine ist Resident bei der Nordbahn in Prag, der andere Phoengraph. Ich sehe mir denn die kleine, aber gewählte Bibliothek an, die auf dem Bücherregale steht. Hier fällt mir besonders ein prachtvolles Lieferungswerk auf, welches die Kunstschätze von Böhmen beschreibt und abbildet. Die Reproduktionen sind sehr fein ausgeführt und geben einen Begriff von dem Reichtum an Bildwerken, Plastiken und Baudenkmälern im Lande Böhmen. Die Freude und der Stolz auf diese Schätze und das Werk welches sie preist, leuchtet aus den Augen der Leute, ein bemerkenswert kultivierter Geschmack in diesem Stande und Milieu.

Aber noch heller leuchten die Augen Jungmanns, als er eine dicke Broschüre

Jakobskirche in Kuttenberg

auf den Tiſch ſchleppte, den Prozeß Kramerius. Sogleich ſchlägt er ſie auf und beginnt vorzuleſen „Hören Sie, Herr Doktor ...“ Dieſes Buch findet man derzeit wohl in jedem böhmiſchen Hauſe, es erſetzt bis auf weiteres die Bibel.

Sodann erbietet ſich Herr Jungmann, mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Wir begeben uns ein zweites Mal zum Dome, diesmal unter kundiger Führung und betreten jetzt auch das Innere der Barbarakirche. Prachtvolle Fresken und Glasfenſter, wundervolle Schnitzereien und Kleinodien werden uns von der weiblichen Fremdenführerin erklärt; die kleine Frau artikuliert das Böhmiſche ſo ſchnell, wie eine Sprachlehrerin oder Schauſpielerin und ich werde nicht nur an öſterreichiſchen Sinderücken, ſondern auch an Dukaden bereichert. Ich verſtehe ſchon ewige Sätze ohne Überſetzung aus dem Zuſammenhange mit dem anſchaulichen Objekte. Schließlich intereſſiert mich die temperamentvolle Führerin und ich frage ſie, ob es ihr an der Wiege geſungen worden ſei, daß ſie einſt Dienerin der böhmiſchen Kirche ſein werde. Da bekannte ſie lachend, daß ich ſie durchſchaut hätte und ſie, allerdings vor unvordenklicher Zeit, in der Wiener Leopoldſtadt geboren und in den erſten Hälfte ihres Lebens eine waſchechte Jüdin geweſen ſei.

Am folgenden Tage, an welchem ich nach Kolin zurück mußte, ſtellte ſich Herr Jungmann nochmals als Führer in liebenswürdigſter Weiſe zur Verfügung. Wir waren jetzt ſchon gute Bekannte. Jungmann ließ es ſich nicht nehmen, mich noch

Sedlec zu führen um wie dort die Kirche zu zeigen die einige historisch bemerkenswerte Bilder enthält und einen sehr bedeutenden Fassungsraum hat, dann in die berühmte Kapelle, deren Inneres mit dem Gebein und Totenschädeln von vielen tausenden Skeletten in einem bizarr-gruselsamen, mittelalterlichen Stile ausgeschmückt ist. Die Totenschädel stammen aus einer Schlächterei im Dreißigjährigen Kriege und wissen noch die tiefen Scharmmen und Lachen von Säbelhieben auf. Jegend ein Mitleid mit den Opfern jener Metzelei wäre heute verspätet, die Phantasie kann aber nicht umhin, sich die Schädelpyramiden vorzustellen, welche der Weltkrieg aufgetürmt hat. So kehren wir aus der Barbarei der Vergangenheit in jene der Gegenwart zurück und verlassen den Ort diabolischer Geschmacklosigkeit mit dem Achselzucken des Philosophen.

4

Auf der Rückfahrt nach Kolin die ich als gepreßtes Heering im überfüllten Zuge zurücklegte, machte ich die Erfahrung, daß man auch noch in Massengabe auf angenehme Begegnungen rechnen darf, wenn man nur Glück hat. Ein junger Hauptmann tschechischer Nationalität spricht mich in deutscher Sprache an und entpuppt sich als ein wahres Kompendium der Kunstgeschichte und allgemeinen Historie. Auch sonst hat der Mann, der im Zivil ein Aktiver Bahnbeamter ist, eine Fülle von Wissen und Talent. Er spricht drei slawische Sprachen, dazu vorzüglich Deutsch. Letzteres hat er in der Schule gelernt. Er versichert mir, daß alle Leute in Böhmen, die mehr als Volks- und Bürgerschule besucht haben, Deutsch können und es sehr gerne sprechen. „So schadet nichts" Von der Kirche in Sedlec bemerkt er, sie sei die größte in Böhmen. Die Kirchen in Kuttenberg sollte man in der Reihenfolge der historischen Stile besichtigen, um diese zu studieren. Alle Kirchen in Kuttenberg wenden in gotischen, und zwar spätgotischen Stile restauriert, es war eine Zeit, wo man sie den gotischen Stil eine besondere Vorliebe hatte.

Im Kuttenberger Museum welchen zu besichtigen mir die Zeit gefehlt hatte, waren Sachen aus dem Silberbergwerke von Kuttenberg zu sehen. Dieses ist erloschen, man hat vergeblich versucht, es wiederzugewinnen. Die Wiederherstellung des Bergwerkes müsse sich nicht rentieren, in neuer Zeit schickt man die Erze nach Pribram, wo sie verwertet werden.

Ins Geschichte von Kuttenberg bemerkt mein Reisegenosse. Hier hat der Landtag die Berufung des Polenkönigs aus dem Hause der Jagellonen auf den böhmischen Thron beschlossen, lange vor den Habsburgern. Letztere kamen erst seit dem Tode Ludislaus Posthumus 1526 auf den Thron. So waren es also die Böhmen, die Österreich gegründet haben.

Der Hauptmann sagte mir, er hätte mir gerne den Führer gemacht. Wenn dieses Buch und diese Zeilen meinem freundlichen Gesichten zu Gesicht kommen sollten, so möge er wissen, daß ich mir seine Züge eingeprägt habe und seiner in Sympathie gedenke.

Marienbad

1

Inzwischen war nun letzte Drittel des Monats August angebrochen. Ich begann, mit der Zeit zu rechnen und bemerkte zu meinem Leide, daß es kaum mehr möglich sein werde, mein Programm im vollen Umfange aufrechtzuerhalten. Von Reichenberg sollte ich planmäßig nach Jungbunzlau, dann Reichenberg besuchen, dort wollte ich mir von den Deutschen eingehend berichten lassen, um das Gleichgewicht in der Berichterstattung wieder herzustellen, hierauf nach Leitmeritz, welches mir wegen der bevorstehenden Errichtung des Kreisamtes besonders wichtig war, dann nach Brüx und Dux, wo ich die Nationalitätenfrage besonders im Zusammenhange mit der Arbeiterfrage studieren und die Verhältnisse in den Kohlenbergwerken aus eigener Anschauung kennenlernen wollte, dann erst wollte ich mir, gleichsam als Lohn für die Strapazen, den Badeaufenthalt beschränken und mich an seiner Herrlichkeit laben.

Ich hatte bei der Zusammenstellung meines Itinerars wie gewöhnlich den ecrasierlichen Zeitaufwand unterschätzt, hauptsächlich deshalb, weil ich die Fülle des Sehens- und Beachtenswerten, welche mir auf meiner Wanderung begegnen würde, gar nicht erwartet hatte. Nun erkannte ich aber daß ich die Hoffnung aufgeben müsse, innerhalb der nach zur Verfügung stehenden Zeit die Rundreise zu vollenden. Die Wanderung mußte ein Torso bleiben Stückwerk, wie alles, was man in diesen bewegten Zeiten unternimmt. Nach konnte ich mir nicht verhehlen, daß die beängstigende Gestalt, welche die Kriegsereignisse mittlerweile angenommen hatten, den Gegenstand meines Studiums selbst gleichsam unter meinen Händen verändert hatten. In dieser Stunde erreichte mich ein sehr schmeichelnder Einladungsschreiben, welches mir für eine Woche in Marienbad die Gastfreundschaft des Hotelbesitzers von Walhalla, Herrn Löwenthal, anbot, den mir seit Jahren bekannt war, meinem Aufenthalte in Böhmen Nachricht erhalten hatte. In der freundlichen Einladung wurde darauf verwiesen, daß die Saison ihrem Ende zueilte und eigentlich nur mehr die letzte Augustwoche für einen Besuch in Marienbad in Betracht komme.

Ich mußte also einen raschen Entschluß fassen. Die böhmischen Bäder waren mir nach unbekannt. Ich mußte mir sagen, daß ich von Böhmen nur einen sehr unvollkommenen Begriff besaß, solange ich Marienbad nicht gesehen hätte. So stellte ich denn meinen Marschplan um und machte eine scharfe Schwenkung nach Osten. Ich setzte mich auf die Bahn und traf um zehn Uhr vormittags in Prag ein. Es war ein schöner, sonniger Tag. Die Zeit bis zum Abgange des Marienbader Zuges benutzte ich nun in der Redaktion des Prager Tagblattes vorzusprechen. Ich erhielt daselbst vom Chefredakteur Herrn Dr. Bien, einem erfahrenen Kenner der böhmischen

Verhältnisse einige Winke, welche mir als einem Amtsmann der nationalen Frage sehr wertvoll sein mußten.

Die Strecke von Prag bis Pilsen war mir schon bekannt. Von Pilsen an war sie mir neu. In meinem Kupee saß ein Herr mit weißem Schnurrbart, der in großer Erregung von einem Konflikt erzählte, den er kurz vorher mit einem Offizier ausgefochten hatte. Jener war in ein von Zivilisten nahezu besetztes Kupee eingestiegen und erklärte plötzlich, dies sei ein für Militär reservierter Waggon und verlangte, daß sämtliche Passagiere ungesäumlich ihre Plätze räumen. Die eingeschüchterten Leute gehorchten, nur unser alter Herr ließ sich das nicht gefallen, sondern behauptete ganz energisch seinen Platz. Die Argumente, mit welchen er sein Recht durchfechten wollte, waren nicht so auf der Hand liegend, sie zeigten aber, daß der Mann eine nicht gewöhnliche Fechtgewandtheit und Lebenserfahrung besaß. Eine Kämpfernatur. Wir stellten uns gegenseitig vor. Der interessante Herr war ein Tuchfabrikant aus Pilsen, der einen Sohn im Kriege verloren, einen zweiten in Montenegro stehen hatte. Ihm gegenüber saß eine vornehm aussehende Dame in tiefer Trauer. Auch ihr Sohn war im Kriege gefallen. Die gefaßene Würde, mit welcher die beiden Leidtragenden einander ihre Schrecklichkeiten erzählten, war imponierend.

Auch von einem großen, eben ausgebrochenen Ausstande in den Skodawerken war die Sprache, der 30 000 Arbeiter umfaßte. Das Leid des Krieges die wachsende Spannung trafen mit Angst. Der Fabrikant war, wie aus seinen Äußerungen hervorging, ein führender Industrieller in Pilsen, hatte mit allen Behörden, Instanzen und Zentralen, ständig Fühlung und Berührung und besaß hervorragende Personalkenntnisse. Er war ein imponierender Staatsmann, überhaupt ein genauer Kenner Böhmens im allgemeinen und ein erfahrener Reisender, der alle Kniffe und Vorteile kannte, welche man in den Kriegszeiten so besonders nötig hatte. Ich konnte von ihm eine Menge lernen. „Auf der Kolonnade werden wir einander sicherlich begegnen! Dann wollen wir unsere Plaudereien fortsetzen."

So war Nacht geworden, als wir in Marienbad ankamen. Sternenklarer Himmel, aber unerwartet kühl, beinahe frostig. Ein Diener vom Hotel Waldhain erwartete mich und geleitete mich in die Stadt. Im Hotel war alles schon zur Ruhe gegangen, nur Herr Löwenthal war noch auf dem Posten und begrüßte mich herzlich in seinem Hause.

2

Ich war von der Größe und Ausdehnung dieses Weltkurortes überrascht. Den eigentlichen Betrieb sah ich allerdings nicht mehr, die Hochsaison war längst abgestanden. Die Kriegsgewinnler fuhren schon vereinzelt mit ihrem nötigen Gepäck nach dem Bahnhofe. In den Kolonnaden und an der Waldquelle versammelte sich immerhin ein Rest des Kurpublikums bei den Konzerten, wenn es auch von dem internationalen Leben, dessen Schauplatz Marienbad in anderen Zeiten gewesen ist, nur einen schwachen Begriff vermittelte. So mußte sich die Phantasie aus der Anlage der Straßen und Plätze, aus dem Reichtum der Geschäftsläden, den noch Hunderten zählenden Hotels, die mit außerster Bodenausnutzung gebaut sind, das Bild des Riesenbetriebes

zusammensetzen. Man zeigt uns den Balkan, auf welchem Clémenceau mit König Eduard den Ententepakt besprochen hat, das Goethe-Haus, welchen in seiner schlichten, alten Banart und einfachen edlen Fassade die Architektur der Renzeit beschämt, das Primathona-Theater, in welchem Richard Wagner gewohnt hat, das Kurhaus, die Badeanstalten, die Rotundenkirche auf dem Hauptplatze und der Park entsprechen mit ihren Dimensionen der Weltbedeutung dieses Kurortes, der, wie kaum ein zweiter Punkt von Europa, westliche und östliche Menschenströme in sich vereinigt.

Die Zeit scheint mir nahe zu sein, wo die kulturelle Rolle der Großstädte verblassen und zurücktreten wird, und zwar in demselben Maße, als die Winterstadtkultur von der sommerfreien Luftkultur schrittweise abgelöst wird; in denselben Verhältnisse wird die Bedeutung der Kurorte steigen, sie werden mit der Zeit die eigentlichen Mittel- und Brennpunkte der geistigen Strömungen werden. Für Österreich bedeuten die Bäder noch mehr: sie sind die Mündungen der Weltzuflüsse, sie vermitteln nun mehr als selbst die Hauptstädte den Zusammenhang mit dem Weltleben. Daß die drei weltberühmten Bäder Marienbad, Karlsbad, Franzensbad auf deutschem Boden liegen, ist daher sehr bedeutungsvoll und trug sicherlich dazu bei, den Deutschen auch im Verhältnis zu den übrigen Nationen der gewesenen Monarchie ein gewissen Übergewicht zu verleihen. Es ist daher zu verstehen, daß die Tschechen sehr ungerne davon hören wollen, daß bei der Neugründung ihres Staates Deutschböhmen abgetrennt wird und dieses Kleinod den Deutschen verbleiben soll. Was die Bäder wirtschaftlich bedeuten, insbesondere im Hinblicke auf die vielen Millionen ausländischer Valuta, welche sie an sich ziehen, ist jedermann geläufig. Darüber hinaus sind sie eine Angelegenheit des internationalen Prestiges, bedeuten sie doch den Empfangssalon, den wir jährlich für Europa öffnen. Was sie außerdem als Kulturzentren noch sein können, den anzuschöpfen ist Sache der Zukunft; sobald die eigentlichen, tieferliegenden Aufgaben des Völkerverkehres allmählich erfaßt sein werden. Im Gesamtbilde Böhmens sind die drei Kurorte die Tore der Neuzeit, man tritt aus dem Inneren Böhmens in sie mit einer ähnlichen Sensation, mit welcher man in einer Bildergalerie aus einem Saale mittelalterlicher Kunst in einen modernen Saal einlenkt.

Wenn der tschecho-slowakische Staat Deutschböhmen der Deutschen Republik überlassen müßte, so würde dies bedeuten, daß er ganz und dauernd auf die östliche Orientierung verwiesen wird. Deutschböhmen ist also dann die Grenzscheide der westlichen und östlichen Menschheit. Wird Deutschböhmen den Tschecho-Slowaken zugesprochen, dann werden die Kurorte die Brückenköpfe nach dem Westen sein, dann ist der tschecho-slowakische Staat ein internationales Gebilde mit allen Verpflichtungen und Schicksalen eines solchen.

Von den Höhen Marienbads kann der Blick bayrischen Boden streifen. Es war die deutscheste Stadt, welche ich bisher in Böhmen betreten hatte, nichts im Aussehen und in der Bevölkerung der Stadt erinnert daran, wie nahe man der tschechischen Sprachgrenze nach Osten steht. Man muß sich vorstellen, daß ein Wanderer, von Deutschland über die Grenze schreitend nach Marienbad kommt. Wenn dieser niemals die Landkarte angesehen hatte und es ihm niemand sagen

würde, der Wundercur müßte unbedingt glauben, noch immer im tiefsten Deutschland zu stehen. Der Gedanke, daß diese Bezirke Teile eines slawischen Staates seien oder werden sollen, müßte ihn mit Gestanken erfüllen.

3

Wälder um Marienbad! Wer euch nicht gesehen hat, der weiß nichts von der Majestät des Nadelwaldes. Er weiß nicht, wie feierlich ein Wald sein kann, wie märchenstill, wie himmelragend, wie vorweltlich. Jeder Baum ein Meer in Turm, eine Persönlichkeit für sich. Moos, Naturholz und anderes Gestrüpp. Himmel und Sonne blitzen durch die Stämme. Felsen stürzen dazwischen herab, türmen sich zu steineren Denkmälern, die uns mit anschaulichster Gewalt zwingen, der Urgeschichte der Erde nachzusinnen, als wären sie erst gestern niedergerollt, man weiß nicht, woher? Auf dem nackten kahlen Steine stehen sich kerzengerade lebendige Fichten. Woher beziehen sie ihre Nahrung und ihre unzerbrechliche Lebenskraft? Eine Urwegend hat Goethe diesen Seelenwinkel genannt, näher als sonstwo fühlt man sich hier der Vorzeit und der Werkstätte der Natur.

Bizarrer Reiz, Kühnheit des Menschen wohlgepflegte Promenaden in frecher Verwöhntheit mitten durchzuziehen, auf einsamen Höhen in dünnster Luft mondäne Restaurants anzulegen, Gärten mit Standuhren zu schützen und Musikkapellen spielen zu lassen, die man in der tiefsten Waldeinsamkeit plötzlich unsichtbar ertönen hört, von Höhe zu Höhe ——

Zum Café Rabezahl stieg ich gleich am ersten Tag hinan. Keine Seele begegnet dir im Walde. Von der Höhe bietet sich dir die Stadt Maxiribad in gedrängter Übersicht als weiße Häuserinsel in Wälder gebettet. Im Restaurant, wo man unwillkürlich leise spricht ist die Nähe der Höhe schwarze, kühle Luft, um der man sich gerne in die molligen Plaids hüllt, die für die Gäste bereitgehalten werden. Die hellenenden Damen sind in Sehlgetracht gekleidet und sehen ungewöhnlich distinguiert aus. Einige unter ihnen sind sogar weiblich schön. Die Kapelle spielt. Wie sind an einem Orte, wo unzählige Menschen nur uns schöne, befreite Stunden verlebt haben, Tausende gefurtet glücklich und unglücklich geliebt haben, einem Orte, den sich der Reichtum zu raffiniertem Genusse vorbehalten hat, einem Orte der Mitte, der Rendezvous, den ewigen Sonntage. Abee es herbstelt man hüllt sich fester in den Plaid, der eigentliche Sommer ist zu vorbei. In Böhmen altert der Sommer schnell und durch legend eine Gedankenklangverbindung kommen uns die Verse von Chamisso in den Sinn:

Ich bin auf Bergeszinnen nicht König mit Schwert und Krone,
Ich bin der empörten Zeiten ohnmächtiger, hangender Sohn.

4.

Nicht unsern der Waldkapelle — nichts zu suchen, das war mein Sinn — stand ich unvermutet vor dem Portale eines Fürstenhofes. Es ist ein ganzer Park

sue ſich und über die Friedhofsmauern reichen ſich die Äſte die Hände mit der Landſchafe ſo daß Tod und Leben ineinanderklingen. Auf einem kleinen Plateau machen wir unwillkürlich Halt. Unter vielen Einzelgräbern tritt uns plötzlich eine Reihe entgegen. eine mörderiſche Truppe. über die noch im Tode die Waffenſtein der Feind Gewalt hat. Zweiundzwanzig Soldatengräber. wie mit dem Zirkel und Lineale abgeteilt, alle mit den gleichen Kreuzen und Aufſchriftstafeln, geben Kunde von dem unermeßlichen Wirken des Krieges. Der Tod hatte jene in jungen Jahren ereilt. Durchſchnittsalter zweiundzwanzig. die fünfundzwanzig! Ein Doppelgrab umſchließt zwei Brüder. die ein Intervall von ſechs Jahren trennt und die nunmehr die Erde vereinigt.

Es iſt leider Krieg! Man wende es ſelbſt an den ſchönſten Vereinigungspunkten nicht vergeſſen. denn eine wie mächtende Bangigkeit folgt der eleganten Geſellſchaft überallhin wie ein Schatten. Die in den Hotels und Restaurants gebotenen Genuſſe ſind man iſt ſich deſſen ſehr bewußt nicht zu erachtfertigen. Wer es aber ſich nicht ſelbſt ſagt dem wird es auf andere Weiſe zum Bewußtſein gebracht.

Auf der Hauptſtraße von Marienbad, in der eigentlichen Stadt. welche von den Einheimiſchen bevölkert iſt, begegnete ich einer kleinen Anſammlung von Leuten, welche ſichtlich nicht zum Kurpublikum gehörten. Sie beſtand hauptſächlich aus Frauen in Umhängetüchern, beziehungsweiſe aus jener Klaſſe welche ehedem den Mittelſtand bildete, im Kriege jedoch zum Proletariat herabgeſunken iſt. Sie waren alle über die Maßen bleich, beſonders ein junges Mädchen mit ſehr feinem Profil, das nur ſchweigend und ergeben lächelnd zuhörte. Ein Mann mit zornerötetem Geſichte hielt eine Anſprache. in welcher er gegen die Kriegsküche wetterte, weil ſie ſchon wieder ein ſo elendes Eſſen geliefert hätte. Die Frauen erzählten von dem unſäglichen Elend. in welchem ſie ſchmachteten. von ihren Kennereien. um ein paar Kartoffeln zu bekommen und ſie zeigten wie die Kuſt, welche ſie ſoeben gegeſſen hatten.

— Heute, ſagten ſie, tut's es auch, aber wie wie ſonſt für einen Preis bekommen!

— So iſt doch eine halbe Million geſammelt worden für uns. Wir ſehen aber nichts davon. Wo bleibt die Aufbeſſerung? Wir möchten wiſſen, was mit dem Gelde geſchehen iſt, von dem wir in der Zeitung geleſen haben!

Eine ſehr blaß ausſehende Frau mit einem von himmlichen Segen verwelkten Geſichte bekundet: Wir ſehen ja ein, daß Marienbad für ſeine Gäſte etwas bieten muß wir müſſen genau, daß wir uns mit den Kriegsgäſten nicht gleichſtellen dürfen aber daß ſene alles bekommen, Butter, Fleiſch und Milch in Hülle und Fülle wir aber nicht einmal das Notwendigſte, das iſt doch unerträglich!

Das Volk geriet in ſteigende Erregung. dennoch war es erſichtlich, daß es ſehr geduldige, entbehrungsgewohnte Leute waren, mit denen es leicht war, ſich zu verſtändigen.

Eine ganz kleine, aber redebegabte Perſon drang darauf daß nun endlich zur Tat geſchritten werde.

— Boykottieren wir die Kriegsküche, rief eine Frau. Sie war, wie ſie er-

zählte, die Witwe eines Sicherheitswachmannes, der im dreißigsten Lebensjahre im Kriege gefallen war. Sie stand nun allein mit zwei Kindern.

— Wer gibt mir etwas? Wer sorgt für meine Kinder? Wer gibt mir meinen Mann zurück?

Sie bebte, mehr vor Schmerz, als vor Zorn.

— Wer morgen beim Aufzug und der Versammlung ausbleibt, der wird aufgeschrieben und verrechnet, blau geschlagen zu werden.

— Seit Wochen kein Brot, kein Fett, keine Erdäpfel! Die gelobte Küche besteht aus Suppe und Semmeln mit Marmeladesauce. Kein Nachtmehl, kein Feuhfleck!

Eine blasse Wäscherin erzählt: Man hat soviel Regie, daß einem nichts bleibt.

Ich sage: Es gibt so viele Schwämme im Walde, könnte man die nicht sammeln?

— O ja, sie werden gesammelt, aber das Kilo um zwanzig Kronen an die Kriegsfee verkauft. Und wo hat man denn Zeit, sich damit zu befassen?

Ich gebe die Anregung, den Schwämmesuchen mit Hilfe der Kinder zu organisieren und die Schwämme dem Volke zurzubehalten.

Die Menge wuchs an. Stefanmig wurde beschlossen, am nächsten Tage die Hauptversammlung liegen zu lassen und einen gedenklichen Kreuzzug zu schlagen. Und man war das Ziel des Volksaufstandes? Die Zumessung von ein bis zwei Kilo Kartoffeln für den Haushalt und Kopf!

Am folgenden Tage kam die geplante Revolte tatsächlich zur Aufführung.

Plötzlich hieß es in den Geschäftsstraßen: Rolläden herunterlassen! Sie kommen! Sie kommen!

Gleich darauf rasselten die Läden herab, unter lautem Geschrei sammelte sich eine Menge von etwa tausend Frauen und Buben an, bildete Ansammlungen vor den verschiedenen Amtsgebäuden, besonders beim Rathause und gab ihrem Unmute stürmisch Ausdruck.

Aus den Hausetoren und Gewölben traten die Kellner und Geschäftsinhaber heraus und warfen einen Blick auf das Schauspiel.

Als die Mittagsstunde nahte, die Bewegung ab. Auf der Hauptstraße sah ich einen Trupp und darunter die kleine Agitatorin von gestern. Sie lächelte mir zu, grüßte und machte freundliche Nasenlöcher. Ich sprach sie an, und sie sagte: Wir haben es erreicht, wir bekommen Erdäpfel! Ja, wenn sich das Volk rührt, dann geht es schon!

Es gab aber auch erfreuliche Bilder. In Marienbad konnte man in der Stadt, im Walde, auf den Promenaden wiederholt Scharen von Kindern begegnen, die, entweder ganz sich selbst überlassen oder unter Führung von Lehrpersonen sich im Freien tummelten. Es waren Kinder, welche aus den Städten in Kost und Pflege genommen waren, im Rahmen der Aktion: Kinder aufs Land!

Einen Tages traf ich eine solche Gruppe Allerjüngster in der Nähe des Brunnens auf dem Franz-Josefs-Platze.

Ich fragte, wer sie seien?

Wiener Kinder in Marienbad

— Wir ſind Wiener Kinder

Über Befragen erzählten ſie, daß ſie ſchon ſeit drei Wochen hier ſeien und ſich ſehr wohl fühlten. In der erſten Zeit hätten ſie Heimweh nach Wien gehabt, jetzt nicht mehr. Ich ließ mich mit ihnen zuſammen photographieren, wofür ſie ſich ſo artig bedankten, als wäre ihnen damit ein großer Dienſt erwieſen. Wie mir berichtet wurde, ſind derartige Koſtkinder im ganzen angefähr hundert in Marienbad verpflegt worden.

5

Am 28. Auguſt ein Leitartikel in der „Neuen Freien Preſſe" betreffend die Gerüchte über in Öſterreich geplante neue Staatsformen, anknüpfend an eine Meldung der tſchechiſchen Blätter. Der Gedanke, daß Öſterreich auf föderativer Grundlage neu aufgebaut werden ſolle, wird als ein verrückter Plan mit gehemmten Worten zurückgewieſen, als ein kopfloſes Dilettantentum der Staatsleitung, das unabſehbare Folgen nach ſich ziehen könne.... Das war am 28. Auguſt 1918...

Über die Schulverhältniſſe in Marienbad höre ich ſehr ſchlimme Berichte. Das Schulgebäude iſt allerdings herrlich, aber der Unterricht iſt deſto mangelhafter. Ein Lehrer hat achtzig Kinder in einer Klaſſe unter ſich. Zum Lernen kommt es nicht, es wird immer gezankt. Es iſt ſo furchtbar langweilig in der Schule, daß

die Kinder ganz verlöst nach Hause kommen. So sind zu wenig Schulen da. Die Väter sind eingerückt, daher die Kinnen ohne Erziehung und Anregung. Die Schule ist verwüstet, die Kinder vernachlässt, sie gehen in die Schule, wann sie wollen und bleiben fort, wann es ihnen beliebt. Die Lehrer haben genug zu tun, daß um die Ordnung in der Schule zu halten. Die Stadt Marienbad zerfällt eigentlich in zwei Teile die obere und die untere Stadt, letztere umfaßt das Bahnhofgebiet. Die Kinder der beiden Stadtviertel müßten aus pädagogischen Gründen getrennt werden, weil sie verschiedenen Milieus entstammen und verschiedene Intelligenzgrade besitzen. Die Lehrer waren ursprünglich vielleicht ganz tüchtig, aber sie sind nur durch die zuchtlose Jugend verärgert und haben die Freude an ihrem Beruf eingebüßt. Der beste Lehrer, den die Schule hatte, wurde über Betreiben der Klerikalen in die Provinz versetzt.

So sieht es in dem berühmten Kurorte bei den Einheimischen und beim Volk aus. Haben da nicht jene recht, welche unsere ganze Gesellschaftsordnung mit einem auf die Spitze umgestülpten Kegel vergleichen und diesen mit Gewalt umdrehen wollen, um ihn auf die Basis zu stellen?

Der zehnjährige Felix, der Sohn meiner Wirte der sich in der Gaststube nützlich macht und beim Servieren hilft, soll nächstes Jahr in die Mittelschule kommen. Die Eltern ersuchen mich, ihren Sohn zu beguchten und ihnen einen Wink zu geben, ob sie ihn studieren lassen oder einem praktischen Beruf zuführen sollen.

— Sehr gerne, dazu brauche ich nichts als einen kleinen Spaziergang mit ihrem Jungen. Ich lasse ihn dann frei plaudern und weiß sehr bald, woran ich bin.

Am folgenden Tage streife ich dann mit dem kleinen Felix durch den Wald. Der Knabe hat ein Engen Köpferl und ein merkwürdig gesetztes Wesen, wie man es bei Kindern selten antrifft. Er ist entweder recht reflexiert, erst langsam wird er munterer und redselig. Er führt mich zu einer Riesenfichte im Walde, deren nur gehenden Wurzelwerk den Baum mehrere Meter weit umspannt. Sie ist 42 Meter hoch und hat einen Umfang von 3.4 Meter. Wir setzen uns zu ihren Füßen und plaudern. Ich habe es bald heraus, daß der Junge für abstrakte Gedankengänge und entlegene Gegenstände wenig Interesse hat, vielmehr ausgesprochen praktisch gerichtet ist. So steht bei ihm feinfest, daß er in das Geschäft seiner Eltern eintreten wird. Meine Diagnose lautet zuletzt: Gut veranlagt, soll aber nur die unteren Stufen der Mittelschule machen, dann zielbewußt dem praktischen Berufe zustreben.

Die Eltern sind es zufrieden und beschließen, mein Gutachten zu befolgen.

6.

Auf der Brunnenpromenade begegne ich, wie vorausgesagt, Herrn Gutwillig aus Pilsen. Er hat seine Tochter bei sich, eine Dame von zarter, pikanter Erscheinung, mit der man sehr hübsch plaudern kann. Sie ist eine Zeitlang im Kontor ihres Papa tätig gewesen und hat daher Einblick in das praktische Leben, wünscht sich aber Luxus, Reisen und Lebensgenuß.

Zwischen Vater und Tochter ist ein sehr zärtliches Verhältnis. Herr Gutwillig ist ein immer regsee Geschäftsmann, der neben seiner Fabrik an allerlei Unternehmungen beteiligt ist und fortwährend neue, große Dinge plant.

Auch Herrn Dr Singer, Vizepräsident der Baumwollzentrale, treffe ich am Brunnen. Er ist schon seit seiner Begegnung in Pilsen mit seiner Familie, Frau und zwei Töchtern, in Marienbad und sehnt sich bereits nach seinem Bureau zurück.

Herrn Dr. Singer verdanke ich die Anregung, das Stift Tepl zu besuchen. Er ladet mich zu einem Ausfluge ein, kündigt unseren Besuch im Stifte an und bestellt sogleich einen Wagen.

Nach zweistündiger Fahrt erblicken wir die Türme des Stiftes, welches inmitten seiner reichen Äcker und Wirtschaften nahe der Stadt Tepl mit seinem umfänglichen, schloßähnlichen Gebäude die ganze Landschaft weithin beherrscht.

Herr Abt Hellmer hatte gerade Besuch von Herrn Gattler von Arminger, Vizepräsident der Prager Statthalterei, der mit seiner Familie, Frau, Sohn und Tochter, im Stifte weilte. Wir wurden sogleich eingeladen, um der Gesellschaft anzuschließen und betraten alsbald das geräumige Gemach des Abtes, der nun im Kreise seiner Besuchee empfing.

In einer zwanglosen Konversation, zu welcher die Zeitgeschichte genügenden Stoff bot, erwies sich der berühmte Abt von Tepl als vollendeter Gesellschafter, als ein Mann, der gewöhnt ist, Gäste aller Nationen und Stände, Priester und Laien und oft genug gekrönte Häupter bei sich zu sehen.

Seine erhabene Aufgefangenheit und Sicherheit, seine lebhafte, beinahe feurige Gesprächigkeit, seine sichtliche Freude an der Geselligkeit, sein weltmännisches Wesen und seine Weltgewandtheit schufen eine Atmosphäre des Behagens. Die malerische Tracht, schneeweißer Habit mit schwarzem Tuchgürtel, ein mächtiger Ring, ein roter Rubin von Brillanten umfaßt, das Zeichen seiner Würde, hatte etwas Freundliches, Sonniges. Abt Hellmer war mir schon aus der Mittelschulenquete bekannt, wo er als Experte sehr liberale Anschauungen vertreten hatte.

Zu einer sachlichen politischen Aussprache, wie ich sie mit den Tschechenführern gepflogen und auch hier erhofft hatte, kam es aber nicht. Offenbar war dem Abt die eigentliche Absicht meines Besuches nicht bekannt geworden. Ich mußte mich daher mit dem begnügen, was im allgemeinen Gespräch bei Tisch zur Erörterung kam.

Der Abt lud nämlich die ganze Gesellschaft zu einer Jause ein. Man begab sich in das Speisezimmer, nicht ohne auf dem Wege die einzelnen Gemächer und die prächtigen Möbel in Augenschein zu nehmen. Es gab Kaffee, Kuchen, Obst und Butter in sehr feiner Qualität.

Natürlich standen die wirtschaftlichen Themen im Vordergrunde. Wieder einmal ist von der Requisitionsstatistik die Rede. Die Ernte pro Hektar beträgt durchschnittlich acht Meterzentner, geschätzt werden aber von der Behörde nur fünf Meterzentner, der Bauer erspart drei Meterzentner. Die Behörden dringen nicht genug darauf, daß die Verordnungen beachtet werden.

Wir erörtern die Frage, ob es denn kein Mittel gäbe, die Requisition wirksam

zu machen? Dr. Singer meint, man solle nach dem Vorbilde der Steuergenossenschaften Kontingente auferlegen.

Der Abt bemerkt dazu: Das geschieht ohnehin, aber am Schlusse der Periode stellt sich heraus, daß nichts abgeliefert wurde.

Ich sage: Wie kann sich die Behörde das bieten lassen? Warum läßt sie es soweit kommen und warum ist sie so schwach? In einem solchen Falle sollte nachträglich eine Buße oder Sühne verhängt werden.

Der Vizepräsident der Statthalterei, Herr Suttner, meint resigniert: Da gibt es kein anderes Mittel, als daß man im darauffolgenden Jahre strenger regnieren.

Ich finde darin eine magere Genugtuung. Es bleibt dabei: die Welt ist auf den Krieg nicht eingerichtet. Moral, Recht und Krieg sind Gegensätze, neuerdings wird man sie zu versöhnen suchen.

Nach der Jause erhebt sich die Gesellschaft, der Abt führt uns persönlich zu den Sehenswürdigkeiten des Stiftes. Das Gebäude ist 1197 errichtet worden. Die Kirche war ursprünglich eine rein romanische Kirche, mit einer Quadernfassade. Nach dem Brande am Ende des 17. Jahrhunderts wurde sie mit Mörtel beworfen. Die dünnen romanischen Säulen wurden zum Sicherheitsgründen ausgemauert. Der Teil, den wir zuerst betreten, wurde im 14. Jahrhundert angebaut. Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts liegen schon genauere Aufzeichnungen vor.

Die Kirche enthält mehrere Gemälde: Masen und die Schlange, Mirakel, Empfangnis und eine Kreuzigung. Der Stifter ist in der Kirche begraben, der Abt zeigt uns den Stein auf dem Fußboden, unter welchem seine bis zum Jahre 1808 gelegen ist. (Seit seinem 1217 erfolgten Tode.) In diesem Jahre wurde der Steinsarg ausgehoben.

In einem Schrein, Albert von Penkefsor Georg Busch in München, befinden sich die Reliquien der Kirche. In der Mitte der Kirche steht ein sogenannter Kreuzaltar, der eine besondere Eigentümlichkeit der Prämonstratenser ist. Er findet sich auch in den sächsischen und hessischen Prämonstratenserklöstern. Der erste Abt des Stiftes war Sigismund von Hausmann. König Podebrad, 1458 gewählt, hatte einen Konflikt mit dem Papst, in welchem die Stadt Tepel auf seiten Podebrads stand. Bei diesem Streit suchte Podebrad Hilfe bei den Deutschen und hat dem Abte alles bewilligt, was dieser wünschte. Wie der Abt erzählt, war der erste Rektor der österreichischen k. u. k. Marineakademie ein Tepler Stiftsherr.

Goethe war bekanntlich einemal in Marienbad und einmal in der Kur. Seine Beziehungen zu den Tepler Stiftsherren gehören der Literaturgeschichte an.

Wir betreten dann die herrliche Bibliothek. Ein imposantes, lichtdurchflutetes Raum, von den bunten Bücherrücken aufs lieblichste erheitert. Abt Hellmer führt uns zunächst zu den Dirtuen, in welchen Autographensammlungen aufgeschlagen sind. Es sind Dokumente von Radetzky, Napoleon, Beethove und anderen berühmten Männern. Von den Bücherschätzen bekommen wir zu sehen: Eine von den vierzehn Deutschen Bibeln: Ausgabe von Martin Luther (1447). Der Abt scheint sich für diesen Inhalt ganz besonders zu interessieren. Er hält uns einen kurzen, aber lehrreichen Vortrag, um uns zu beweisen, daß Luthers Verdienst an

der Übersetzung der Bibel einigermaßen überschätze wird. So ergibt sich nämlich aus den Quellenwerken der vorluthersschen Bibel, daß Luthee wissenhafte Vorlagen für seine Übersetzung hatte. Ich gewinne den Eindruck, daß der Abt diesbezüglich eine wissenschaftliche Arbeit vorbereite, kann mich aber auch täuschen. Wir sehen eine Kinderbibel aus dem 13. Jahrhundert und das Gebetbuch König Ladislaus Posthumus von Böhmen, der bekanntlich schon im siebzehnten Lebensjahre gestorben ist. Er war wiederholt in Tepl. Ferner den Codex Teplensis, die älteste Bibelhandschrift.

Als wir mit dem Abt an den Bücherstellagen vorbeischritten, tritt ein sehr geistvoll aussehender Stiftsherr auf ihn zu mit den Worten

— Herr Abt eine Handschrift aus dem 12. Jahrhundert!

— Ei sieh da, sagte der Abt, neu entdeckt?

Der Stiftsherr wies auf den Deckel einen alten Buches, welcher als Einband zu einem jüngeren Buch benützt war, nach den darauf gemalten Lettern aber als alte Handschrift erkennbar war.

Der Finder war freudig erregt, der Abt nahm die Meldung mit Interesse entgegen.

Abt Hellmer erzählt nun dann, daß er selbst, ehe er zum Abte gewählt wurde, in Prag Professor an einem Kollegium gewesen ist, wo die Mitglieder des Ordens ein Lehramt innehaben. Er zeigte uns dann noch einige Kuriositäten aus der Bibliothek des Stiftes. So eine mittelhochdeutsche Bibel, darin eine Handschrift, wo die Verseinteilung der Bibel noch nicht üblich war, ein Pönitenzbuch mit einer Beichtformel, mieten im Text eine deutsche Beichte. Da ist Gott noch mit K (Kue) geschrieben; ein Pergament aus der Haut eines ungeborenen Lammes und so manche andere Schätze.

Auch die Briefe Goethes, welche er seinem Teplee Freunde und fernigen Bewunderer geschrieben hat unter Schu und Rahmen, bekommen wir zu sehen. Zum Schlusse besuchen wir die Mineralsammlung und das Naturalienkabinett des Stiftes.

Auch das Refektorium dürfen wir betreten, d. h. die Herren der Gesellschaft, die Damen müssen zurückbleiben. An den Wänden sind die Bilder der Äbte angebracht. Ein Gemälde im Hintergrunde verblüfft durch die Plastik der Malerei, welche beinahe eine Sinnestäuschung hervorruft. Der Raum komme mir eigentümlich bekannt vor, die Tracht der Stiftsherren, alles das muß ich schon irgendwo gesehen haben. Zuletzt fällt mir ein, daß die „Bendee aus St. Benehard" zum Ohren im Deutschen Volkstheater genau so kostümiert waren.

Der Reichtum des Stiftes, die Herrlichkeit der Bibliothek, die bedeutenden Erinnerungen, die Gesteinsschätze und von Kultur gesegneten Dealitäten haben in diesen stürmischen Zeiten wieder eine Bedeutung gewonnen, welche dem ursprünglichen Sinn der Klöster, als Stätten der geistigen Erholung und geschützten Zuflucht wieder näherkommt als sonst. Wer hätte in diesen Zeiten nicht die Sehnsucht, der Gegenwart zu entfliehen und in einer schöneren Umgebung ausschließlich seiner Bildung und geistigen Sammlung zu leben? So ist freilich die Frage, ob

die Stifte dem Sturme trotzen werden, der jetzt über Europa rast. Ähnlich wie in den Stockwerken fragte ich mich, als wir uns verabschiedeten, ob ich nicht einer der letzten gewesen sei, welche den Ort in dieser Gestalt gesehen haben.

7.

Eine Zufallsbekanntschaft! — Ich suchte in einer Privatangelegenheit eine Dame zu treffen, von welcher wir gesagt wurde, sie wohne im Hotel Habsburg. Als ich mich im Hofe des Hotels nach näheren Einzelheiten erkundigte, näherte sich mir ein Herr, der mir in verbindlicher Weise Beschied gab. Da stellte sich heraus, daß meine Nachfrage auf einem Mißverständnis beruhte. Das schadete aber nichts, der Herr lud mich ein, in sein Bureau hinaufzukommen, wo er sich als Direktor Buxbaum, Inhaber der Bankhensis Lucka, vorstellte, zugleich Präsident der Einkaufsgenossenschaft deutscher Kaufleute für Westböhmen, S m b H.

Das Merkwürdigste an dieser Einladung war, daß zwar ich selbst, aber nicht der Einlader wissen konnte, daß mit Unterhaltung mit ihm für den Zweck meiner Reise von Wert war, überhaupt nicht wissen konnte, daß ich einen solchen verfolge. Aber auf meiner Wanderung fügte sich allemal alles von selbst.

Erst als wir in dem schönen, geräumigen Bureau Platz genommen hatten, erklärte ich Herrn Buxbaum, daß mir diese Begegnung sehr erwünscht sei, weil ich über die wirtschaftlichen und nationalen Verhältnisse Böhmens Material sammle, und er in seiner Stellung sicher in der Lage sei, mir etwas zu sagen.

Direktor Buxbaum war hierzu mit Freuden bereit und äußerte sich wie folgt:

Es ist eine Fabel, daß sich die tschechische und deutsche Bevölkerung schlecht benimmt. Das Volk ist politisch nicht engagiert, die beiden Nationen leben überall ungezeichnet nebeneinander, nicht ein einziges Dorf gibt es, wo nationale Reibungen stattfinden, das Volk verträgt sich sehr gut. Es ist richtig, die Bauern haben schlecht abgelitzert, daran ist aber nicht das Volk schuld, sondern die Beamten, aber manche Bezirke haben sehr brav abgeliefert.

Marienbad ist der ungünstigste Fleck Erde in bezug auf landwirtschaftliche Erzeugung wegen des kalten Klimas. Weizen wird gar nicht gebaut. Das Just Tepl ist reich. Die wenigen guten Böden im Bezirk besitzt das Kloster, die sind ausgezeichnet gedüngt, daher ergiebig. Die Kleinbäuerler haben schlechte Qualität.

Ich fragte: Warum leiden die Einheimischen in Marienbad solche Not?

— Ehedem gesprochen, machen das die Kurorte. Die Gegend braucht eigentlich keine Not zu leiden. Die Gegend ist schwach bevölkert, hat keinerlei Industrie, aber sie hat immer soviel gebaut, daß alle leben könnten, aber die paar tausend Kurgäste, denen nichts zu teuer ist, kaufen das Letzte auf.

— Wird denn der Kurort nie vom Bezirk selbst versorgt?

— Freilich, das meiste Butter z. B., alles kommt aus der Umgebung, nur der Pilsner Bezirk liefert etwas mit.

— Das hatte ich schwer für unmöglich gehalten, daß Florieren der Kurorte ist doch nicht bloß ein Lakaleintreffer!

Bibliothek im Kurhaus Teplitz

— Wie bluten wir bekommen den ganzen Winter keine billigen Preise wehe. Der Kurort darf nicht zugrunde gehen wegen ein, zwei Jahren der Not, die Bevölkerung sieht es ein und nimmt die Opfer auf sich.

Ich frage Herrn Buxbaum, was die Einkaufsgenossenschaft, deren Vorstand er ist, eigentlich zu bedeuten hat?

Herr Buxbaum erteilt mir die folgenden Aufklärungen:

— Die Organisation unserer Genossenschaft ist keine nationale, sondern eine kommerzielle, wir haben die Kaufmannschaft aus Marienbad, Königswart, Asch, Elbogen, Teplitz, Pitschau, Plan, Tachau, Haida, Frauenberg, Neumarkt u. s. w. organisiert, und zwar den Detailhandel. Infolge der zentralen Kriegsamtschaft waren die Kaufleute ganz ausgeschaltet, das Lebensmittelamt hat das Geschäft in die Hand genommen, die Kaufmannschaft hat so gut wie gar nicht existiert und ist aus leeren Regalen gestanden. Wir haben uns nun die Aufgabe gestellt, die Kaufleute wieder zu beschäftigen und ihnen Waren zuzuführen.

Der Finanzminister Wimmer hat zu mir gesagt:

— Sie sind der erste Mann, der etwas gebaut hat und nicht auf den Schultern des Staates!

Ich sehe Herrn Buxbaum an und finde, daß er ganz die äußere Erscheinung eines tatkräftigen, lebensrüstigen und weltkundigen Mannes hat, der sich aus eigener

Kraft und volkstümlichen Anfängen emporgearbeitet hat. Ein Bild der Gesundheit und Schaffensfreude, ein Mann, der wie und in seiner Lage ratlos sein wird!

— Ich bin der Inhaber des Bankgeschäftes Emil Lucka, bin auch Gründer der Kriegsküche. Das Programm unserer Genossenschaft ist also: festester Zusammenschluß und Schaffung einer Einkaufszentrale, unabhängig vom Lebensmittelhandel, unabhängig von den Spekulanten, die nichts mehr liefern. Wir beschlossen, Kapital zusammenzulegen und, um auch kleineren Kaufleuten die Möglichkeit zu geben, der Organisation beizutreten, Anteilscheine zu 500 Kronen auszugeben. Wir berufen eine große Versammlung ein und dort hat man mich gezwungen, Direktor zu werden. Unser Prinzip ist: Der Schleichhandel und der Kettenhandel müssen aufhören. Die Kaufleute müssen direkt beliefert werden. Die Kundschaft muß zu mäßigen Preisen bedient werden. Ausschaltung des illegitimen Handels, blieb noch das Problem, woher die Waren kommen sollen. Ich verfrach den Leuten, Waren zu beschaffen.

Dann mietete ich dieses Haus, errichtete ein sechsgliedriges Direktorium und packte die Sache großzügig an. Ich habe das ganze Haus um 4000 Kronen gemietet, es kostet uns aber nur 2200 Kronen, weil wir es zum Teil weitervermietet haben. Die Leute, die zuerst über meine Maßnahmen erschrocken sind, weil sie ihnen zu großzügig erschienen, haben dann eingesehen, daß es das Richtige war.

Dann habe ich mir ein Magazin verschafft, bin zum Prellorten gegangen und habe ihm das Vermögazin abgemietet und ein großes Handelshaus erster Güte ins Leben gerufen. Dann wendete ich mich der Reihe nach an Minister Wimmer, Paul, den Präsidenten des Ernährungsamtes, an die Zuckerzentrale, an die „Sesa", an die Leinenzentrale, an die „Oezeg" und ließ mir einige Waggon zuschicken. Wir sind die einzige Stelle in Österreich, die von der Regierung direkt beliefert wird. Wir haben in Verbindung mit dieser Aktion einen großen Zeichnungstag arrangiert im großen Kursaal. 16 Millionen wurden gezeichnet, hauptsächlich von der Kaufmannschaft, lauter Einheimische. Wir bekamen einen großen Waggon Kreuz, Kohle, Zwiebel, Heringe, Haselnüsse, Feigen, Sultaninen, Paprika, Kalimöpse, Dörrgemüse, Bohnen. Wir nehmen nur einen bescheidenen bürgerlichen Nutzen beim Verkauf, während die Lebensmittelämter ohne Kontrolle arbeiten und dabei schwer verdienen. Wir haben das Geschäft kaufmännisch aufgebaut, wir lassen uns kontrollieren und werden kontrolliert, aber bei den Bezirkshauptmannschaften, welche Lebensmittelgeschäfte betreiben, kontrolliert niemand!

Ich danke Herrn Burdbaum für seine interessanten Mitteilungen und konnte nicht umhin, mit seiner im Interesse des Bezirkes und seiner Standesgenossen entfalteten Tätigkeit zu sympathisieren, dennoch hatte ich bei näherer Überlegung einige Bedenken. Wenn man nämlich die ganze Angelegenheit analysiert so sieht sie im Grunde doch darauf hinaus, daß von der gesamten Volkswirtschaft requirierte Waren und Güter für einen östlich und beruflich geschlossenen Kreis zu Vorzugsbedingungen zur Verfügung gestellt werden. So hat im Kriege eine ganze Anzahl solcher Aktionen gegeben, wo sich einzelne tüchtige und tatkräftige Personen um eine bestimmte Gruppe Verdienste erworben, aber im Wesen liefen diese Aktionen

doch immer darauf hinaus, daß aus den Vorräten der Gesamtheit etwas für die Minderheit abgesondert wurde. Demnach ließe sich zu Gunsten der Einkaufsgenossenschaft anführen, daß sie wenigstens die Verteilung und Zusendung an die Konsumenten in die berufenen Hände brachte und dadurch die Mißwirtschaft der politischen Behörde entriß. Daß dieses aber ein Verdienst ist, bedeutet freilich ein trauriges Zeichen für die ganze Kriegswirtschaft und die Verwaltung. Hätte man solchen langsamlichen Talentes und Charakteren, wie Direktor Brebaum es augenscheinlich ist, von Anfang an die Organisation der Lebensmittelverteilung im Kriege anvertraut, so wäre es vielleicht nicht dazugekommen, daß es als Verdienst betrachtet werden muß, sie der Verwaltung wieder entwunden zu haben.

§

An einem Sonntag der eigentlich ein Herbsttag war, so fesch und lustig und durchsichtig blau, machte ich die Promenade „Zum Sperländer". Die Sonne funkelte magisch zwischen den mächtigen Stämmen, der Waldboden glitzerte tiefviolett und der Wald selbst war in Purpur getaucht. Es war ein Licht und ein Glanz aus einer anderen Welt, ein golddurchsprühtes Lila, eine überklare Luft, süßflüssiger Amethyst. Dieser Lichtraum wird mich immer durchbeben, wenn ich Marienbads gedenke. Es heißt, daß jedem sinnlichen Bild etwas in der Seele entspricht. Was bedeutet dieser transparente Glanz, der in keiner anderen Landschaft so nicht einmal aus den kristallenen Wogen des Tyrrhenischen Meeres leuchtet? Unersättlich wie ich es bin, immer neue, seltsame, unerhörte Farben einzusaugen, habe ich auf der ganzen Wanderung nichts Erregenderes erlebt, als diesen Lichtbad, ein Heliotrop, welchen ich künftighin bei den Landschaftern in der Malerei suchen werde, ob ich ihn auf der Leinwand wieder begegne.

Der Gasthof „Zum Sperländer" liegt auf einem der entzückendsten Punkte Marienbads, in mäßiger Höhe, von welcher man die Tallandschaft aus der Vogelperspektive überschaut. Im Erdgeschoß sind mehrere Räume als ländliche Stuben mit echtem Hausrat und in den Volkstrachten kostümierten Puppen eingerichtet.

Ich setzte mich auf die Terrasse, an einen der Tische ganz am Rande zu welchem die Gipfel der Bäume von der Tiefe anfragen. Unten liegt die alte Stadt Marienbad, die Fabriksstadt, die Eisenbahn und das Flüßchen, das in der Landschaft ghtzert. Eine weiße Rauchsäule bezeichnet den Weg des Eisenwanderers, der durch die Szene kriecht. Ein leichter Wind weht fast altherrisch, aber die Sonne macht es wieder gut. Ich schreibe einige Grüße an meine Freunde und melde, daß meine Wanderung mich von einer Schönheit in die andere führt und daß ich zu Hinkunft erst recht wieder wandern will um die überreiche Welt zu besichtigen und die Stimmen der Völker zu belauschen, deren heimliche, noch unerforschte Harmonien zu ertönen ich mir vorgesetzt habe.

Karlsbad

Es war eine kurze, flüchtige Begegnung mit Karlsbad. Mir standen nur sehr wenige Stunden zur Verfügung, um zehn Uhr vormittags traf ich auf dem Bahnhofe ein, um vier Uhr ging der Zug weiter. In Karlsbad zu nächtigen lag nicht in meinem Plan. Ich verdanke es aber diesem Umstand, daß mir der volle lebhafte erste Eindruck, den zu bewahren sonst so schwer ist, dauernd erhalten geblieben ist.

Gegenüber von Karlsbad, durch die Eger geschieden, liegt Fischern der Fabrikort durch seine Porzellanindustrie weltbekannte Karlsbad liegt am linken Ufer der Eger in einem langgestreckten Tal, zwischen grünen Hügeln, eng, beinahe engbrüstig gebettet, zu beiden Seiten der Ache nur stellenweise Raum ins Breite gewinnend. Im Gegensatz zu dem großstadtischen, ganz modernen Charakter von Marienbad ist Karlsbad altertümlich gedrängt, nicht unheimlich einer ins Landschaftliche versetzten Kärntner Straße, seine Bewohner konzentrierend und zu täglichen Begegnungen zwingend. Hotel an Hotel, vielstöckig, vollgepfropft mit Geschäftsläden, Kaffeehäusern, Cafés, Restaurants, die Singvormieter der Straße wird durch Brücken, Übergänge, Kolonnaden und mannigfache architektonische Bemühungen künstlich unterbrochen.

Ich wollte den Sprudel sehen, den ich bisher nur aus dem Lehrbuch des Untergymnasiums kannte, und den Schulgeruch los werden, der an dieser Vorstellung haftet. Nach einer halben Stunde sah ich die Ache natürlich rauchen, ein dicker gelber Brei. Sinter, verriet die Nähe des Weltmineralbades. Gespannt trat ich in die Halle in deren Mitte aus einem Becken der heiße Strahl in die Höhe schießt.

Keineswegs enttäuscht, sondern ergriffen stand ich vor dem Naturschauspiel, fasziniert von der peitschenden Gewalt, mit der das Wasser in die Luft geschleudert wird, eine Viertelsekunde unterbricht, dann wieder siedend und zischend neu aufspritzt, ein Sinnbild der Leidenschaft und des ewigen unauslöschlichen Lebens. Man fühlt, man sieht und riecht den unmittelbaren Zusammenhang mit den dämonischen Kräften der Erde, zum ersten Male erschien mir der Planet nicht als totes Gestein, sondern als ein Lebewesen, in dessen Busen ungeheure Gewalten donnern. Es liegt etwas Aufregendes, aber auch Tröstliches in dieser sichtbaren Erscheinung des organischen Lebens, der unsterblichen Natur, die sich in diesem kochenden Geschleudertakt eines Felsens kundgibt. Auch an Tabor mußte ich denken, wo mir die übersinnliche Geistesmacht mit derselben zwingenden Evidenz entgegengetreten war, und ich ahnte einen Zusammenhang, als wären beide Offenbarungen für Böhmen wesentlich, wie die zwei Brennpunkte einer Ellipse . . .

Aber meine Minuten waren gemessen, so lief ich denn die Straße hinauf, am Theaterplatz vorüber, bis ich zu Pupp kam, wo es um diese Jahreszeit schon stehe soll und geschlossen sonsoh Auch Goethe begrüßte ich in dem kleinen Parkeomdeau, wo seine Büste steht, noch stiller und heimlicher war es beim Kaiserbad, wo nach verrauschter Saison Blumenbeete und Rosenecken die einzige lebendige Gesellschaft bildeten Ich mäßigte meine Schritte und trat in die Anlagen, wo es auf Schritt und Tritt Denkmäler und Erinnerungstafeln gibt Adam Mickiewicz' vornehmes Dichterkopf fesselte mich trotz des sich eintrübenden Himmels und den heiligen Wandea, der die Gräser niederlag Beim großen Bismarckdenkmal Kaiser Franz Josefs begegne ich unvermutet einem Wandrer, der die Einsamkeit mit mir teilte So ist es Pole, ein hoher Beamter aus Tarnow, ein Stammgast von Karlsbad, der sich mir zugesellt und Führerdienste leistet. Ich frage ihn was das große Gebäude auf der Höhe von Karlsbad bedeuten? Es ist das Hotel Imperial, wegen Mangels an Lebensmitteln schon seit dem 15 August geschlossen

Wir kehren zusammen in die Stadt zurück Mein Führer, der die Geschichte der slawischen Völker ausgezeichnet kenne, spricht sich auch über die nationale Frage aus Er meint Die Deutschen sind gegenüber den Tschechen in der gleichen Lage, wie die Polen gegenüber den Ruthenen Die Ruthenen sind Bauern auf einer sehr niedrigen Kulturstufe und seine sollen wie wir zusammen wie ihnen an einen Tisch setzen!

Ich lasse den Vergleich, was die Tschechen betrifft, nicht gelten und erzähle von meinen Reiseerfahrungen Das bringe meinen freundlichen Begleiter auf einen Gedanken Wissen Sie, es ist höchst merkwürdig, daß es keine Geschichte von Karlsbad gibt Ich habe erst gestern mit einem Stadtrat gesprochen Ich möchte Sie den Herren gleich vorstellen Sie sollten einige Monate hier in Karlsbad weilen und eine Geschichte von Karlsbad schreiben Das wäre die schönste Propaganda für diesen Kurort

— Schönen Dank für die Anregung! Aber ich habe in diesem Augenblick nur ein Ziel den Bahnhof Wir haben gerade noch soviel Zeit, daß wir gemächlich durch die Stadt promenieren können Aber an Karlsbad will ich denken und wiederkommen.

Mein Führer zeigte mir noch den Schloßbrunnen, der vor fünfzehn Jahren plötzlich versiegt ist, was damals, wie ich mich aus den Zeitungen noch erinnere, ungeheures Aufsehen gemacht hat. Der Geologe Scherer aus Wiesbaden hat die Erscheinung studiert und die Ursache richtig erraten. Man hat zwei Minen an der Wiederherstellung gearbeitet, drei Häuser restiert und den Brunnen wieder zum Leben erweckt

Damit endete die Begegnung und eine angenehm verplauderte Stunde und trotz ihrer Flüchtigkeit nicht arm an Belehrung und Anregung

Am oberen Ende saß ich wieder im Kupee Meine Reisegesellschaft war ein seltsames Paar. Eine blutjunge, anbündig lustige Frau und neben ihr ein ebenso junger Reserveoffizier, der ihr sehr nahe zu stehen, aber von finsteren Gedanken bedrückt schien. Wolke auf Wolke zog über sein feingeschnittenes Gesicht. Die Frau war

ſchön und hatte ſicherlich das Zeug, einen Mann in Stimmung zu bringen, aber ſie vermochte ſeinem kaum ein Lächeln zu entlocken.

Das Rätſel löſte ſich wie folgt:

Der höchſtens achtundzwanzigjährige Führich war erſt ſeit drei Wochen aus der Kriegsgefangenſchaft zurückgekehrt. Die Dame war ſeine Frau, die er bei Kriegsausbruch geheiratet und ſeit alle Jahren nicht mehr geſehen hatte. Sein Gemüt war durch gemiſchte Erinnerungen verdüſtert. Erſt vor vier Wochen war er mit knapper Not ſeiner Erſchießung entgangen. Die junge Frau aber blickte die Welt und das Leben mit heiteren Augen an und freute ſich der langerſehnten und endlich geglückten Vereinigung.

Saaz

1.

Es war sieben Uhr abends, als ich am Bahnhof von Saaz ausstieg und durch flache Auen meinen Weg in das Städtchen nahm. Geschrei spielender barfüßiger Kinder schallt mir entgegen, als ich die Stadt betrat. Ich stieg im Hotel Engel auf dem Ringplatz ab, wo ich ein sehr feines Zimmer bekam, mit der Aussicht auf den Platz.

Am acht Uhr morgens saß ich beim Frühstück und ließ mir die Lokalzeitungen geben, deren es in Saaz mehrere gibt. Da erscheint ein „Saazer Kreisbote", eine „Saazer Hopfen- und Brauzeitung", ein „Saazer Tagblatt", ein „Generalanzeiger für Nordwestböhmen" u. s. w.

Ein Blick genügt, um zu wissen, daß es in dieser Stadt ein alles beherrschendes Interesse gibt, eine Hauptangelegenheit: den Hopfen. Wie die Hopfenblüte eigentlich aussieht, hatte ich schon vergessen. Die volkswirtschaftliche Rolle dieses pflanzlichen Produktes war mir aber sehr gegenwärtig. Ich war fest entschlossen, nicht eher von meinem Sitze aufzustehen, als bis ich alle Lokalblätter auswendig gelernt hätte. Es war dies der kürzeste, sicherste Weg um die volle Orientierung über den Platz zu bekommen. Konnte ich doch nicht einen Menschen in der Stadt persönlich! Andererseits hatte ich nur achtundvierzig Stunden Zeit mich diesselbst aufzuhalten, denn ein sehr liebenswürdiges Schreiben von Dr. Kramář hatte mich erreicht, in welchem ich für den 7. September zu einer Ansprache nach Prag eingeladen wurde. Diese wollte und konnte ich um keinen Preis versäumen. Meine Aufgabe war also, binnen achtundvierzig Stunden alles zu sehen, zu erfahren, zu lernen, was es in Saaz Bedeutungsvolles gab.

Ich las also die „Saazer Hopfenzeitung" sorgfältig von der ersten bis zur letzten Zeile, auch die Annoncen schenkte ich mir nicht. Da entnahm ich denn sofort vielerlei. Erstens einmal daß ich ja wieder vortrefflich getroffen hatte, denn es war gerade in jenen Tagen die Hopfenpflücke. Es gab somit wieder etwas zu sehen, was nur einmal im Jahre vor sich geht und nur eine kurze Zeit dauert. Zweitens entnahm ich die Bezeichnungen und Adressen aller Organisationen, welche sich mit den wirtschaftlichen Angelegenheiten des Saazer Bezirkes befassen, desgleichen die Personen, welche an der Spitze standen, auch deren Verhältnis untereinander war aus den Berichten der Vereins- und Verbandsversammlungen zu entnehmen, welche mir die erforderlichen Personalkenntnisse rasch vermittelten. Da gab es einen Hopfenbauverband, eine Zentralstelle der Hopfenbauvereinigungen in Saaz, einen Hopfenbauverein, eine Kriegsgetreidegesellschaft, eine Hopfenrebenstelle des Kriegsministeriums,

eine Filiale der Anglobank u. s. w. Die Bläter klagten über die Mißernte in Hopfen, welche auf die kühle Witterung zurückgeführt wurde, doch war dies keine schlimme Sache da im Hinblicke auf die geringe Biererzeugung ohnehin noch größere Abschlüsse beziehungsweise Vorräte aus der vorjährigen Ernte vorhanden waren. Im Gegenteil die Hopfenhändler genommen an dem hohen Preise, welchen die Mißernte zur Folge hatte und nunmehr auch den Vorräten zustatten kam, falls dieselben nicht schon fest verkauft waren. Eine Rubrik „Wie man mit den Hopfenbauern umgeht" klagte über Drangsalierungen durch unvernünftige Verordnungen. „Eine wichtige Nachricht für die Brauindustrie, Hopfenhandlee und Hopfenproduktion" betitelt sich eine Notiz, worin vermeldet wird, daß die Bauernrelzentrale mit dem Amte für Volksernährung ein Abkommen getroffen habe, demzufolge der Brauindustrie für die Kampagne 1918/19 ein Quantum Rohproduckte, darunter zehntausend Waggons Zuckerrüben, zugewiesen werden, welche wegen Waggonmangel von den Zuckerrübenfabriken nicht aufgearbeitet werden können, somit für die Biererzeugung sehr gewonnen sind. Ich finde sogar ein monumentales Wort, welches wert ist, die Kriegsmisere zu überleben, den wir bis dahin unbekannten Ausdruck „Mindesthöchstpreis"!

Ich weiß nun auch schon, woraus es bei der Verteilung des Hopfens ankommt; auf die sogenannte normale Dolden der Blüte, seine Schuppung, reichlichen Lupulingehalt und glatte, grüne Farbe. Wie ich aus den Blättern entnehme, bereitet die Verpflegung der Pflücker (Arbeiter) große Schwierigkeiten, da diese zur Ernte von den Selbstverfasgern beköstigt werden müssen. Auch die Kohlenfrage spielt eine Rolle. Direkte Suche hat sich energisch an die Statthalterei gewendet um von der Deutschen Sektion des Landeskulturrates für Böhmen Kohlenzuweisungen zu erhalten, welche für Hopfendarren benötigt werden. Die Reichshopfenstellen, der Hopfenbauverband und der Landeskulturrat haben sich seit Wochen vergeblich bei den Ministerien um Zuweisung von Kohle bemuht. Eine Berechnung befaßt sich mit der Frage, ob sich die Sammlung und Ablieferung der Hopfreben rentiere.

Welch kompliziere Verhältnisse in der Kriegszeit in allen Zweigen der Volkswirtschaft herrschten, wie eine Schwierigkeit der anderen begegnete und sie steigerte, ging beispielsweise aus einer Notiz hervor, derzufolge der Saazer Hopfenbauverband sich an die Geschäftsleitung der Österreichisch-Ungarischen Bank telegraphisch um Kleingeld für die Lohnzahlung an die Pflücker gewendet hat.

Für die Pflücker ist ein einheitlicher Arbeitsvertrag ausgearbeitet worden, der vom Landeskulturzentralrate entworfen worden ist.

Um halb zehn Uhr hatte ich die Lektüre beendet und wußte nunmehr, wie hoch ein Ballen Hopfen der alten und der neuen Festsetzung notierte und welche Probleme sich aus der Preisgeschichtung ergaben. Ich konnte mich nunmehr in Saaz sehen lassen. Tatsächlich erlebte ich alsbald die Genugtuung, daß ich beim Rasieur, wo ich auch in die Konversation einmischte, für einen steirischen Hopfenhändler, und zwar auf Grund meiner Fachkenntnisse, angesehen wurde, was in jenem Augenblicke das höchste Ziel meines Ehrgeizes war.

Jetzt erst gönne ich mir einen Morgenspaziergang zur Besichtigung der Stadt. Diese liegt, wie ich jetzt gewahr werde, auf einer mäßigen Höhe, mit einem Vorlande. Die Stadt ist sauber und freundlich. Auf dem Hauptplatze wie den Arkadengängen steht das Rathaus, welches ich mir zunächst von außen besehe. Interessantes finde ich noch den Kirchenplatz, wo ein originelles, altertümliches Haus, wie abgestellenen Märchen und trotz seiner Bewohnbarkeit einer Ruine nicht unähnlich, durch seine Fenster und hübsch gegliederte Architektur mir wert erscheine, es im Bilde festzuhalten. Dahintes liegt die bürgerliche Brauerei.

Die Kirche, zu der man durch eine Allee von Heiligen schreiten muß, zeichnet sich durch schöne Glasmalereien aus.

Durch das sehenswerte Sendtor finde ich auf eine Promenade, welche längs der alten Stadtmauer läuft und schöne Ausblicke in die Ebene bietet. Einem meiner Bekannten in Wien, den ich von meinem Reisepläne erzählte hatte, verdanke ich immerhin eine Adresse, welche mir ein einziger Anknüpfungspunkt in Saaz dienste leisten sollte. Jener, ein geborener Saazer, hat ein stattliches Haus in der Schmiedgasse, in welchem zwei Mietparteien: der deutsche Bezirksrichter Dr. Kriz und ein tschechischer Hopfenhändler. Herr Kellner, wohnen. Mein Wiener Freund empfahl mir, mich mit beiden Herren bekanntzumachen, insbesondere mit Herrn Kritz, der sein Landsmann ist.

Mein erster Besuch galt also dem Bezirksgerichte, wo Dr. Kriz amtiert. Als ich das Bureau des Bezirksrichters betrat, war ich überrascht, daselbst einen Mann anzutreffen, dessen schönes, ausdrucksvolles Antlitz eher einem Mitgliede der französischen Akademie der Wissenschaften oder sonst einer akademischen Körperschaft anzugehören schien, als einem Provinzbeamten. Eine modellierte Stirne, große, wie gedenkende Auge und vor allem zwei funkelnde schwarze Augen voll Leidenschaft und Verstand.

Dr. Kriz empfing mich nicht anders, als ob er mich seit Jahren erwartet hätte und sich durch mein Erscheinen ein heißes Lebenswunsch sur ihn erfülle hätte. Er begrüßte mich mit einer Erregung, deren Ursache ich alsbald erfahren sollte.

Dr. Kriz ist Strafrichter und hat es, wie sich in diesen Zeiten von selbst versteht, hauptsächlich mit Eigentumsdelikten zu tun. Die Not der Bevölkerung ist groß, sein Mai gibt es kein Boot da ist der Richter durch die Natur der Dinge zu Milde gezwungen. Der Bezirk als solcher, in Friedenszeiten reich, wird vom Ernährungsamte als Überschußbezirk geführt. Der Bezirk bestand aber darauf, als Notstandsbezirk erklärt zu werden, weil die Getreideernte im Bezirke elend ausgefallen war, dieser Antrag wurde jedoch abgelehnt. Der Bezirk wird amtlich als rein deutsch angesehen.

Dr. Kriz, der mir diese Daten mitteilte, setzte aber hinzu: Ich will Ihnen einen Wein einschenken, ein Richter in Saaz, der nicht Tschechisch spricht, ist undenkbar, denn die Strafsachen werden doch meist von den ärmeren Volksschichten begangen und diese sind meist tschechische Arbeiter, hauptsächlich Waldarbeiter, besonders in der Zeit der Hopfenpflücke.

Ich bin überrascht, selbst in diesem rein deutschen Bezirke doch wieder von einer tschechischen Arbeiterbevölkerung zu hören. Ich frage, warum man den Hopfenbauern tschechische Arbeiter zumutet?

— Die Deutschen gehen nicht und die Saßhosten reichen bei einer ergiebigeren Hopfenernte unmöglich hin, die Arbeit zu bewältigen. Da kommen ganze Familien her mit Weib und Kind.

Dr. Kfiž legte mir nahe, in das benachbarte Dorf Groß-Hallelitz zu gehen und dortselbst Herrn Hopfik, einem Hopfenbauer von Saaz, mit Berufung auf ihn einen Besuch zu machen. Dort würde ich mich über die Nationalität der Pflücker aus eigener Anschauung belehren können.

Die Hopfenernte ist gerade im Zuge, die Ernte dauert immer bis zum 25. September, fängt gewöhnlich zu Maria Himmelfahrt zwischen dem 15. und 20. August an. Heuer ist sie jedoch ausgefallen, man hat jetzt pro Ballen fünfzig Kilogramm geerntet, im vorigen Jahre zahlte man für den Ballen 150 Kronen, heuer ist der Preis auf 650 Kronen gestiegen. Prima Saazer Hopfen!

Dr. Kfiž erzählte mir dann von interessanten zivilrechtlichen Verhältnissen, so auch von den Bevorrechtigten, die es auch in Saaz gibt, aber hier anderer rechtlicher Natur sind als in Pilsen.

Weitaus das Interessanteste aber, was er mir zu erzählen hat, ist sein persönlicher Fall.

— Ich bin ein sehr guter Deutscher, ehemaliger Coulenstudent, aber ich bin furchtbar verbittert. So wurde die hiesige Gerichtsvorsteherstelle frei. Ich war der einzige Richter hier, ich habe auf die Stelle aspiriert, ich bin schon zehn Jahre in Saaz, habe Vermögen und Grundbesitz und hatte es eigentlich nicht notwendig, als Beamter zu dienen. Aber ich liebe meinen Beruf leidenschaftlich. Ich bin Jurist mit Leib und Seele, es ist gewiß kein übertriebener Ehrgeiz, wenn man sich als Lebensziel gewählt hat, in Saaz Gerichtsvorsteher zu werden. Allein, wo geschah? Ich habe erfahren, daß an das Justizministerium in Wien eine Eingabe gekommen ist, worin meine nationale Gesinnung bemängelt wurde und daß infolgedessen ein anderer Herr für diesen Posten in Aussicht genommen ist. Ich wurde übergangen!

Ich habe eine Eingabe gemacht, welche Umstände und Tatsachen gegen mich vorliegen? Ich habe eine sehr gute Qualifikation, habe die Richteramtsprüfung in beiden Sprachen abgelegt und bin in beiden Sprachen qualifiziert, habe sehr vielen Jahren hier gearbeitet, hatte nie den geringsten Anstand, man hat mir immer die größte Zufriedenheit ausgesprochen und die Bevölkerung hat gegen mich keine Beschwerde erhoben. Nur mich hat seitdem nichts Höheres existiert als die Juristerei; schon im Jahre 1916 habe ich angesucht um die Nachsicht nach dem Bezirksrichter, das Gesuch ist liegen geblieben bis Februar 1918, da wurde der bisherige Bezirksrichter versetzt, die Voraussetzung meiner Ernennung war eingetreten, ich bin unter dem deutschen Status geführt, ich bin ja kein Tscheche, trotz des Namens. Meine Frau ist gleichfalls eine Deutsche, außer meinen Zeugnissen, die immer sehr gut sind, habe ich keine Protektion. Ich habe gelernt gemacht,

daß ich durch Familienverhältnisse gebunden bin, in Saaz zu bleiben, weil meine Frau ein landtäfliches Gut hat. Meine beiden Stiefsöhne sind selbst Besitzer und Landwirte.

Im Februar 1918 wurde ich ad personam zum Bezirksrichter ernannt, während die Stelle des Gerichtsvorstehers einem Richter gegeben wurde, der am Elbogen hierhergekommen ist und kein Tschechisch war. Das ist allgemein aufgefallen. Meine Kollegen haben sich gewundert, daß die fixe Stelle einem anderen gegeben wurde und mir nur der Rang ad personam.

Dr. Kříž hat durch das ihm angetane Unrecht vollständig sein seelisches Gleichgewicht verloren. Seine Stimme bebte vor Schmerz und Bitterkeit.

— Sehen Sie, rief er aus, täglich um halb acht Uhr früh muß ich aufstehen, so sind die Agenden angeschwollen, innerhalb der dreitägigen Frist nach der Fällung muß ich das Urteil ausfertigen, ich habe mich in jeder Beziehung immer bemüht, meinem Amte zu genügen.

— Ich sinne noch und zermartere mein Gehirn, was gegen mich vorliegen kann? Politische Gründe können es nicht sein, ich kenne nur mein Haus und meinen Beruf, notorisch auch nicht. Und Mangel an Patriotismus kann mir auch niemand zum Vorwurfe machen. Ich mache alles mit, einen besseren Österreicher kann es nicht geben. Also was ist es? Der hiesige Gerichtsvorsteher hat es abgelehnt, mein Gesuch vorzulegen, weil es eine formelle Begründung des Ernennungsvorganges [illegible]

Der frühere Bezirksgerichtsvorsteher ist nach Leitmeritz als Landesgerichtsrat vorgerückt und der neue Bezirksrichter, der an die Stelle kam, ist vorgerückt zum Bezirksrichter und Gerichtsvorsteher.

— Denken Sie nach, ob nicht doch irgendwelche Intrigen [illegible]

— Es soll an das Justizministerium eine Eingabe gerichtet worden sein, wegen meiner nationalen Gesinnung [illegible]

— Wer macht solche Eingaben?

— Diesbezüglich bekam ich einen Wink von Wien, daß die Eingabe vom deutschen Volksrate in Teplitz, wo Dr. Tietz residiert, gemacht worden sei. Ich habe mich an den Volksrat mit dem Ersuchen gewendet, die Eingabe zurückzuziehen, man hat mir aber ausweichend geantwortet.

— Also dann wissen Sie ja, Herr Bezirksrichter, wo Ihre Gegner stehen. Aber welche Anhaltspunkte hat man gegen Sie?

— Man hat es mir verargt, daß ich die Prüfung als Richter nur in tschechischer Sprache abgelegt habe. Das ist aber ein Irrtum. Ich habe nur deutsch studiert, habe es allerdings mit meinem Riesenfleiße so weit gebracht, daß ich die Prüfung auch in einem Gegenstande tschechisch ablegen konnte, um die zweisprachige Qualifikation zu bekommen. Das hätte mir doch von Rechtswegen nur nützen dürfen. Ich habe zu meiner Frau gesagt: Siehst du, je mehr ich treffe, desto schlechter ist es für mich. Ich muß den Dolmetsch machen, ich bekomme alle tschechischen Stücke zugewiesen, aber ich protokolliere nur deutsch, da ich perfekt Tschechisch kann.

Die ganze Geſchichte erregte meine lebhafte Verwunderung. Sollte es wirklich einem deutſchen Richter geradezu ſchaden wenn er die zweite Landesſprache beherrſche? Und wenn es ſelbſt richtig wäre, daß die nationale Geſinnung des Mannes zweifelhafte iſt, dürfte das allein ſchon einen Grund bilden, ihn als Beamten zurückzuſetzen und zu kränken? Iſt die Macht des Volkcartes ſo groß?

Ich frage, ob denn ſo viele tſchechiſche Sachen vorkommen?

— Jawohl, hauptſächlich tſchechiſche Zeugen! Wir haben eine tſchechiſche Ortsſchule Kunnaau, die liegt hinter der Grenze gegen Johannesthal, das iſt ſchon rein tſchechiſch. Es iſt doch ſicherlich ein großer Unterſchied, ob ich mit der Zeugenausſagen überſetzen laſſe oder ob ich perſönlich mit den Zeugen reden kann, beſonders im Strafprozeſſe. Geſtern erſt war ein Fall bei Gericht wo ein Zeuge in tſchechiſcher Sprache erklärte. Bitte, Herr Richter, ich verſtehe nicht deutſch. Da habe ich geſagt: Da ſollten die Herren vom Volkcarat einmal herkommen! In Strafſachen kann ein Richter, der nicht Tſchechiſch verſtehe, nicht beſtehen, ſonſt iſt die Seele des Prozeſſes der Dolmetſch und der Richter ſitze bei der Verhandlung wie ein lächerlicher Affe!

Meine deutſche Geſinnung kann doch gewiß nicht verdächtigt werden, wenn Vater iſt Gründer des deutſchen Leſevereines in Pilſen, ich ſelbſt bin bei den liberalen Verbindungen, allerdings nicht bei den radikalen, ich bin bei der deutſchen akademiſchen Verbindung „Pilſener Landtag“ alter Herr. Der Vater meiner Frau iſt Präſidene Zwieger bei der Deutſchen Sektion des Landesküturrates in Prag.

Ich frage ob das Unrecht repariert werden kann? Und ob ich für ihn (Dr. Kritz) etwas tun könne?

— Ich möchte nur einen: Daß meinem Geſuche entſprochen wird. Ich kann ſagen, ich bin ein Beamter durch und durch. Nein, ich war es! Ich bin es nicht mehr. Ich bin ſo gar den Kopf geſoßen daß meine Frau mich tröſten muß. Wie dem deutſchen Volkcarat in Trebnitz verkehre ich nicht mehr. Das wird noch ein Nachſpiel haben. Die Tſchechen haben mich gar drei Jahren ungegriffen, daß ich tſchechiſche Klagen abweiſe; das habe ich getan ja! Im Jahre 1912 bekam ich die Anfrage, ob ich als Translator nach Wien gehen wolle, zum Oberſten Gerichtshof. Ich habe zugeſagt, der hieſige Gerichtsvorſteher hat gedankt, da iſt wieder einer dazwiſchengetreten und der Dr. Kritz iſt wieder ſitzen geblieben. Ein wahres Glück daß ich muſikaliſch veranlagt bin. Ich bin Freiwilligaufſeher, ſpiele ſechs Inſtrumente, Klavier, Harmonium, Mandoline, ebenſo Zither, die drei werden jeden Tag geübt, ich bin heute achtundſechzig Jahre alt. Ich ſtenographiere in beiden Landesſprachen. Ich habe im Landtage als Student ſtenographiert, ich war Mitarbeiter der „Bohemia“.

Dr. Kritz trug mir dieſe Tragödie eines öſterreichiſchen Beamten, eines öſterreichiſchen Richters an der Sprachgrenze mit einem leidenſchaftlichen Zutrauen vor, als hätte er in mir den Mann gefunden, der ihm Verſtändnis und Genugtuung bringen könnte.

Das Letztere war im allen Maße der Fall, aber die Letztere bin ich ihm bis zur Stunde ſchuldig geblieben. Ich hatte mir damals angenommen, den deutſchen Volkcarat in Trebnitz zu beſuchen und die Herren zu einer Äußerung über

Altes Haus in Saaz

den Fall zu veranlaſſen, eingedenk der Auditur et altera pars. So ſchien mir übrigens außer Frage, daß Dr Kříž mißliebig geworden war, weil er nicht immer ſtramm genug die deutſchnationale Geſinnung zur Schau getragen hatte. — Zum Beſuch von Leitmeritz und Trebnitz kam es aber nicht mehr. Inzwiſchen haben die Ereigniſſe eine ſolche Wendung genommen, daß wohl jede Intervention überflüſſig geworden iſt. Vielleicht aber erkennt Herr Dr. Kříž in der Schilderung und Veröffentlichung ſeinen Fallen, die ich mir ohne ſein Wiſſen erlaube, eine ſpäte Stimme der Gerechtigkeit. Denn die Darſtellung eines Vorganges, wie er ſich zugetragen hat, iſt allemal die größte Genugtuung für den Gekränkten.

3

Das Haus in dem der Bezirksrichter wohnte und deſſen Verwalter er war, liegt in der Schützengaſſe und iſt einer der ſchönſten von Saaz. Ein ſtattlicher Obſtgarten gehört dazu, desgleichen eine Meierei, welche den Wert des Hauſes beträchtlich erhöht. Von der hochgelegenen Villa hat man einen freien Blick in die Landſchaft. In demſelben Hauſe wohnt in der erſten Etage ein tſchechiſcher Hopfenhändler mit dem deutſchen Namen Keſſner, mit welchem mich Dr. Kříž bekanntmachte, da ich von Letzterem manches Wiſſenswerte erfahren konnte.

Herr Kellner machte ſich ein großes Vergnügen daraus, mich in die Geheimniſſe des Hopfengeſchäftes einzuführen. Er empfing mich in ſeiner Wohnung, ſtellte mich ſeiner temperamentvollen Gattin vor und wir unterzogen uns zunächſt zwanglos. Herr und Frau Kellner zeigten mir die erſten maleriſchen Verſuche ihres zehnjährigen Sohnes, ein ganzen Heft mit Landſchaften nach der Natur in Aquarellfarben. Es bekundete ſich in dieſen Blättern ein bemerkenswertes Talent, und ich war entſchieden der Anſicht, daß es der Ausbildung wert ſei.

Meine Wirte ſetzten mir ein Glas Wein nach dem anderen vor und eine ganze Schüſſel voll köſtlicher Butterbrote. Auf dem Tiſche lagen einige tſchechiſche Prachtwerke mit außerordentlich ſchönem Buchſchmuck, künſtleriſch hochwertige Federzeichnungen, darſtellend böhmiſche Landſchaften und Städtebilder, welche mir zum Teile von der Reiſe her bekannten in das Gedächtnis riefen. Ich blätterte in verſchiedenen auf dem Tiſche liegenden Werken, es war kein einziges künſtlerisches Buch darunter, wie ich mit Genugtuung konſtatierte.

Über den Hopfenhandel erzählte mir Herr Kellner folgendes: Am der Provenienz des berühmten Saazer Hopfens im Welthandel ſeinen Vorrang zu wahren, hat man eine Signierhalle unter ſtaatlicher Aufſicht errichtet. Daſelbſt werden die Säcke durch Plomben als Saazer Provenienz beglaubigt. Der Hopfen wird, wie er auf dem Boden liegt, von den Käufern eingeſackt. Nach der Packung bekommt er drei Siegel auf beiden Seiten und oben, wo der Sack verſchloſſen wird. Ein Sack iſt durchſchnittlich 100 Kilogramm ſchwer. Der Saazer Hopfen iſt aromatiſch und für die Brauinduſtrie beſſer, er wird daher gegen ſteiriſchen, der viel billiger iſt, differenziert. Jeder Ballen erhält eine Nummer und Gewichtsbezeichnung. Hopfenbau wird in 365 böhmiſchen Gemeinden betrieben, die zehn Saazer Signierhallen gehören, darunter 120 tſchechiſchen.

Wenn der Hopfen verkauft wird, muß er „hallieret" werden, von den Leuten, die in der Halle beſchäftigt ſind. Ein neuer Schein wird ausgeſtellt und geſiegelt. Dieſer wieder wird numeriert, Jahrgang, Fechſung und Gewicht auf dem Scheine verzeichnet. Dann erſt bekommt man die Verſendungskarte. Dieſe wird, wenn es verlangt wird, mit der Faktura mitgeſchickt. Der Hopfen wird großenteils, im Intereſſe der Haltbarkeit, geſchält. Wenn er feucht wird und längere Zeit liegt, könnte er warm werden, was ihm ſchädlich iſt. Dann wird er in Ballen und Büchſen gepackt und zwar durch elektriſche Motore gepreßt. Die Büchſen werden plombiert und ſtreulich geſtempelt. Die Brauereien decken ihren Bedarf lange voraus, wenn der Hopfen billig iſt.

Der Hopfen hat die Beſtimmung, dem Bier den gewiſſen charakteriſtiſchen bitteren Geſchmack zu verleihen. Die Subſtanz, auf welche es ankommt, iſt der Blütenſtaub, das Lupulin, ein gelben Pulver, welches zugleich das Bier konſerviert. Der ſteriſche Hopfen ſchmeckt ſchon nicht mehr genau ſo wie der vom Saaz.

Herr Kellner nimmt ſich die Mühe, mich perſönlich zu einer Hopfenpreſſe zu führen. Die betreffende Anlage gehört dem Kommiſſionär Stern in Saaz, deſſen Frau mich Herr Kellner vorſtellte. Ich ſehe dort, wie der Hopfen in einen eiſernen Behälter, nicht unähnlich dem Folterinſtrument, welchen als „Eiſerne

Jungfrau" bekannt iſt, und in Blechzylinder gepreßt wird. Darher werden in einem viereckigen Kaſten fünfzehn bis ſechzehn Meterzentner Hopfen aufgeſchüttet und von unten geheizt und geſchwefelt.

Ich frage, ob man nicht den Lupulin aus der Blüte löſen und in dieſem viel kompendiöſeren Zuſtande, Dalmen erſparend, aufbewahren könnte?

Der Beſcheid lautet, daß ſolche Erfindungen verſucht worden, dieſe hätten ſich aber nicht bewähret, weil das Lupulin erſt im kalten Zuſtande aus den Dolden fallen gelaſſen wird. Wie ich mich perſönlich überzeugen kann, iſt der Geruch des friſchen Hopfens von demjenigen des Saazer zu unterſcheiden, der erſtere riecht ſchärfer.

Ich unterhalte mich dann mit dem achtundſechzigjährigen Schwefelmeiſter, einem wackeren Manne, und befrage ihn über ſeine perſönlichen Verhältniſſe. Wie er mir erzählt hat er in der Kriegszeit alle ſeine erworbenen Erſparniſſe an die er die Arbeit eines Lehrs gewendet hat zugeſetzt.

Mit einem tiefen Seufzer ſpricht er die Worte: Was werde ich einmal in meinen alten Tagen machen? Dieſer Ausſpruch eines Achtundſechzigjährigen rührt und entzückt mich durch ſeinen unbewußten Humor. Er erinnert mich an das Wort eines Hundertjährigen, der beim Anblicke einer ſchönen Frau, der ihn erregte mehr Jugend anwünſchte: Einmal nur ein einzigesmal achtzig Jahre alt ſein!

Herrn Kellner, der ſich in ganz ſelbſtloſer Weiſe um meine Belehrung bemüht hat, konnte ich mich in keiner Weiſe erkenntlich zeigen. Ich danke ihm alſo auf dieſem Wege! Er hat mir mehr als einen halben Tag gewidmet und ich war doch ein Unbekannter, der ihm in das Haus geſchneit kam.

4.

An einem Spätſommertage trat ich den Marſch nach Haletic an, um die Wirtſchaft des Herrn Hopfik zu beſichtigen und die Hopfenpflanze kennenzulernen. Durch eine endloſe Allee inmitten einer flachen Ebene ging mein Weg. Der Himmel war heiter, aber blaßlich, keine Seele begegnete mir, kein Wanderer nahm die gleiche Richtung. Es ſchien, als wäre ich ganz allein auf der grünen Scheibe, welche die Erde bedeutet. Nur der Geſang der Telegraphendrähte begleitete mich, waren es nicht wieder ſchlimme Nachrichten? Mir war, als könnte ich es erhorchen.

Je weiter ich kam deſto häufiger traf ich auf die charakteriſtiſchen Hopfenanlagen, die im weſentlichen aus einem von Stangen geſtützten Drahtgeflecht beſtehen. An dieſem rankt ſich der Hopfen als Schlinggewächs empor. Die Rebe iſt von großer Dicke und Mächtigkeit. Ich mußte gern was dieſen Hopfengärten ihre ananasſprechliche Melancholie verleiht? Iſt es die Abweſenheit aller Menſchen, das eigentümlich Leere, Durchſichtige dieſer Anlagen, die flache Landſchaft, die den Hintergrund bildet? Weite Bodenflächen waren bereits aufgeackert und die ſchwarzen Schollen lagen bloß.

Die Wanderung wollte kein Ende nehmen und als ich ſchon endlich eine Ortſchaft erreicht hatte, ſagte mir eine Bäuerin, daß mein eigentliches Reiſeziel noch

weiter hinter den Hügeln liege. Also ich endlich nach Groß-Holetic kam, stand die Sonne schon oledeig. Auch hier begrüßte mich kein Mensch, kein Hundegebell, nur eine Entenschar um einen Teich, der mitten im Dorfe von Kugelahorneu umgeben, lag.

Das Wirtschaftsgebäude des Herrn Hopfik bedeckt eine große Fläche. Ein großer Hof, im Vordergrund das Wohnhaus, seitlich die Ställe und im Hintergrunde die Hopfendarrenlaube. Mit trat eine auffallend schöne Frau entgegen, von kräftiger Gestalt, mit dicken, blauen Haarflechten und den allerblauesten Augen. Es war die Frau des Hauses, eine lebensstarke, frohmutige Erscheinung, eine geborene Bayerin. Ich trug mein Anliegen vor, als der Hausherr auch schon in das Zimmer trat. Herr Hopfik, der mir als Tscheche bezeichnet worden war, ist von zorterer Erscheinung, schon nach seinen ersten Worten erkannte ich, daß ich es mit einem Höhergebildeten zu tun hatte und richtig stellte sich heraus, daß er ein ehemaliger Exportakademiker ist, also in demselben Hause studiert hatte, in welchem ich nunmehr zwanzig Jahre amtiert habe. Wir sind also eine Zeitlang täglich durch ein und dasselbe Tor geschritten, kennen eine Menge Personen des Hauses und können einander gegenseitig über deren Schicksal Auskunft geben. Hopfik hatte, wie er mir erzählte, eigentlich nie daran gedacht, sich der Landwirtschaft zu widmen. Es war nun aber durch die Verkettung der Verhältnisse doch so gekommen. Ich frage ihn, ob ihm das Studium an der Exportakademie nicht doch einen Vorsprung gäbe? Herr Hopfik bejaht dies, aber er meint, es sei doch um die Zeit schade, denn er hätte besser daran getan, sich mit den Gegenständen zu befassen, die ihn jetzt in erster Linie angehen.

Über die aktuellen Verhältnisse erzählt mir der Hausherr folgendes: Die Hopfenproduktion leidet leider unter dem Mangel an Kohle. Er muß sie durch illegale Käufe im Austauschwege verschaffen. Die Landwirte haben eine zu kleine Kopfquote an Lebensmitteln für die Arbeiter, welche sich nicht mit den Rationen zufrieden geben. Was nützt es denn, wenn die Herren am grünen Tische sie so und so festsetzen? Die Arbeiter müssen verpflegt werden, koste es was es wolle. Die Landwirtschaft kann nicht die hohen Preise zahlen wie die Industrie, sie muß den Taglohn durch Naturalverpflegung ergänzen. Also ein kluger Landwirt der keinen Schleichhandel treibt, zahlt darauf. Würde die Quote erhöht, so wäre es nicht notwendig sich des Schleichhandels zu bedienen.

— Wir stehen vollständig in der Gewalt der Mühlen, ermunzte Frau Hopfik. Von diesen sind wir ganz abhängig. Aber auch die Aufsichtsorgane der Mühlen können nicht von der Kopfquote leben. Der Sendorm ist eine Zeitlang ehelich blo ihn der Hunger niederringt.

Herr Hopfik führt mich über den Hof auf den Dachboden. Die Dörre hat vier Lagen auf welchen die grüne Masse aufgeschüttet ist. Ein großes Lager ist noch von der vorjährigen Ernte in Säcken aufgeschichtet, dieses wurde einem Reichsdeutschen im Vorjahre zu einem schrecklich billigen Preise verkauft.

Der Hopfenbau erzählt ein Nebenprodukt die Hefe, welche auf Gespinstfasern verarbeitet wird. Die Militärverwaltung, welche sich mit der Aufsammlung befaßt,

läßt sie aber zu lange liegen und behindert dadurch die Wirtschaft. Die Wurzel ist perennierend und erreicht ein Alter von dreißig Jahren im Boden.

Wie fahren dann gemeinsam auf einem Leiterwagen hinaus zur Hopfenpflücke. Der Kutscher ist ein russischer Kriegsgefangener, der seine Heimat schon acht Jahre nicht gesehen hat. Ich frage, wer bei der Bestellung der Arbeiter das Risiko des schlechten Wetters trägt?

— Das Risiko ist gestellt, die Leute haben das Risiko des Lohnes, die Landwirte tragen die Verpflegung.

Als wir beim Hopfenfelde anlangen, ist die Dämmerung schon weit vorgeschritten, aber die Arbeit noch im vollen Gange. Es sind Kinder und Frauen, welche die Reben niederholen und die Hopfendolden einsammeln. Sie haben Fünfundzwanzig-Liter-Maße und bekommen dafür von einer Aufsichtsperson Abzeichnungen. Das bunte Bild ist ein höchst malerisches und bewegtes. Ein eigentümlicher, schwerer Blütenduft liegt über der stummen und doch heiteren Szene.

Ich spreche die Leute an, es sind fast ausnahmslos tschechische Arbeiter. Einen der wenigen Männer frage ich, was sein eigentliches Handwerk sei? Denn Hopfenpflücken ist nur ein Saisongeschäft. Er bekennt sich als Kutscher, ein anderer als Maurer. Der Letztere verdient daheim, wie er mir erzählt, sechs Gulden täglich; er zieht aber trotzdem die Arbeit bei der Hopfenpflücke vor, sie bedeutet für ihn eine Art Sommerfrische.

Ich wandere dann mit Herrn Hopick zu Fuß zurück und lasse mir von ihm Einiges erzählen.

Die größte Schwierigkeit bereitet in der Kriegszeit die Draht-Beschaffung. Der Hopfenbau erfordert viel Kapital, da die Holzstangen teuer sind und nach einiger Zeit verfaulen. Im Jahre 1917 erfolgte die sogenannte Hopfenvalorisation. Unter Valorisation versteht man die Zurückhaltung eines Produktes, welches durch eine allzureichliche Ernte in Gefahr schwebt, auf dem Markte vorübergehend entwertet zu werden, und Belehnung der Vorräte. Wenn der Preis dann wieder steigt, wird das Produkt auf den Markt geworfen und der Erzeuger auf diese Weise vor Verlust bewahrt. Solche Valorisationen hat man beispielsweise in Brasilien mit dem Kaffee vorgenommen, wo die Ernten Jahre hindurch so reichlich ausfielen, daß der Preissturz die Pflanzer in ihrer Existenz bedrohte. Die Hopfenvalorisation wurde von der Regierung unterstützt. Der Handel wurde gezwungen, nicht unter eine gewisse Grenze mit den Preisen herabzugehen. Die Valorisation war zuerst eine Notstandsaktion für kleine Leute, welche man der Reichshopfenpflege ins Werk gesetzt wurde.

Die Gruppe Produzenten sind auf den Export unbedingt angewiesen, die deutsche Hopfenorganisation sucht mit allen Mitteln den Import abzuwehren. Die österreichische Volkswirtschaft hatte ein Interesse daran, den Export zu forcieren. Die Stadt hat infolge der geschäftlichen Verbindungen mit Bayern sehr starke Beziehungen jenseits der Grenze, es finden wechselseitig Heiraten und Geschäftsgründungen statt, welche der Stadt einen stark reichsdeutschen Einschlag verleihen.

Wir sind inzwischen bei ziemlicher Dunkelheit in der Wirtschaft angelangt. Im

Hofe herrſcht ein rieſiges Gedränge der Arbeiter, welche das Nachtmahl ausaſſen. Ich bekommt im letzten Augenblick die prächtigen Budeu Hopfike zu ſtehu und werde eingeladen zum Abend zu verbliben. Allein die Sterne funkeln bereits und mein Weg iſt lang. So muß ich mich verabſchieden und die Straße im Eilſchritt ſuchen.

Es iſt völlig Nacht, als ich durch die Landſchaft zurückmarſchiere. Nicht einmal der Schein einer fernen Hütte tröſtet das Auge. In langen Intervallen begegnen mir Wandernde, deren Tatſchritt ſchon lange vorher aus Ohr ſchlägt. Man reitet ſich im weiten Bogen aus, man weiß ja nicht [illegible]. Zum tröſten Male ſeit ich die Wanderung angetreten habe, fällt mir ein, daß ein öſterreichiſcher Staatsmann, dem ich meinen Reiſeplan auseinanderſetzte mit entſchuldigend hat daß ich nicht weit kommen und vermutlich irgendwo erſchlagen müde. Jetzt wäre die Gelegenheit, aber es macht ſeltſamerweiſe niemand davon Gebrauch.

5

Am zweiten Tage meines Aufenthaltes beſuchte ich den Bürgermeiſter, Herrn Karl Woſtry, ehemaligen Miniſterialſekretär im Miniſterium des Innern. Dieſer war als Beſitzer einer Hopfenanlage gezwungen geweſen, ſeinen Aufenthalt in Wien aufzugeben und in Saaz dauernden Aufenthalt zu nehmen, weil die Eigenart des Hopfengeſchäftes bei den beſtändigen ungeheuren Preisſchwankungen eine unausſetzbare Wachſamkeit und Gegenwart von Tag zu Tag erfordert, will man nicht großen Schaden nehmen.

Die Stellung eines Bürgermeiſters in dieſen Zeiten iſt eine ungemein darnige, die Mitteilungen, die ich von Herrn Woſtry erhalte, bilden ein neues Blatt in der Standesgeſchichte des Krieges.

Saaz hat 17 000 Einwohner. Sie war zuletzt von Dr. Lebau im Reichsrat vertreten. Sie beſitzt auch einige Induſtrie und zwar eine Stahlinduſtriegeſellſchaft, eine Fabrik für Drahtſtifte und Feilen, die berühmte Saazer Huſaugelfabrik, eine Kartonnagenfabrik, eine Tuchwarenwalzmühle, eine Genoſſenſchaftsbrauerei, eine Zuckerfabrik, eine Lackfabrik, eine Fabrik für Schuhabſätze, eine Flechtenpechpfaffinerie, eine Konſervenfabrik, eine Piano-Erzeugung, eine Pflug- und Maſchinenfabrik, eine Dachpappfabrik und einige Hopfenſchälereien.

Die Induſtrie iſt durchaus nicht unbedeutend. Die Stadt iſt im Frieden von Fremden aus der ganzen Welt ſtark beſucht. Der Bezirk iſt reich an Obſt und Gemüſe. Die letzte Ernte war ſogar ziemlich ergiebig, dagegen haben Getreide und Kartoffeln enttäuſchend geſagt.

Von der ſchrecklichen Kohlennot haben wir ſchon gehört. Der Bürgermeiſter mußte darüber noch Einiges zu ſagen, was die Verhältniſſe beleuchtete. Trotz der Nähe der großen Kohlenlager von Brux ſtünde Saaz vor einer Kataſtrophe. Die Parteien, es handelte ſich um zweitauſend Familien — die Verſorgung der Induſtrie ging ganz ſeparat — müßten ſich ſelbſt mit Kohle verſorgen und dieſelben in Fuhrwerken herbeiſchaffen. Je zehn Parteien bildeten eine Gruppe, welche mit einem Bezugsſchein ausgeſtattet wurde.

Ich frage, ob nicht Holz zur Verfügung stehe?

— Da müßten wir einen ganzen Wald rasieren, was einen unwiederbringlichen Schaden bedeuten würde.

Der Bürgermeister führte mich dann in die Kanzlei, welche er nach dem Reformsystem des ehemaligen Statthalters Grafen Kielmannsegg eingerichtet hat. In Hochdruck ist eine Musterkanzlei, welche als Vorbild dient. Der Bürgermeister zeigt mir wie an der Hand eines Schlagwörterbuches jeder Akt spielend leicht zu finden ist. Diese Einrichtung und ihr tadelloses Funktionieren machte dem Bürgermeister sichtlich Freude, wären nur die Zeiten nicht so schlecht! Aber auch die Amtspersonen sind eine interessante Kriegsspezialität. So amtieren nämlich Vorgesetzte und Damen. Sie sind trotz ihrer Jugend von dem Ernst ihres Berufes durchdrungen und machen einen gesetzten Eindruck. Man wundert sich so wenig darüber in diesen Zeiten, daß man darauf aufmerksam gemacht werden muß.

Wir sprechen uns dann noch über die Politik aus. Der Bürgermeister sieht mit einiger Unruhe dem nahe bevorstehenden Wenzelstage entgegen. Gerüchte wollten für diesen Tag schon die Unabhängigkeitserklärung Böhmens ankündigen.

Ich bin bereits so vertraut mit der politischen Taktik der Tschechen, daß ich dem Bürgermeister auf eigene Verantwortung die bestimmte Versicherung gebe, der Tag werde ruhig verlaufen. Die Tschechen haben es nicht nötig, vorzeitig loszuschlagen, es wäre nicht praktisch und darum wird es auch nicht geschehen. Für die weitere Zukunft allerdings übernehme ich keine Garantie.

Prag

1

Ich hatte mich nur wenig über achtundvierzig Stunden in Saaz aufgehalten und dennoch, wie vertraut fühlte ich mich in der freundlichen Stadt, als ich sie verließ!

Niemals hatte ich eine sehr gut aufgelegte Reisegesellschaft, der ich aber nur als stiller Beobachter angehörte. Ein Rittmeister, ferner ein reicher Ungar, der noch in Tafelfreuden schwelgte die er sich in Karlsbad gegönnt hatte, und eine junge Dame alle drei in mantertester Laune ihre Eindrücke austauschend und reichlich mit Mundvorrat ausgestattet.

Auf der nächtlichen Fahrt tötete sich plötzlich der Himmel, wie von einer Feuersbrunst. So war der Widerschein der Werke von Kladno.

In Prag finde ich noch ein Quartier im „Blauen Stern". Am folgenden Tage gelang es mir, Herrn Lodgman anzutreffen, dessen kluge und das gewöhnliche parlamentarische Niveau überragende Reden mir schon lange den Wunsch erweckt hatten, diesen Mann von Angesicht kennen zu lernen.

Herr Lodgman war gerade an dem Tage sehr okkupiert, da er im Begriffe stand, seine Familie nach Ungarn zu übersiedeln und am selben Tage abreisen wollte. Er war sehr besorgt um die Gesundheit seiner Frau, die Kriegsereignisse hatten schon einen sehr beunruhigenden Charakter angenommen, die sichtige Ruhe und Gelassenheit zu einem Gedankenaustausch war nicht vorhanden.

Herr Lodgman, der selber zu einer großen Rolle im Kampf um Deutschböhmen aufgestiegen ist, stammt aus englischen Vorahnen, wie schon sein Name erraten läßt, seine Altvorderen sind emore catholicae religionis aus England nach Spanien und von dort wieder nach Böhmen ausgewandert, starke, nuhenhafte Gesinnung liegt ihm also im Blut. Lodgman hat schon im Gymnasium die Kämpfe mit den Tschechen mitgemacht und besitzt eine reiche persönliche Erfahrung in den nationalen Fragen. Als ich ihn kennenlernte, war er Leiter des Verbandes der deutschen Bezirke Böhmens, der die Aufgabe hatte, die Bezirke gegenüber dem Landesausschuß zu vertreten und sich selbst überflüssig zu machen, sobald die Kreiseinteilung durchgeführt sein würde. Lodgman unterscheidet sich von den vulgären Politikern dadurch, daß er auch seinen Landsleuten die Wahrheit sagt. Seiner Aussage ist daher jedenfalls ein hohes Gewicht beizulegen.

Er meint in Bezug auf meine Reiseerfahrungen: Die Tschechen sind immer sehr liebenswürdig, solange man nicht als politischer Exponent das Land betritt und keine Rechte beanspruchte. In dem Augenblick, als dies letztere der Fall ist,

ändert sich ihre Haltung gänzlich. Lodgman erzählt seine Frau zum Beispiel stade in der Brotkammission kein Sehar weil sie die tschechische Sprache nicht kann. Die Aufregungen und Entbehrungen welche sie durchgemacht hat, haben sie furchtbar angegriffen und ihre Gesundheit erschüttert.

Der nationale Sinn ist den Tschechen vielleicht nicht angeboren, aber sicherlich anerzogen, denn sie haben sich seit Jahrhunderten gegenüber jeder Regierung durchsetzen müssen und sind gegen die Herrschenden stets in der Opposition gestanden.

Die Auflösung Österreichs wurden alle, aber auch alle, als Erlösung freudig begrüßen! Die Kriegserklärung gegen Serbien war nach Lodgmans Ansicht ein großer Fehler. Die Deutschen haben den Krieg übrigens nicht verstanden und seither nichts gelernt. Warum kämpfen die Deutschen ihr Schicksal an Staaten wie die Türkei, Bulgarien, Österreich, lauter Staatengebilde, welche zum Untergange bestimmt sind? Was hat das Deutschtum mit diesen Staaten zu tun?

2.

Dr. Kramář hatte mir geschrieben, daß er am 6. und 7. September vorübergehend in Prag sei und mich gerne empfangen werde. Am Abend des 6. September begab ich mich in die Redaktion der „Národní Listy", welche damals bekanntlich eingestellt war. Dr. Kramář kam mir im Vorzimmer begrüßte mich herzlich und führte mich durch eine Reihe von Zimmern, die infolge der erzwungenen Ruhe und Leere besonders in der dämmernden Abendbeleuchtung einen verödeten Eindruck machten, bis wir schließlich in einem ganz leeren Zimmer, welches keine Spur einer Arbeitsverrichtung aufwies, Platz nahmen.

Ich hatte mich Dr. Kramář bereits schriftlich vorgestellt und daran erinnert, daß ich vor einem Jahrzehnt in Angelegenheit der von mir mitbetreuten Theaterreform an ihn herangetreten war und damals seine Unterschrift für einen der ersten Aufrufe erbeten hatte, welche er mir damals bereitwillig gab. Aber die erste persönliche Begegnung reichte nach viel weiter zurück. Ich hatte in meiner Studentenzeit vorübergehend als Kammerstenograph gedient und damals auf den Bänken des Parlamentes Kramář Reden aufgezeichnet. Ich machte Dr. Kramář das Kompliment, daß er heute sehr gut aussehe und dankte ihm für sein überaus freundliches Einladungsschreiben.

Kramář erwiderte, er sei nach sehr leidend und nervös infolge der ausgestandenen Haft. Er hat acht Monate lang nicht schlafen können, wegen des Lichtes in der Zelle, welches die ganze Nacht dort brannte. Er hat es trotz aller Bitten nicht erreichen können, daß die Beleuchtung des Abends eingestellt wurde. Schließlich hat seine Frau eine Sendung gemacht, eine ganz feine Seidenbinde, welche nicht beschwert und doch verdunkelt. Von da an habe er erst wieder schlafen können. Schrecklich war die Behandlung, die er erlitten hat. Er wurde nach Wien geschleppt, seine Frau hatte keine Ahnung davon. Drei Soldaten haben ihn bewacht mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett, ein Unteroffizier mit geladenem Revolver.

Dr Kramář lächelte bitter bei dieser Erinnerung — Man hat uns hungern lassen! Von den Gefangenen sind Hunderte an Entkräftung gestorben

Dr. Kramář sagt es mit steigernder Erregung jeder Nerv zittert an ihm bei der Erinnerung an das überstandene Leid. Das Gefängnis ist ein furchtbarer Ort, wer dort genächtigt hat, saugt Todfeindschaft und unauslöschliche Verbitterung in sich ein

In Möllersdorf war Kramář Sträfling erster Klasse da ging es ihm dann etwas besser, aber er hat auf dem Kopf die Sträflingskappe getragen. Der Gefangenwärter war von besonderer Rohheit, leidet ein Tschechе, der an der Front als Scharfrichter gedient hatte und sich rühmte, schon neun Köpfe abgeschlagen zu haben Im Gefängnis legt man jedes Schamgefühl, jede Menschenwürde ab, muß in einem Kübel seine Notdurft verrichten

Dr Kramář, der eine sehr schöne, weiße Hand hat, ist, seit ich ihn zuletzt gesehen habe, ergraut Er ist ein innerlich vornehmer Mann, dem es eine Herzensluft ist Kavalier sein zu dürfen, ein Mensch der auf den Höhen der Gesellschaft gelebt hat, früh verwöhnt und hervorgewohnt, die ganze Welt bereist und überall die glänzendsten Beziehungen angeknüpft hat So ist ein peinlicher Gedanke, sich einen solchen Mann gedemütigt vorzustellen, seiner Würde entkleidet

Gerne weilt seine Erinnerung bei den verschonenden Momenten Einige Männer haben in dieser schrecklichen Zeit seiner freundschaftlich gedacht und sich seiner angenommen

— Am nettesten war der Abgeordnete Redlich, der hat mir Bücher geschickt Die einzige Rettung war die geistige Arbeit, ich habe die Lücken meiner Bildung ausgefüllt, habe die zwei Bände von Redlich studiert, Sombart und andere, habe mir den ganzen Tag eingeteilt nach Gegenständen, am Abend, als letzten, las ich einen Roman

Andere dagegen ! Bärencleither und Urban, Männer, die mit mir zusammen den Ausgleich gemacht haben, die mit mir an einem Tisch gesessen sind, waren Minister und haben mich hungern lassen! Das ist mir widerfahren, einem Mann der fünfundzwanzig Jahre lang wegen seiner schwarzgelben Gesinnung der bestgehaßte Mann in ganz Böhmen gewesen ist! Todesdrohungen hat es deswegen oft gegeben und jetzt hat man mich wegen meiner Tätigkeit vor dem Kriege angeklagt. Aber ich habe dem Staatsanwalt nachgewiesen, daß fünfundzwanzig Aberzeugungsfehler die Grundlage meiner Anklage gebildet haben!

Ich hätte begriffen daß man mich verfolgt wenn man mich für einen Feind hält, auch Gewalt akzeptiere ich, aber ich habe dem Premlinger gesagt er solle mich so behandeln, daß ich ihm noch die Hand reichen kann, allein Premlinger hat die Anklage darauf aufgebaut, daß ich ein Lügner bin. — Ich mußte den Beweis führen, daß ich im Leben nie gelogen habe Der schönste Augenblick in der Verhandlung war, wie der Bienerth, dem ich es nie vergessen werde, in schlichten Worten gesagt hat: Wenn es der Kramář sagt dann ist es wahr

Die österreichische Regierung hat einen großen Fehler begangen, aus mir etwas zu machen! Man hätte mich gewiß gehängt wenn der Kaiser damals nicht gerade

gestoßen wäre. Das hat mich gerettet. Man hat darauf gedrängt, die Verhandlung abschließen zu können, und ich nach sechzehntägiger an die Reihe komme. Sicherlich wäre ich gehängt worden.

Aber das ist ja alles vorbei!

Es ist richtig, ich denke jetzt anders als vor dem Kriege. Als die Kriegserklärung an Serbien kam, da hat sich alles in meinem Kopfe herumgedreht. Meine Politik war, aus Österreich-Ungarn etwas zu machen, unabhängig von Deutschland. Der ganze Weltkrieg ist daraus entstanden, daß Aehrenthal den Zarewitsch angelogen hat. Jarowlaki war so damit einverstanden, daß Österreich Bosnien annektiert, verlangte aber dafür die Freiheit der Meerengen. Er ist eigens deswegen nach Italien gereist, welches wegen Tripolis Bedenken hatte und ging dann nach Paris, aber während er fort war, kam die verblüffende Nachricht, daß inzwischen die Annexion vollzogen war! Da war er blamiert!

Ich habe damals die Jacht in Petersburg soweit verändert, daß sogar die österreichische Hymne wieder gespielt und auf des russischen Gesandtschaft ein Hoch auf den Kaiser von Österreich ausgebracht wurde! Hätte man doch den Seehen Albanien gegeben! So wäre zufrieden gewesen. Alles wäre anders gekommen, aber natürlich Deutschland war dagegen und Italien, unsere zwei Bundesländer! Unser Kaiser hat leider nie mit dem Ministerpräsidenten gesprochen, aus übertriebener Loyalität er nahm, wenn er mit einem fertig war, einen anderen Minister, aber solange er einem das Vertrauen schenkte, glaubte er ihn blind. Als ich ans Ruder kam und mit dem Kaiser sprach, sagte er: Wie haben doch den Seehen nur Steine getan! Wo die Augen so mit Seehen umgesprungen sind, es wirtschaftlich abgesperrt und das Vieh an der Grenze aufgehalten haben!

Wie kommen denn auf die längste Zeit zu sprechen. Er kannte erzählt, seine Frau sei in Franzensbad in geschäftiger Weise verfolgt worden. Ein Blatt verlangte ihre Ausweisung, obwohl sie ganz zurückgezogen lebte als Patientin, die sie war, bis die Ärzte gegen die Beschuldigung protestiert haben. Die Frau des Hochverräters!

— Ich kann den Deutschen nicht mehr die Hand reichen, werde Wien niemals betreten, lese keine Wiener Zeitungen mehr, bringe es nicht mehr zustande. Mein Lieblingsblatt ist jetzt die „Vossische Zeitung", ist es nicht lächerlich, daß ich heute noch keine ausländische Zeitung lesen darf? Vermutlich damit ich nicht verleumdet werde, ich, der doch sagen kann, daß ich in der Welt bekannt bin!

Die „Národní Listy" ist unterdrückt worden, kann man das verstehen?

Wie, das einzige böhmische Blatt in Böhmen dürfen nicht erscheinen! In diesen Zeiten! Natürlich sind die Leser, die das Blatt gewöhnt sind, erbittert aufs äußerste. Sie können sich denken, was das für eine Stimmung hervorruft. Wie soll sich in so einer Redaktion aus ist es nicht traurig? Unsere Abonnenten zahlen das Abonnement weiter und wie die Spesen der Redaktion!

Wie hätten das Blatt erscheinen lassen dürfen, wenn wir eingewilligt hätten, Regierungsartikel zu bringen. Während meiner Abwesenheit wurde ein Artikel

gegen mich als redaktionellen Beitrag gebracht, eine Schmach, wegen der die Verwaltung zurückkehren mußte. Wie haben erklärt: Ja, wenn die uns aufgenötigten Artikel gezeichnet werden und der Würde des Blattes nicht ins Gesicht schlagen!

Die tschechoslawakischen Legionäre werden vom Wolff-Bureau als Raubgesindel gebrandmarkt, Menschen, die für eine Idee in den sicheren Tod gehen! Heute war eine Frau bei mir, deren Sohn gehenkt wurde. Leute haben ihr gesagt, daß es doch eine Schande sei. Sie erschien bei mir und fragte mich, was ich meine? Was sollte ich der Frau antworten? Ich bin außer mir über diesen Skandal, es geht mir nicht aus dem Kopf.

Abschließend erinnere ich Dr. Kramář daran, mit wie ganz anderen Problemen er sich einst, vor Jahren befaßt habe. Gedenken Sie noch, Herr Doktor, der Debatte über den Vereinigungsverein im Ostenverein? Was für ein exotisches Thema, was für ein sachliches Gegenstand!

— Freilich, das habe ich immer getan. Sie ahnen nicht mit welchen Details unseres künftigen Staates ich mich heute schon befasse. Nun, fünfundzwanzig Jahre österreichischer Politik, das war immerhin eine Schule, das war nicht umsonst. Ich frage Dr. Kramář, wie er sich die künftige Gestaltung der Dinge vorstelle?

— Darüber kann ich mich begreiflicherweise nicht äußern. Es sind aber nur drei Möglichkeiten: Sieg der Mittelmächte — unentschieden — Sieg der Entente. England ist aber viel stärker als man ahnt, was dann geschehen wird, können wir nicht wissen, wie vieles ist geschehen, was niemand vorausgesehen hat! Aber selbstverständlich habe ich für jede Eventualität unsere Haltung bereits festgelegt.

— Schließlich kann man sich so selbst beantworten. Aber wenn man die beiden Nationen so gesehen hat wie ich auf meiner Weltreise, kann man sich die Abtrennung doch nicht vorstellen.

— Dazu soll es auch nicht kommen, dafür wird schon gesorgt werden.

— Wie wollen Sie aber die Deutschen verdauen? Das können Sie doch wieder nicht.

— Die Deutschen lassen mit sich reden, sobald sie keinen Rückhalt mehr haben, ich kenne meine Leute.

— Das glaube ich nicht. Auch wird es am Rückhalt nicht fehlen.

— Wie werden den Deutschen alle Rechte geben, die wir für uns gefordert haben.

Ich trage Dr. Kramář sodann mein Völkerrechtsprogramm vor, welches ich seinerzeit dem Dr. Fořt erzählt habe. Dr. Kramář meint, darauf werden die Leiten Völker nicht eingehen, weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß man ihre Wünsche und Empfindlichkeiten nicht versteht. Begreifen doch nicht einmal die Russen, worum es beispielsweise uns Tschechen aufgeht, wenn eine tschechische Erledigung mit einer deutschen Übersetzung komme. Die mündliche Besprechung mit der Poesie wie tschechisch und die schriftliche Erledigung komme mir einer deutschen Übersetzung, die Russen begreifen nicht, daß man einer solchen Sache Wichtigkeit beilegt.

— Was schließen Sie daraus, Herr Doktor? Wenn ich Sie recht verstehe,

Mit Dr K. Kramář vor seiner Villa

ſcheint ſich die nationale Frage bei Ihnen in der Sprachenfrage zu erſchöpfen. Die Sprache iſt doch nur die Oberfläche der Nation.

— Gewiß, immer war es die Sprache, die mich beſchäftigt hat ſeit fünfundzwanzig Jahren!

Ich bringe die Pilſener Straßentafeln zur Sprache. Dr. Kramář erwidert: Ja, und warum iſt das ſo? Weil in Brünn bei einem Kaiſerbeſuch alle Straßentafeln deutſch gemacht wurden. Kurz und gut, wir wollen endlich unſere Selbſtändigkeit haben und nicht mehr von Wien abhängig ſein! (Lächelnd:) Aber Sie müſſen zugeben, daß unſere Taktik eine glänzende iſt?

— O ja, die Tſchechen ſind gute Taktiker, das iſt bekannt.

Wir brechen dann auf und Dr. Kramář erweiſt mir die Ehre, mich perſönlich ins Hotel zurückzubegleiten. Auf dem Wege erzählt mir Dr. Kramář, er habe jetzt etwas anderes vor. Er ſchreibe ein Buch über Rußland, über die Urſachen der ruſſiſchen Kriſe. Er nennt mir die einzelnen Kapitel. Eines davon heißt: Der Muſchik.

Ich gebe der Anſicht Ausdruck, daß Lenin doch ein ganz bedeutender Kerl ſein müſſe.

Dr. Kramář erwidert: Ich beneide ihn um ſeinen Namen nicht! Aber es war eine geſunde Medizin für Rußland, daß Bolſchewiſtentum mußte kommen, um die

Intelligenz aufzupulvern und zu konzentrieren. Ferner hat alles mit dem Sozialismus kokettiert, sogar die Schülerinnen im Lyzeum haben ihren Lehrern Vorschriften gemacht. Dr. Kramář versichert mir, daß die Russen verraten worden seien, Rennenkamp sei absichtlich nicht marschiert und habe Hindenburg bei Marschau entwischen lassen, als die Deutschen schon eingekesselt waren. Damals erwachte in Rennenkamp plötzlich das deutsche Gefühl.

Bei der Verabschiedung erlaube ich mir einen Scherz: ich frage Dr. Kramář, ob er mich als Statthalterhorst von Böhmen auch so scharmant empfangen werde wie heute?

Dr. Kramář erwidert sehr ernst: Gewiß, darauf können Sie sich verlassen!

3

Am folgenden Tage sollte mir eine Überraschung zuteil werden. Mein Photograph Skakonek kam zu mir und meldete: Dr. Kramář lade Sie ein, ihn auf dem Hradschin in seiner Villa zu besuchen. Diese Einladung nach einer so grundlichen Aussprache, wie sie am Vortage stattgefunden hatte — sie hatte drei Stunden gedauert — war eine Courtoisie, die ich zu würdigen wußte.

Die Villa Dr. Kramářs, ein Rokokoschloß, liegt — weithin sichtbar — in freier Höhe auf dem Hradschin in beziehungsweiser Nähe zur kaiserlichen Burg, damals wirkte diese Gegenüberstellung wie eine Frozzelei; heute ist sie selbstverständlich. Skakonek begleitete mich, als ich um 7 September einem morgoldenen Herbsttag, vom Moldaunfer den Berg hinanstieg, auf dem die Villa erbaut ist.

Dr. Kramář empfing uns in seinem Arbeitszimmer, welches außer einem Schreibtisch und einem Stuhl nur noch sehr wenig Einrichtung besaß. Durch eine offene Tür blickte man auf das Panorama von Prag. Es war wunderbar luftig, und sonnig in dem Raum. Die Villa war großenteils noch unmöbliert, Dr. Kramář hatte gerade seinen Einzug vorbereitet, als seine Verhaftung erfolgte. Mit Ausnahme des Spitzezimmers waren daher alle Räume noch leer. An der Ausstattung wurde noch gearbeitet, doch waren die Wände meist schon fertig.

Dr. Kramář zeigte mir das Bild seiner Gemahlin, das auf dem Schreibtische stand. Sie ist eine Russin und sieht sehr warmthin aus. Dr. Kramář scheint seine Frau außerordentlich zu verehren, wie aus allen seinen Äußerungen hervorgeht. Der Hausherr führte uns dann der Reihe nach durch alle Räume der Villa, richtiger den Schlossen, denn diesen Charakter hat das Bauwerk durchaus trotz der verhältnismäßig kleinen Anzahl der Räume. Es ist von erlesener Pracht: der Stil, in welchem es ausgeführt ist, verrät nicht nur fürstlichen Geschmack, sondern auch ein hohes Selbstbewußtsein, und doch ist Dr. Kramář im persönlichen Verkehr, in Haltung und Formen ein ausgeprägt bürgerlicher Mensch; es ist ihm auch jede Pose fremd. Nicht einmal das Bewußtsein, daß seine Persönlichkeit der Geschichte angehört, drückt sich in Wort und Gebärden aus, man könnte daran zweifeln, ob er es überhaupt weiß. Er ist unbefangen und macht unbefangen, da er seinem Besucher völlig zwanglos und vertraulich begegnet. Aus seinen Gemüts-

bewegungen macht es kein Hehl die Darstellung dürfte niemals seine Waffe gewesen sein . . .

Aus der sehr geräumigen Halle führen Stufen in das erste Stockwerk hinauf, dort ist die Bibliothek und das Arbeitszimmer untergebracht. Die Bücherschränke, aus dunkelbraunem Holz, sind in die Wände eingebaut, die Bibliothek selbst wurde bei seiner Uebernahme in Beschlag genommen und war an jenem Tage noch in Kisten verpackt. Die Decke des Raumes ist sehr hoch. Es fehlten noch die Bilder in den Nischen. Der Parkettboden ist aus gefügtem Eichenholz aus der Heimat. Von da führt mich Dr. Kramář in einen Gesellschaftsraum, einen Maximalsaal mit einer vergoldeten Galerie, auf der ein Musikantenorchester Platz hat. Die Wände sind mit maulwurfgrauem köstlichem belgischen Marmor ausgekleidet, die etwas dunklere Täfelung ist böhmischer Marmor. Dr. Kramář streichelt den Gestein mit der Hand. Die Decke ist böhmisches Kunstgewebe. „Das macht uns niemand nach", bemerkt Dr. Kramář. Als wir der Hausherr eine Holzimitation aus Stuck zeigt, auf die er besonders stolz zu sein scheint, glaube ich es meiner Aufrichtigkeit schuldig zu sein zu meiner Verwunderung darüber Ausdruck zu geben, daß der Baumeister es für nötig und stilvoll gefunden hat, inmitten eines solchen Ahnenreichtums an fabelhaft echtem Material eine so strenge verbotene Fälschung Raum zu geben.

Der Architekt ist der Wiener Ohmann, der Baumeister ist Beneš.

Dr. Kramář erzählt mir, er sei von seinen Landsleuten deshalb angegriffen worden, weil er einem Deutschen diesen Werk übertragen hobe.

Auf der anderen Seite des Schlosses gibt es einen kleinen gemütlichen Raum „in welchen kein Gast Zutritt haben wird" — In der Halle sind gerahmte Glasscheiben mit entzückenden Blumenmotiven angebracht, über welche Frau Kramář mit Beneš monatelang beraten hat.

Links im Parterre liegt das Speisezimmer. Dies war damals schon vollständig fertig. Es ist ganz im russischen Stil gehalten. Blumenleseren in Violett und Mittelgrün kassettierte Decke mit Ampel aus malachitgrüner Kamin und Klavier, ein Bronzerelief, Dr. Kramář im Profil darstellend und eine echte Bokonnische sind die Damen wie sie in den Balladenbüchern zu sehen sind.

— Dieses Einfall ist speziell von meiner Frau, die solche Dinge liebt und überhaupt den Plan des ganzen Hauses gemacht hat.

Das Zimmer, noch nicht durchwohnt, lag damals still wie eine Kapelle. Wir gaben uns dem tiefen Frieden des Raums hin und genossen einige Minuten schweigend die Stimmung des Interieurs, den einzigen im Hause, welchen von der Außenwelt geschieden, nur der Freundschaft und häuslichen Freude bestimmt scheint.

Dann traten wir auf die Villa und promenierten auf der Rampe an der steinernen Brüstung, die Fassade von außen betrachtend.

Dr. Kramář bemerkte: Ich habe das Haus absichtlich hinter die beiden Bäume rücken lassen, damit es nicht allzu aufdringlich erscheint. Das ist eine Taktik und Geschmackssache. — Von dieser Höhe genossen wir den fabelhaften Blick über die Moldau, den Hradschin, ganz Prag mit seinen unzähligen Türmen. Milchige Dunst-

ſchleier von Sonnengold durchſprüht, wogen über dem Häuſermeer über der Moldau lag zarter Waſſerdunſt, kein Laut drang aus der Tiefe. Wie wenig, als wäre ich ein Jahr gewandert und hätte jetzt in einer Spirale die Höhe erklommen von der aus ich Böhmen in das Herz ſchauen konnte. Dr. Kramář lehnte ſich an die ſteinerne Rampe und ſagte: Wie ſchön iſt Prag, obgleich es entthront iſt! Was wird Wien ſein, wenn ihm die Krone genommen ſein wird?

Ich verteidigte die Schönheit von Wien und ſchwärmte von ſeiner Herrlichkeit im Mai und Oktober.

Dr. Kramář erwähnte ſodann, daß der Miniſterpräſident Hyſſrek den Frieden binnen drei Wochen angekündigt habe, und erzählte ſodann von den Ereigniſſen an der Weſtfront, von der Technik der Amerikaner, ihrem ſprechteriſchen Kriegsmaterial, den Tanks und vom deutſchen Rückzug. Er lebte in der Spannung eines Mannes, der die Entſcheidung und den Triumph ſeines Lebens herannahen fühlt. — Dann wies er mit der Hand auf einen finſteren Häuſerblock und ſagte: Dieſe Gruppe muß noch wegkommen, die verſchandelt das ſchöne Bild. Schon Graf Thun hat dem im Sinn gehabt.

Beim Abſchied lächelt Dr. Kramář: Stellen Sie ſich vor, ſo ein Haus zu haben und eine Beſitzung in der Krim und dabei in einer Zelle eingeſperrt zu ſein! Es waren die letzten Worte, die ich von Dr. Kramář hörte.

Dann ſah ich ihn erſt wieder am Weihnachtsabend desſelben Jahres in den ehemals kaiſerlichen Gemächern des Hradſchin.

Letzte Station

1.

Ich war wundermüde geworden und hatte übrigens schon längst die Zeit abgeschnitten, welche ich der Reise eigentlich widmen konnte. Und doch hatte ich keinen Ort betreten, der mir nicht etwas zu sagen gehabt hätte, was mit meiner Reiseabsicht zusammenhing. Die Wechselwirkung zwischen der böhmischen Frage und dem Krieg war mir noch ständig klar geworden und in greifbare Erscheinung getreten. Ich kannte die Gesinnung des Volkes und seiner Führer, ihre Wünsche und Argumente und ich hatte einen politischen Überblick gewonnen, wie ihn mir bisher niemand vermitteln konnte. Ich konnte nunmehr die bewegten und unbewußten Antriebe der tschechischen Erhebung, aber auch alle Knoten der Zukunft und Vergangenheit. Welche Fehler mußten begangen worden sein, um ein mit uns so enge verschwisterten Volk dahin zu bringen, daß es uns so fremd und verbittert gegenüberstand! Noch im letzten Dorf, in der Andenkenweise des Alltagen glückte der Wellenschlag des gemeinsamen Erlebens, es war so leicht, die Frühlinge zu finden. So tat mir am Österreich leid. Es schien mir, als ob das, was die Menschen aussprachen, im Widerspruch zu ihrem Unbewußten stünde, als ob der Empfang, den sie mir überall bereitet hatten, sinnlos wäre, wenn sie mir nur das zu sagen gehabt hätten, daß diese geschichtliche Gemeinschaft nun für alle Zeiten zerrissen werden müsse. Wer hatte mir eingeflüstert, Böhmen in letzter Stunde zu durchwandern, wenn nur es mir früher nicht eingefallen und warum fühlte ich mich irgendwie verantwortlich für das, was geschehen ist und geschehen wurde? Und warum sind nicht vor mir andere in die Provinzen gegangen und haben den kürzesten Weg zum Verständnis und zur Verständigung gesucht? Warum haben wir Deutsche nicht um das Herz der Völker geworben, jeder persönlich, warum waren wir so wenig neugierig? Buhrer hatten nur Heermann Bahr und Josef Auguste Lux inmitten Entdeckungsreisen gemacht, ohne daß sich aber aus diesen Anregungen eine Schule entwickelt hätte.

Unter solchen und ähnlichen Gedanken fuhr ich, ein zweitesmal in diesem Sommer, in Prachatitz ein, der dringenden Einladung meiner treuen Wirte in der Wodnianerstraße folgend, die mir geschrieben hatten, daß nun die Ernte in der Hauptsache eingebracht und ein Gast doppelt willkommen sei. Die ganze Familie erwartete mich auf dem Bahnhof. Der Hausherr hatte mir zu Ehren ein Zicklein geschlachtet und bereitete mir einen festlichen Empfang, als wäre ich der verlorene Sohn.

Im Obstgarten waren mittlerweile die Pflaumen dunkelblau geworden, die Bäume bogen sich unter der Last der saftigen Früchte. Leitern lehnten an den Apfelbäumen. Höhe Stangen erwartungsvoll im Grase und die Menschen waren fröhlich, wie man nur auf dem Lande ist, wenn das große Einsammeln und Einkochen beginnt.

Eines Tages kamen meine Wirte ganz atemlos zu mir und riefen: Herr Doktor, schnell, kommen Sie in unsere Scheune, eine von unseren Dreschermnen will mit Ihnen sprechen wegen ihres Buben.

Man führte mich in den halbdunklen Raum, wo vier Arbeiterinnen an einer Dreschmaschine standen und das Werkel unermüdlich drehten. Die Strohhalme und Körner flogen nur so heraus und verbreiteten einen starken, wie von Sonne und Erde gesättigten Duft, den jeder kennt und liebt.

Mein Hausherr winkt mit der Hand, augenblicklich steht die Walze still, die Arbeit wird unterbrochen und es wird mir vorgestellt: ein blutjunges Kind und als seine Mutter eine der Dreschermnen eine Tschechin. Sodann wird mir ungeregt berichtet, dieser Frau habe der Bürgermeister angedroht, wenn sie den Buben nicht in die deutsche Schule schicke, werde er ihr keinen Zettel für den Wald ausstellen, das bedeutet, sie darf sich dann kein Holz zum Heizen holen.

Die Frau will aber den Buben in die böhmische Schule schicken weil sie selbst kein Wort Deutsch kann, der Bub konnte nach einiger Zeit fast müssen und von der Mutter getrennt werden; er könnte dann gar nicht das Böhmische mehr erlernen und nicht einmal mit der Mutter Briefe wechseln. Schon jetzt kann sie sich schwer mit ihm verständigen.

Ich frage: Wieso kommt es, daß der Junge der offenbar sehr fürs Sprachen begabt ist — denn wie sollte er sich sonst das Deutsche angeeignet haben — nicht ebenso leicht und schnell zu Hause bei der Mutter das Böhmisch lernte? Die Schule kommt doch jedenfalls nur an zweiter Stelle in Betracht, in erster Linie das Heim.

Alle antworten aus einem Munde: Die Mutter ist den ganzen Tag in der Arbeit und hat gar keine Gelegenheit, sich mit dem Jungen zu beschäftigen. Das Sprechen würde er zwar zur Not auch erlernen, aber nicht das Schreiben und Lesen. Die Mutter hat ohnedies die Absicht, den Jungen nächstes Jahr in die deutsche Schule zu schicken, aber vorerst doch einmal in die böhmische, weil sie sonst den Zusammenhang mit ihrem Buben verliert.

Ich frage die Bäuerin: Sie sind doch in Deutschitz, warum können Sie nicht Deutsch?

Darauf alle: Warum können Sie nicht Böhmisch, Herr Doktor?

— Wenn ich in Böhmen leben würde, könnte ich es!

— Sie ist aber eine Böhmin!

Ich sehe ein, daß die Leute Recht haben und gebiete mich, mit dem Bürgermeister zu sprechen. Die Kinder meines Hausherrn selbst besuchen je ein Jahr die deutsche und dann wieder die böhmische Schule. Sie wachsen vollständig zweisprachig auf und beherrschen heute beide Sprachen schon trefflich. Man bringt

mir einen Tragen sogar ein zweijähriges Mädel, ein äußerst klugen Kind das nebeneinander deutsch und böhmisch plaudert und beides ganz tadellos. Niemals mischt das Kindlein die beiden Sprachen durcheinander, als wäre jede in einer eigenen Kammer des Gehirnes untergebracht. Es gibt noch viele Gebiete für den Psychologen!

3

Das Ineinanderfluten der beiden Sprachen konnte ich in Prachatitz in höchster Anschaulichkeit beim Gottesdienst verfolgen. In ein und derselben Kirche finden nacheinander Messe und Predigt in beiden Sprachen statt beispielsweise zuerst um neun Uhr die deutsche und dann um elf Uhr die tschechische.

Derselbe Priester predigt in beiden Sprachen, ohne die Kanzel zu verlassen. Da ist es nun ungemein interessant zu beobachten, wie sich wenn die deutsche Messe zu Ende ist, plötzlich das Bild ändert. Bäuerliche Trachten schieben sich zwischen die städtischen, die deutschen Stoppen ziehen ab, wobei sich die Matronen wie Öl und Wasser voneinander sondern, ohne sich zu stören oder zu reiben, fast möchte man sagen, ohne gegenseitig voneinander Kenntnis zu nehmen.

Noch brennen dieselben Kerzen, ertönt dieselbe Orgel, predigt derselbe Kaplan von der Kanzel! Sein und derselbe Stande wird verkündet, die gleichen Leiden und Kümmernisse bewegen die Gemeinde, es sind die gleichen Interessen und der gleiche Boden, auf dem man sich trifft, — und dennoch diese Scheidung! Hier lernte ich an die Realität der Nation glauben, konnte ich sie doch mit Händen greifen, mag die Wissenschaft sie auch auf analytischem Wege als eine Fiktion erwiesen haben! Weder die Sprache allein noch das Blut macht die Nation aus, aber allen zusammen, das Ineinandergreifen dieser, sozialer, wirtschaftlicher, verwandtschaftlicher und geschichtlicher Beziehungen, die sich teils bewußt, teils unbewußt zu einem Geistkörper verdichten. Aus jeder einzelnen dieser Verknüpfungen kann das Individuum ohne freien Stücken herauszutreten, aus allen zusammen offenbar nicht, sie bilden ein Netz, welches auch im letzten Augenblick doch wieder in seine Schlingen zieht, wenn du schon entronnen zu sein glaubst. Wie wäre es sonst zu erklären, daß der hochgesteigerte Verkehr der Menschen der im Frieden wenigstens aller Grenzen zu spotten und den Einzelnen zu einem freien Vogel zu machen schien, doch weder den Staat noch die Nation zum Verblassen bringen konnte? Zuletzt siegt doch wieder das Territorium der Nation, welche sogar die lebendige Wirtschaftseinheit der Gemeinde und Bezirke durchschneidet, dergestalt, daß man die feinste Verzahnung wie eine elastische Linie mit physischem Auge wahrnehmen kann. Die Haut der Nation ist zwar so fein wie die Haut des Wassers, aber auch so zäh wie diese, deren Spannung bekanntlich auf den kleinsten Molekularkräften beruht, aber dennoch so stark ist, daß sie nicht ohneweiters mit einem Hieb durchschlagen werden kann. Staat und Kirche haben sich bisher damit zufrieden gegeben, wenn sie es dahinbrachten, daß sich die beiden Nationen bestenfalls verbindungslos ausweichen. Es bedarf aber höherer Wärmegrade, um die Konten der Nationen zum Schmelzen zu bringen. Nur die Humanität vermag dies vielleicht und die von ihr erfüllte Persönlich-

kelt. Sie auszubilden und in ihre Dienste zu stellen, wird Aufgabe einer Völkerpädagogik sein, einer Wissenschaft oder richtiger kulturpolitischen Staatskunst, die erst begründet werden muß.

4.

Die Tage nahmen schon empfindlich ab, aber ich wollte Prochazka nicht verlassen, ohne den Libin zu besteigen, der — mehr ein langgestreckter Rücken als ein Gipfel — trotz seiner tausend Meter Höhe leicht zu einer bequemen Promenade zu erreichen ist. Regierungsrat Windt, der Direktor des Schulbücherverlages in Prag, den ich zufällig in Prochazka traf, nachdem ich ihn mehr als zehn Jahre aus den Augen verloren hatte, machte mir den Führer. Seine Frau, eine mondäne Dame, und sein Sohn machten die Partie mit. Letzterer war erst kürzlich aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt und erzählte die bizarrsten Erlebnisse mit einer gelassenen Selbstverständlichkeit, an der sich Odysseus, der auch nicht viel Merkwürdigeres erlebt hat, ein Beispiel nehmen sollte. Regierungsrat Windt, ein österreichischer Beamter vom alten Schlag, der am tschechischen Gymnasium studiert hat, aber ein Deutscher ist, schilderte mir in ausklingender Weise die gesellschaftlichen und bureaukratischen Beobachtungen in Prag, wo er sich mit bemerkenswerter diplomatischer Begabung in beiden nationalen Lagern bewegen und ersprießlich wirken konnte, ohne je auf irgend einer Seite eine Kränkung zu haben. Der Schulbücherverlag, eine selbständige Stiftung der Kaiserin Maria Theresia, ist von Direktor Windt in einem Zeitraum von zehn Jahren zu einem Unternehmen ausgestaltet worden, welches seine bedeutenden geschäftlichen Erfolge im Interesse seiner eigentlichen statutarisch gemeinnützigen kulturellen Zwecke — Beschenken unbemittelter Kinder mit Schulbüchern im großen Maßstabe ermöglicht. So ist dies gerade ein Wirkungskreis, welcher die empfindlichsten nationalen Interessen berührt, und es beweist schon ein gewisses Geschick sich in demselben mit Sicherheit und Leichtigkeit zu bewegen.

Als wir den Gipfel des Libin und die hohe Turmwarte erstiegen, stand die Sonne bereits nahe dem Horizont. Die Dämmerung fiel so schnell wie auf dem Theater. Das Panorama war von überraschender Schönheit und Größe. Ein herrschaftliches Stück der südböhmischen Calotte lag in der Richtung nach Wittingau ausgebreitet, nach Kemmau andererseits in guter Übersicht zu unseren Füßen. Die wachsende Dunkelheit erhöhte die Plastik der Bodengestalt, indem sie Höhen und Täler schärfer modellierte. Auf dem Rückwege überraschte uns die Nacht. Frau Windt erzählte vom Prager Gesellschaftsleben. Sie rühmte vor dem Kriege ein genußen Haus, mußte aber später darauf verzichten, weil die vorurteilsfreiere Verkehr mit beiden nationalen Lagern kein Verständnis fand. Beim Funkeln der Sterne kamen wir nach Prochazka zurück.

5

Ich saß eben im Obstgarten, wo die Bienen summten und an den blauen Pflaumen naschten, als mir von meiner Hausfrau gemeldet wurde, daß der Erzpriester sich soeben in seinen der Dechaneikirche gehörigen Garten begeben habe,

der etwa eine Viertelstunde außerhalb der Stadt in der Wachtmeisterstraße lag. Ich könnte den alten Herrn dort noch einmal zum Abschied sehen. Ich eilte ihm nach und traf den Gesuchten an dem bezeichneten Ort, wie er tiefgebückt, mit der einen Hand auf den Stock, mit der anderen auf den Kirchendiener gestützt, die Gemüsebeete seines Gartens entlang schritt. Ich begrüßte ihn, meinen Namen nennend, da er schlecht sieht, und mit tränenerstickter, vor Freude zitternder Stimme nannte er mich seinen lieben Freund. Wir setzten uns in das Gartenhaus. Der Seelsorger betastete den Tisch, merkte daß ein Stück Holz herausstand und sagte mehmütig der Hausherr — derweil meinte er sich selbst — kann sich halt um nichts mehr kümmern. Der Kirchendiener mußte Pflaumen, große Äpfel aus den Bäumen pflücken der Defan verzehrte sie mit Lust und reichte mir davon. Für den alten, halbblinden Mann war es eine Leistung, auf der Dechantenleiche auf dem Kieselkopfpflaster den Weg in den Garten zu nehmen. Nicht genug daran, sprach er den Wunsch aus, die ehrwürdigen Schwestern im Krankenhaus zu besuchen und die Kapelle noch einmal zu sehen, die er normals dort eingerichtet hat. Der Diener bemerkte, daß sich der hochwürdige Herr doch allzuviel zuviel zumute? Ja, freilich meinte dieser. Aber nach zehn Minuten als wir uns erhoben, sprach er dennoch energisch zum Diener: Führen Sie mich doch in das Krankenhaus. Dieses war etwa fünf Minuten entfernt. Ich bot meine Stütze an, er stammelte einige Worte des Dankes und nahm sie gerne an. Als wir schon gingen, sagte er plötzlich nachsinnend: Schopper, da muß wo ein Birnbaum stehen (er konnte in seiner gebückten Haltung nicht aufblicken), führen Sie mich dorthin. Ich will ihn noch einmal sehen. Wir waren dort. Der Neunzigjährige konnte aber nicht das Haupt aufrichten. Wir stützten ihn beide, er wollte wenigstens die Blätter fühlen und streckte die Hand aus — er war glücklich und zufrieden. Wer weiß, welche Erinnerungen sich an den stattlichen Birnbaum knüpften? Auswendig konnte er jeden Baum, jedes Blumenbeet, jede Gemüsepflanzung.

Im Vorübergehen fragte er dann noch: Da muß ein Apfelbaum stehen, ist viel Obst darauf? Wir bejahten der Wahrheit getreu und berichteten von jedem Baum, welche Früchte er trug. Diese Erinnerungen schienen plötzlich aufzujubilieren, er hielt inne, dann brachte er mühsam mit umflorter Stimme eine kleine Begebenheit vor, die irgend einmal in den fünfzig Jahren, welche er hier verlebt hatte, vorgefallen war. Ab und zu machten wir den Greis aufmerksam auf den blühenden Mohn und die üppigen Himbeersträucher. Diese wenigstens konnte er sehen. Er befühlte sie mit seinen zitternden Händen, als wollte er von ihnen Abschied nehmen. Ein leiser Wind bewegte das Laub der Bäume, als flüsterten sie einander zu, daß der, welcher sie gepflanzt hatte, von ihnen Abschied nahm für immer. Da blieb er stehen, als wollte er noch etwas sagen und diesen Augenblick, vielleicht den letzten auf dieser Stätte noch recht lange genießen.

Dann trat er lautlos aus dem Garten, und in tiefem Schweigen lenkten wir die Schritte in das nahelegende Spital. Einige Schritte vor dem Eingang hörte der Priester das Schweigen und fragte ungeduldig, ob wir noch nicht vor dem Eingang wären? Dann traten wir auch schon durch das Tor, welches in den Garten

fühet Am festen Druck seines Armes welchen sich auf den meinen stützte, bemerkte ich eine kleine Erregung und seine Wangen, von Freude gerötet, gaben eine solche gleichfalls kund. Er war in seinem Heiligtum angelangt.

Die Krankenschwestern traten eine nach der anderen aus dem Portikus, der im Garten stand und mit einem Ausdruck der Verklärung knieten sie vor ihm nieder und bedeckten seine Hände mit Küssen. Sie übernahmen die weitere Führung. Mühsam ging es hinauf in den ersten Stock zur Kapelle. Seine Erregung wuchs, als man ihn auf sein Verlangen zum Betschemel führte. Dort verrichtete er kniend eine Andacht. Nach einigen Minuten setzte man den Ermüdeten in eine Bank und mit weinerlicher Stimme fragte er, ob ich auch da sei? Schließlich ging er von den Schwestern gestützt, wieder hinunter in den Empfangsraum, wo ein Imbiß den erschütterten Greis für den Heimweg stärkte.

Unter vielen Segenswünschen, seine feste und wohlmeinende Absicht der Schwestern traten wir den Rückweg an. Ich fühlte seine Kraft erlahmen, er wollte aber nicht zugeben, daß er sich zuviel zugemutet habe und schnell entschlossen sagte er, er wolle mir einen Besuch abstatten und bei dieser Gelegenheit ausruhen. Meine Wohnung lag auf dem halben Wege zur Kirche. Es war die höchste Zeit, daß wir ihn soweit hatten, um ihn auf den Diwan zu setzen, denn sein Atem keuchte und seine Wangen fieberten. Immer stammelte er mit weinerlicher Stimme Entschuldigungen. An Pünktlichkeit gewöhnt, erkundigte er sich wiederholt, wieviel Uhr es sei. Als man ihm sagte, halb sieben, verlangte er nach Hause, da es um sieben zum Speisen erwartet wurde. Trotz der Erinnerung, daß er der Herr sei und einmal auch die anderen warten dürfen, bestand er darauf, weggeführt zu werden. Es gab nur wieder demütig zur Antwort, daß er ja kein Herr mehr sei. In seinen Mienen lag Angst vor dem unbequemen Wege. Ich bot ihm, sich unbekümmert fest auf mich zu stützen. Die Kinder auf der Straße liefen ihm nach und küßten ihm die Hand, er ließ es geschehen. Bei jedem zehnten Schritt fragte er den Diener, bei welchem Hause wir seien und ob wir schon bei der Kapelle stünden? So leid es uns tat, wir mußten ihm gestehen, daß es noch weit dahin sei. Die Hunde auf der Straße mochten lautlos Halt und streckten die Ohren, als erstaunten sie, daß eine Persönlichkeit vorüberzöge. Auf dem Scheitel den alten Herren blieben wie auch bei einem schwarzen Spitz stehen, der uns den Weg versperrte, als wollte und mußte er gestreichelt werden, und jener streichelte ihn. Auf dem kurzen Wege zur Kirche bildeten sich Gruppen die Männer entblößten ihr Haupt. Frauen und Kinder grüßten. Der Erzpriester sah es nicht und hörte es nicht. Nun alter Erfahrung schickte er dem Diener ein, ja nur alle Leute an seiner statt höflich zu grüßen. Mit wahrem Jubel, der sich im lebhaften, unbewußten Fingerspiel auf meinem Arm kundgab, betraten wir die Schwelle des Pfarrhofes, seines Behausung, und unter tausendfachem Dank, welches mir als dem Führer galt, traten wir pünktlich Schlag sieben über die letzte Stufe in die Stube, wo das Essen bereitstand.

Ende

VERLAG ED STRACHE / WIEN / PRAG UND LEIPZIG

Deutsche Dichter aus Prag

Herausgegeben von

Oskar Wiener

Mit 10 Porträts und farbiger Umschlagzeichnung
nach Federzeichnungen von

Friedrich Feigl, Wien

*

In Pappband K 25 — oder M. 13.50 Numerierte Ausgabe auf Büttenpapier K 40 — oder M. 27.—

*

Das Prag der Neunzigerjahre wird wieder lebendig, wo Friedrich Adler und Fritz Mauthner in Prag den Naturalismus der Brüder Hart predigten. Die Jungen scharen sich um Rainer Maria Rilke, der heute schon ein Klassiker des Bildes und der Wortkunst ist, und unter den Jüngsten prangen Namen wie Werfel und Kornfeld, die längst in deutschen Landen als Künder neuer Kunstevangelien gefeiert werden. Daneben singt und rauscht das alte Prager Lied, das Wunderbare und Geheimnisvolle seiner verschlafenen Paläste, die melancholischen Volkswesen seiner weiten fruchtbaren Ebene einfangend. Alle aber haben übersatt an diesem reichen Brunnen deutscher Kultur getrunken und selbst im Heimatflüchtigen webt und lebt die hundertürmige Stadt. So ist dieses Sammelwerk keine leere Anthologie wie viele andere, sondern ein Kulturdokument geworden

VERLAG ED STRACHE WIEN PRAG UND LEIPZIG

Miniaturen

Gedichte von

Johann Pilz

Mit Buchschmuck und 8 farbigen Bilderbeilagen von

Franz von Bayros

Preis gebunden K 27.–, M 16.–

*

Das „Neue Wiener Tagblatt" schreibt über unseren heimischen Dichter in einem Feuilleton vom 8. August 1919: „ ... Johann Pilz erinnert wieder einmal daran, wie viele deutsche Kunst im Böhmerlande im Erdreiche und gegen das „Schlesische" erblühte und wie dieser Boden gedüngt ist mit deutschem Empfinden deutscher Kultur und jener deutschen Sehnsucht, die man fesseln will ... " Miniaturen sind das Buch, das Sehnsuchtslied der deutschböhmischen Heimat

Oskar Wiener

Im Prager Dunstkreis

Roman

Preis geheftet etwa K 14.–, etwa M 5.50, gebunden etwa K 18.–, etwa M 8.–

*

Der Roman dringt in Form und Inhalt völlig neue Motive und schafft damit ein Musterbuch neuromantischer Darstellungsweise. Der Roman spielt in Prag, das unheilige Herz Mitteleuropas pulsiert darin. Es ist ein Zeitroman und ein Träumebuch zugleich modern und doch romantisch. Hat Gustav Meyrink mit seinem elektrisierten Golem die Prager Judenstadt und ihre längst verschwundene Poesie umschrieben, so schildert Oskar Wiener das gegenwärtige, wache Leben Prags, zeichnet seine Bohemiens, das barocke Wesen und Gebaren der Kunstjüngerinnen, Dichter und Maler, ernigloser Schwärmer reiche Mystifikanten, Abenteurer und Phantasten gleiten durch die Geschehnisse des Buches und werden beschattet von den hilfreichen, poesiedurchwitterten Bauwerken und Gärten der herrlichen alten Moldaustadt

VERLAG ED STRACHE / WIEN / PRAG UND LEIPZIG

Böhmische Sagen

Aus alten Quellen geschöpft und neu erzählt von

Oskar Wiener

Preis geb K 15 –, M 9·50

*

Längst verschollene Sagen der Heimat werden wieder lebendig. Verlorenes geglaubtes deutsches Kulturgut doppelt wertvoll, da es gerade jetzt aufs schärfste bedroht ist, ist hier gerettet worden. Das Buch darf in keiner Schule fehlen. Der Maler Zillowsky hat das Buch mit Bildern und Skizzen geschmückt

Geschichten vom Hockewanzel

gesammelt von

Anton Mittel

22. Auflage / Preis geheftet K 4·40, gb K 6·60

*

Ein Buch das in Böhmen zum Volksgut geworden ist. Hockewanzel hieß eigentlich Wenzel Hocke und war Erdäpfelhändler. Seiner Popularität verdankt er die Namensverewigung. Er war ein Mensch von seltener Herzensgüte, von echtem Humor und einer derben Schalkhaftigkeit, die ihn zu einer Art „Till-Eulenspiegel-Ersatz" werden ließ. Er lebte in innigem Kontakt mit den Dorfbewohnern und schuf sich durch sein mitfühlendes, stets hilfsbereites Wesen ein Denkmal im Herzen seiner Zeitgenossen. Diese Sammlung enthält nun überaus witzige, manchmal derbschlichte und seinem Leben, die bezeichnende Erfolge erzielten, daß schon die einundzwanzigste Auflage erschien. Künstliche Illustrationen erhöhen die Gesamtwirkung in bester Weise

*

Von demselben Verfasser erschienen:

Nordböhmische Dorfgeschichten

Drei Teile